

Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert ...

Friedrich Schiller


BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

Hist. univ. ~~perioc~~

514

Schiller.



PHILIPP. II.

Allgemeine Sammlung
Historischer Memoires
vom zwölften Jahrhundert
bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet

herausgegeben

von

Friedrich Schiller

Professor der Philosophie in Jena.

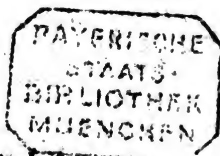
Zweyte Abtheilung.

Sechster Band.

Jena,

bey Johann Michael Mauke, 1794.





Inhalt.

Fünf und zwanzigstes Buch.

Denkwürdigkeiten von Jahr 1608. Schauspiele und Feten im Zeughaus. Komischer Auftritt zwischen dem Herzog von Sully und Pimentel. Große Anerbietungen, welche Heinrich unserm Sully macht, und dieser ausschlägt. Liebschaften und Mätressen dieses Königs. Interessante Unterredung zwischen Ihm und Sully, von den Ursachen Seiner Unzufriedenheit mit Seiner Gemahlin, von der Marquisin von Verneuil und deren Rathgebern. Er braucht Sully in dieser Angelegenheit. Geburt eines dritten königlichen Prinzen. Sully wird zum Richter zwischen dem König und der Marquisin von Verneuil gemacht. Händel des Prinzen von Joinville, des Grafen von Sommerive, des Herzogs von Eguillon und andre Hofintriken. Schwierigkeit, die Ehe des Herzogs von Vendome mit Fräu-

---

Sechs und zwanzigstes Buch.

Sieben und zwanzigstes Buch.

Acht und zwanzigstes Buch.

Heinrichs, den Herzog von Savoien u. s. w. wobey Sully fruchtlose Vorstellungen macht. Er gedenkt seine Stellen nieder zu legen, und sich vom Hof zu entfernen; seine Familie verhindert ihn aber daran. Er schickt Arnaud an Concini ab, der diese Höflichkeit übel aufnimmt. Er vereinigt sich mit dem Prinzen Condé; weise Rathschläge die er ihm giebt; ungeachtet derselben verbindet sich dieser mit seinen Feinden. Andre Hofränke und Streitigkeiten Sully's mit den Ministern und Höflingen. Verfolg und Ende der Cleveschen Sache.

Neun und zwanzigstes Buch.

Verfolg der Denkwürdigkeiten von Jahr 1610. 1611. Gründe des Hasses, welchen die Prinzen, Großen und Minister wider den Herzog von Sully hatten. Er widersetzt sich den Ungerechtigkeiten des Conseils; seine Weigerung gegen die Regentin, eine Rechnung zu unterzeichnen. Streitigkeit, die er im vollen Rath mit dem Herzog von Bouillon hat. Verwirrungen am Hof und im Staatsrath. Salbung Ludwigs des Dreyzehnten. Sully geht nach Montrond, und wird krank. Gründe, welche die Regentin und die Minister nöthigen, ihn zurück zu berufen. Sein Empfang bey dieser Fürstin, welche nachher auf Concini's und der andern Minister Seite gegen ihn tritt. Seine Festigkeit, sich den ungerechten Forderungen der Grossen und der Verschleuderung der königlichen Schätze zu widersetzen. Verdrüßlichkeiten, die man ihm darüber macht. Großer Zwist zwischen ihm, Villeroy und

---

Dreyßigstes Buch.

betrift, und in einer ruhigen Beybehaltung der bereits aufgenommenen Religionen und in Verjagung der Ungläubigen besteht. Politischer Theil: Errichtung von funfzehn gleicher Herrschaften: Beschneidung der allzugroßen Macht des Hauses Oestreich; Theilung des ihm Abgenommenen unter die Europäischen Fürsten und Republiken. Mittel, es dafür zu entschädigen, und Gerechtigkeit dieses Verfahrens gegen dasselbe: Mäßigkeit und Uneigennützigkeit Frankreichs bey dieser Theilung. Errichtung des allgemeinen Raths der Christlichen Republik. Unterhandlungen und andre für die Durchsetzung des großen Entwurfs bey den Europäischen Fürsten und Staaten in Bewegung gesetzte Mittel. Darstellung der zur Ausführung nöthigen Macht und Auslagen. Marsch und Stellung der verbündeten Heere. Der davon zu erwartende Erfolg.

Nachtrag.

Benehmen des Herzogs von Sully, bey der Protestantenversamlung zu Chatelleraut, Benehmen dieser Versammlung in Beziehung auf die persönlichen Angelegenheiten Sully's. Antheil, den er an der Sache des Herzogs von Rohan hatte, in Ansehung der Stelle in Saint Jean D'Angely. Vertrauen der Regentin zu ihm, und Briefe von ihr an ihn während der Empörung der Prinzen und Calvinisten. Seine Rathschläge und Dienste bey dieser Gelegenheit. Er wird Marschall von Frankreich. Kummer, den ihm das Betragen seines Sohns und Enkels verursacht. Zustand seiner Familie und Verordnung, die er unter seinen

Kindern

Kindern wegen seiner Güter macht. Sein Tod. Ehrengepräng, das die Herzogin von Sully veranstaltet. Sein Mausoleum, seine Grabschrift. Einzelheiten von seinem Betragen im Innern seines Hauses, von seinem Privatleben. Beschäftigung der Herzogin seiner Gemahlin. Gesinnungen des Herzogs in Ansehung der Religion. Oeffentliche und besondern Werke, die er aufführen ließ. —

S ü l l y.

Sechster und letzter Band.

Fünf und zwanzigstes Buch.

1608.

In den Denkwürdigkeiten von diesem Jahr habe ich so wenig, als in denen vom vorhergehenden, irgend eine jener ausserordentlichen Begebenheiten zu erzählen, die man mit Entsetzen oder mit Verwunderung liest. Ich werde hier meine gewöhnliche Nachrichten von der Regierung, Neuigkeiten vom Hof und von Heinrichs und meinem eigenen Privatleben fortsetzen. Der Winter verging ganz unter noch größern Lustbarkeiten als in den vorhergehenden Jahren, und unter sehr prachtvoll angeordneten Hoffesten. Der König hatte aus Italien Schauspieler kommen lassen, mit denen Er sich sehr gern belustigte. Oft bestellte Er sie nach Fontainebleau, um sie dort vor Sich spielen zu lassen; und in meiner Abwesenheit befahl Er meinem Sohn, man soll ihnen ja ihren Gehalt richtig bezahlen. Das Zeughaus war immer der Ort zur Aufführung dieser Spiele oder Schauspiele, die einige Zurüstung erforderten. Der König kam auch bisweilen dahin zum Ringelrennen, in meiner Abwesenheit, wiewohl Er bemerken wollte, daß dann nicht dieselbe Ordnung und Pünktlichkeit dabey sey, als wenn ich anwesend wäre. Die Königin und alle Hofleute fanden nirgends soviel

Vergnügen, als bey den Theatervorstellungen. Ich hatte dazu einen sehr geräumigen Saal nebst einem amphitheatralischen Parterre anlegen und einrichten lassen, nebst einer großen Menge Logen in verschiedenen Gallerien, von einander so abgesondert, daß jede ihre besondere Treppe und Thüre hatte. Zwo von diesen Gallerien waren für die Damen; keine Mannsperson hatte hier Zutritt. Dies war ein Punkt meiner Policey, über dem ich streng hielt, und es nicht zu gering für mich erachtete, selbst die Aufsicht darüber zu führen.

Einst als man ein sehr schönes Ballet in diesem Saal gab, beobachtete ich einen Menschen welcher eine Dame an der Hand hielt, und mit ihr in eine der weiblichen Gallerien gehen wollte. Es war ein Fremder, dem ich gleich am schwarzbraunen Gesicht sein Vaterland ablas: „Monsieur — sagte ich zu ihm — „Sie werden „so gut seyn, eine andere Thüre zu suchen, denn ich „glaube nicht, daß Sie mit Ihrem Teint da hoffen „können, für eine schöne Dame gehalten zu werden.“— „Gnädiger Herr, — antwortete er in sehr schlechtem französisch — „sobald Sie wissen wer ich bin, werden „Sie mir, dieß bin ich versichert, die Höflichkeit nicht „versagen, mich mit dieser schönen weissen Dame, so „schwarz ich auch seyn mag, da hinein gehen zu lassen. „Ich heiße Pimentel, und habe die Ehre sehr gut „bey Sr Majestät zu stehen, und oft mit Ihnen „zu spielen.“ — Dies war denn freylich nur allzu wahr! Dieser Fremde, von dem ich schon gehört hatte, hatte dem König unermeßliche Summen abgewonnen. „Was zum Teufel — sagte ich zu ihm, und stellte mich dabey ganz aufgebracht — „Sie sind „also wie ich sehe, dieser große Portugesische Schlepp„sack (1) der dem König immer das Geld abnimmt. „Beym Donner, da kommen Sie bey mir just zum rech-

„ten!

„ten! Ich mag und will solche Leute nicht." — Er wollte antworten, ich stieß ihn aber zurück und sagte: „fort, fort! suchen Sie ein andres Loch; denn Sie wer„den mich mit Ihrem Kauderwelsch da nicht andern „Sinnes machen." — Als ihn der König nachher fragte, ob er das Ballet nicht schön und vollkommen gut getanzt gefunden hätte, antwortete Ihm Pimentel: er hätte es zwar gern sehen wollen, sey aber an einer Thüre auf Seinen Großfinanzierer gestoßen, welcher mit seiner negativen Stirn ihn wieder habe abtrollen lassen. Dabey erzählte er dann sein Abenteuer, das dem König, so wie er es vorbrachte, so lustig vorkam, daß Er recht herzlich darüber lachte, und nicht unterließ den ganzen Hof damit zu regaliren.

Ich will hier nicht erst lange die Wendungen einer falschen Bescheidenheit erkünsteln, um zu verstehen zu geben, daß das Vertrauen, welches der König in mich setzte, nun so weit ging, daß ich den stolzen Titel eines Günstlings hätte erlangen können, wenn ich darnach gestrebt hätte. Man urtheile nach den Anerbietungen, welche mir in diesem Jahr von Sr Majestät gemacht wurden. Ich muß aber ein wenig weiter ausholen.

Unter den Verläumdungen, welche mich 1605 meinem Sturz so nahe brachten, wollte man Heinrich auch durch geheime Einblasungen, die Er mir nachher selbst entdeckte, bereden: ich gehe darauf um, meinem Sohn (2) durch eine vortheilhafte Heurath ein solches Vermögen zu verschaffen, daß Er dadurch Sr Majestät selbst furchtbar werden könnte. Daran sollten auf meinen Befehl, oder auch aus bloßer Begierde sich mir gefällig zu machen, bereits so viele Personen arbeiten, daß ich nur zu wählen hätte, welche von den Fräuleins, von Bourbon, Mayenne, Montmorency, Bouil-

 lon

lon und Crequy ich haben wollte, um so mehr also unter den Töchtern der reichsten Partikuliers im Reiche, falls ich große Reichthümer einem großen Namen vorziehen wollte. Dieß war einer der Hauptpunkte jener langen und ernsthaften Unterredung, die ich im vorigen Jahr mit Sr Majestät in dem Bücherkabinet hatte, und von welcher ich das, was ich davon enthüllen darf, bis auf schickliche Gelegenheiten aufgehoben habe. Heinrich fragte mich: was ich für Absichten mit meinem Sohn hätte, und was an dem allem wäre, was Er davon reden hörte? Ich gestand Ihm, es sey wahr, man habe mir in Ansehung aller dieser Partien Anträge gethan, die einen Ehrsüchtigen wohl hätten verblenden können; ich habe aber nichts darauf erwiedert, als daß ich, nur aus der Hand Sr Majestät, eine Gattin für meinen Sohn empfangen würde und müßte.

Der König bezeugte mir, daß Er mir diese Antwort und diese Gesinnungen sehr Dank wisse, eröffnete sich mir dann ganz, und sagte: zwey Dinge würden Ihm bey mir gleich unangenehm seyn. Das eine wäre, wenn ich eine Mißheurath treffen würde, da ich doch wisse, wie sehr es Ihm zuwider sey, sehen zu müssen, wie sein vornehmster Adel sein edles Blut mit bürgerlichem und gemeinem vermische. Eben so würde Er es ansehen, wenn ich mir dagegen auf der andern Seite in den Kopf setzte, eine Gemahlin aus dem Hause Bourbon, Lothringen oder gar Bouillon zu wählen. Von den fünf Mädchen also, von denen man für Rosny gesprochen habe, sehe Er nur das Fräulein von Crequy, auf die Seine Wahl fallen könnte, indem jedermann die Häuser Bonne, Blanchefort und Agoust als zu dem gemeinsten Adel gehörig ansehe, ob sie gleich sonst sowohl durch große Beyspiele von persönlicher Tapferkeit als durch glänzende Würden ausgezeichnet wären.

ren. Heinrich bestärkte sich in diesem Gedanken und setzte hinzu: Er wolle, daß der Antrag durch niemand als durch Ihn geschehe, und werde eine schickliche Zeit dazu nehmen. Dies that Er denn auch beynahe unverzüglich.

Lesdiguieres und Crequy waren nicht schwer zu bereden. Ich kann sogar sagen, daß die Ungeduld, mit welcher sie bey mir die Abschließung dieser Sache betrieben, nicht eher rastete, bis sie alle Artikel des Ehevertrags nicht nur festgesetzt sondern auch unterzeichnet sahen. Ich kann auch mit Wahrheit sagen, daß sie in Ansehung der Bedingungen meinerseits keine Schikane fanden. Ich wollte mir zärtliche Freunde, noch eher als nahe Verwandte machen; und in den folgenden Jahren fiel nichts vor, das mich nicht in dem Gedanken bestärkt hätte, daß ich mir diese Beruhigung wirklich verschafft habe. Ich dachte aber freylich nicht daran, daß diese Jahre für mich eine Zeit des Ruhms und des Glücks waren. Sie ist vorüber; diese Freunde sind mit meiner Fürstengunst verschwunden. Mit meinem Glück waren auch diese Verwandte voll Ehrerbietung weg! Was sage ich? Es konnte meinem und meines Sohnes Unfall sogar auch nicht an Ursachen fehlen, tausendfach die unglücklichste aller Verbindungen zu verwünschen. Daß ich nicht die Gabe besaß in den Herzen zu lesen! Doch, vielleicht habe ich dem Himmel für meinen Irrthum und meine Leichtgläubigkeit zu danken. Die Versuchung, der ich mich kurz darauf ausgesetzt sah, würde sonst vielleicht meinem Gewissen zu groß worden seyn.

Obschon die beschlossene Ehe nicht sogleich vollzogen wurde (3), weil wir die Zeit dazu der Bestimmung Sr Majestät überließen, so betrachtete ich doch von dem Augenblick an das Band, daß die Crequy's mit meinem Hause verband als unauflöslich; und war so

sehr der Narr meines Herzens, daß diese Verbindung einer der Gründe für mich war, die mich abhielten, mich von der angenehmen und lachenden Aussicht locken zu lassen, die sich gegen das Ende des letzten Jahrs auf Einmal meinen Blicken zeigte; dies war einige Monate nach unsrer Uebereinkunft und noch heller zu Anfang des itzigen. Ehe ich es darlege, schicke ich die Bemerkung voraus, daß es abermals eine Wirkung der abgefeimtesten Bosheit meiner Feinde war, durch die ich mich in einer Lage sah, wo es einzig von mir abhing, mich auf einem Gipfel von Glanz und Größe zu sehen, über welchen hinaus kein bloßer Privatmann die Augen erhebt.

Meine Feinde fingen an, dem König beyzubringen, und zwar unter dem Schein eines Eifers für Ihn und mich, den Er für sehr aufrichtig hielt: Er habe noch nicht genug für mich gethan, und müsse keinen Anstand nehmen, mir alles, was in Seiner Macht stünde, zu geben, und mich zu dessen Annahme zu bewegen, ohne von mir etwas anders dagegen zu verlangen, als eine einzige Sache, welche denn freylich wesentlich und unumgänglich erforderlich scheine, — die Verlassung der Protestantischen und Annehmung der Katholischen Religion. Ihre Absicht dabey war sicher nicht, mir ein großes Glück zu verschaffen; im Gegentheil wird es mir leicht seyn, den Beweis zu führen, daß die Absicht, welche sie dabey im Schild führten, derjenigen schnurstracks entgegen war, welche ihr Antrag zu haben schien. Da sie nemlich innerlich ein hinlänglich gutes Zutrauen zu mir hatten, um sich überzeugt zu halten, daß ich mich weigern würde, meine Erhebung mit meiner Religion zu erkaufen, so erwarteten sie mich bey dieser Weigerung, um dem König daraus den Schluß beyzubringen, daß Er alles von einem Menschen zu fürch-

fürchten hätte, welcher fähig wäre, auf solche Art seine Religion über einen Vortheil triumphiren zu lassen, gegen welchen gewöhnlich nichts Heiliges noch Unheiliges aushält. — Der König faßte jene Idee auf, von welcher Er selbst vielleicht nicht sehr weit entfernt war, allein mit einer so ganz andern Gesinnung, als die, welche sie Ihm vortrugen, daß ich Ihm vielmehr nie zu sehr Dank dafür wissen kann.

Er ließ mich eines Morgens ins Louvre kommen, verschloß sich mit mir allein ins Bücherkabinet, und sagte: „Nun, Freund, Sie haben ja recht sehr Eile gehabt, die Vermählung Ihres Sohnes zu schließen, „und ich weiß eben nicht, warum. Denn weder in „Ansehung der Verbindung, noch der Güter, noch der „Person sehe ich dabey große Vortheile für euch! — Heinrich erinnerte sich also wahrscheinlich nicht mehr, daß ich alles nur auf Seinen ausdrücklichen Befehl gethan hatte. „Ich habe beschlossen — fuhr Er fort, — „mich Ihrer mehr als je zu bedienen, und Sie „und Ihr ganzes Haus zu jeder Art von Gütern, Ehre und Hoheit zu erheben; Sie müssen mir aber auch „ein wenig dabey entgegenkommen. Denn wenn Sie „auf Ihrer Seite nicht ebenfalls das Ihrige dazu beytragen, wird es mir schwer werden, es durchzusetzen, „ohne dem Gang meiner eignen Angelegenheiten hinderlich zu werden, und, mich noch größerm Tadel auszusetzen, was sicher Ihr Wille nicht ist. — Was „ich also thun will, Sie mit mir zu verbinden, ist „dieß, daß ich Ihrem Sohn meine Tochter Vendome (4) mit zweymal hunderttausend Thalern baar, „und zehntausend Thalern Pension gebe, dazu die Befehlshaberschaft in Berry, womit ich die in Bourbonnois verbinden werde, sobald Frau von Angouleme „gestorben seyn wird, nebst dem Kronguth, welches

„sie daselbst besitzt, indem ich den Kaufpreis zurückbe„zahlen werde. Ich will Ihm auch die Anwartschaft „auf Ihre Generalfeldzeugmeisterstelle geben, und die „Befehlshaberschaft Poitou Ihrem Tochtermann. Sie „selbst sollen dafür die in der Normandie haben; denn „ich sehe wohl, der arme Herr von Montpensier (5) „wirds nicht mehr lang treiben, so wenig als der Herr „Connetable, dessen Stelle ich ebenfalls für Sie be„stimme, und worauf ich Ihnen von itzt an die An„wartschaft geben will. Allein zu dem allem müssen „Sie mir dadurch behülflich seyn, daß Sie und Ihr „Sohn katholisch werden. Ich bitte Sie, schlagen „Sie mir dieß nicht ab; denn es ist zum Besten mei„nes Diensts, und zur gänzlichen und sichern Versor„gung Ihres Hauses." —

Was ich hier erzähle, ist so sehr die Eitelkeit zu erwecken und zu kitzeln fähig, daß ich mich, um diese Schlinge zu vermeiden, aller Anmerkungen enthalte, selbst derer, welche mir die Güte eines Herrn darböten, der mich noch bittet, während er mich mit Wohlthaten überschüttet (1). Ich antwortete Ihm, soviel ich mich erinnere: Er erzeige mir zu viel unverdiente, ja sogar unverhoffte und unverlangte Ehre. In Ansehung der zween Vorschläge, die meinen Sohn angingen, hätte ich nichts zu entscheiden, indem Se Majestät allein Herr seiner Versorgung wären, und er selbst fähig sey, sich eine Religion zu erwählen, seit ein reifes Alter ihn in Stand gesetzt habe, alle dazu nöthige Betrachtungen anzustellen. Allein in Ansehung meiner sey dieß eine ganz andere Sache. Ich würde würklich in Verzweiflung gerathen, wenn ich an Ehre, Gütern und Würden auf Kosten meines Gewissens reicher werden sollte. Wenn ich je in den Fall kommen sollte, meine Religion zu ändern, so fühle ich wohl, daß

daß dieß nur innere Ueberzeugung bey mir zu bewirken vermöge, nicht Ehrsucht, Geiz, Eitelkeit. Würde ich es damit anders halten, so müßte ich ja dadurch nur Sr. Majestät ein Herz verdächtig machen, das ich nicht einmal meinem Gott getreu erhalten hätte.

„Warum — erwiederte Heinrich mit einer Herzlichkeit, die mich empfindlich rührte — „warum sollte „ich Ihnen denn alsdann nicht mehr trauen, da Sie „ja doch weiter nichts thäten, als was ich selbst auch „gethan habe und wozu Sie sogar selbst mir riethen, „als ich Ihnen davon sagte? Ich bitte Sie noch ein„mal: verschaffen Sie mir diese Beruhigung, überlegen „Sie es wohl; ich gebe Ihnen dazu einen Monat „Bedenkzeit. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen nicht „alles halten möchte, was ich Ihnen verspreche.“ — „Ich habe ganz keinen Zweifel Sire — antwortete „ich — gegen die Unverbrüchlichkeit Ihres Worts; „ich wünsche nichts so sehr, als Ihnen zu gefallen, „und werde das Bestreben darnach nie unterlassen, wo „es irgend in meiner Macht steht. Ich verspreche Ih„nen, alles sehr ernstlich zu überlegen, was Sie die „Gnade hatten mir vorzutragen, und hoffe immer, „Ew. Majestät zu befriedigen, wenn es auch gleich „nicht auf die Art geschehen sollte, wie Sie denken.“

Als die Protestanten von einer Aufhebung meiner Verbindung mit Lesdiguieres und von Vermählung des Fräuleins von Vendome mit meinem Sohn hörten, — denn das Gerücht davon hatte sich bald überall verbreitet, — glaubten alle: diesmal würde ich nun für sie verloren seyn. Schon lange her beschuldigten sie mich mit den bittersten Vorwürfen, daß ich an dem Untergang der Protestanten in Frankreich arbeite, indem ich dem König diese beträchtliche Summen aufschichte, nebst

all

all dem Kriegsvorrath, von dessen Gewicht sie zuerst erdrückt zu werden, sich in ihrem Schrecken einbildeten. Vergebens suchte ich sie zu überreden, daß sie nichts dergleichen von einem König wie Heinrich zu befürchten hätten. Ihr Vorurtheil brachte sie immer wieder auf ihren alten Argwohn gegen mich. Das neueste bestärkte sie nun ganz darinn. Die Liebkosungen, welche Heinrich meinem Rosny machte, den Er sehr oft mein Sohn nannte; den Zutritt, den ich allen Geistlichen gestattete; die Wiederaufbauung von Kirchen, Hospitälern und Klöstern, worauf ich jährlich eine beträchtliche Summe von den königlichen Geldern verwendete; das Breve Pauls V. wovon mehrere Abschriften umherliefen; und was weiß ich? — tausend Dinge, von denen man itzt Aufhebens machte, schienen ihnen unwiderlegliche Beweise meiner Untreue.

Die Vornehmsten dieses Religionstheils, besonders die Prediger, schienen um so verlegener darüber, als es nicht bloß auf einen Triumph ankam, den ihre Feinde über sie erhalten würden, sondern sie auch, wie sie sogar laut sagten, überzeugt waren, daß ich, wenn ich einmal von ihnen übergetreten wäre, nicht bey einer bloßen Gleichgültigkeit gegen sie stehen bleiben, sondern ihr hitzigster Verfolger werden würde. Ich hörte, weiß nicht wie lange nichts als Ermahnungen, Vorstellungen und Zureden von ihnen, welche aber gegen die Reden des Königs sicher von keiner Kraft gewesen wären, hätte ich nicht zum Glück meine Kraft in mir selbst gefunden. Die Gräfinn von Sault, Lesdiguieres und alle Crequy's arbeiteten unterdessen ihrer Seits lebhaft daran zu verhindern, daß die beschlossene Ehe nicht rückgängig und die mit Fräulein von Vendome nicht geschlossen werden möchte. Sie wollten die Königin bereden: Sie müsse sich für sie

verwen-

verwenden, und sich über das beschweren, was im Werk sey. Als sie sahen, daß Sie nichts damit zu thun haben wollte, fingen sie, um mich zu halten, wieder an, alles hervor zu suchen, was sie für das kräftigste hielten. Dienstfertigkeit, zuvorkommende Höflichkeit, Versicherungen, Versprechungen, Schwüre, alles wurde in Bewegung gesetzt, um mich von einem Vorhaben abzubringen, das — mir noch gar nicht in den Sinn gekommen war.

Ich reiste unter dieser Zeit von Paris auf zehn bis zwölf Tage nach Sülly und meinen andern Gütern, von wo ich kaum zurück war, als der König Villeroy an mich schickte, um meine Antwort auf Seine Vorschläge abzuholen. Es war mir nicht unangenehm, nur Einen Zeugen zu haben, vor dem ich alle meine Gedanken freyer erklären konnte. Die Zeit hatte mich nur noch mehr darinn befestigt. Ich sagte daher Villeroy: ich danke Sr. Majestät unterthänigst für alle die Ehre, die Sie mir erzeigten; ich könne nicht einwilligen, mich mit Stellen von Personen, die noch lebten, bekleidet zu sehen; und wenn sie selbst erledigt wären, würde ich mich ihrer nicht werth halten, hätte auch schon genug an meinen itzigen. Was meinen Sohn betreffe, so hätte ich ihm nie einen andern Rath zu geben, als Gehorsam gegen den König und die Stimme seines Gewissens. Ich hatte meine Ursachen, noch kürzer in Ansehung meiner Religionsveränderung abzubrechen, und sagte Villeroy: meine Antwort hierüber dem König zu hinterbringen, habe ich den Kardinal du Perron ersehen. Dieser dachte, so wie Heinrich: dieß möchte wohl etwas mehr zu bedeuten haben. Heinrich kündigte es ihm selbst in großer Hofnung an; und ich sah auch bald darauf, du Perron bey mir ankommen, welcher in mich drang ihm mein

Herz

Herz aufzuschließen. Ich that es und legte Stärke und selbst Theologie (6) genug in meine Antwort, um ihm begreiflich zu machen, daß er sich sehr geirrt habe. Weder seine Gelehrsamkeit noch seine Beredsamkeit rührten mich, und er hinterbrachte dem König wieder: ich sey unerschütterlich.

Heinrich, der nun selbst auch noch einen letzten Versuch machen wollte, ließ mich holen, und wiewohl er nichts als Liebkosungen, Zärtlichkeit und Zureden einer alten Freundschaft — wenn es mir erlaubt ist, mich so auszudrücken — anwendete; begriff ich doch bald, daß die Gefahr noch nie so dringend gewesen war als itzt, besonders, als ich hören mußte, daß Er mir meine Beständigkeit als Härte gegen Ihn vorwarf, und als einen Beweis, wie Er sagte, daß ich Ihn nicht mehr liebe. Er sagte mir endlich: dieß sey das letztemal, daß Er mit mir davon rede, und ich solle Ihm wenigstens meinen Sohn geben. Darauf antwortete ich abermals, daß ich Ihm den nicht verweigere. Es sey mir aber unmöglich, gegen ihn das väterliche Ansehen zu gebrauchen, um ihn zu der katholischen Religion zu zwingen. — Seine Festigkeit kam beynahe der meinigen gleich. Der König, der Seine Tochter keinem von den Prinzen geben wollte, beschloß, sie dem Sohn des Herrn Connetable zu geben. Die Gräfin von Sault ergriff diesen Augenblick, um von neuem noch stärker auf die Vollziehung der Ehe ihrer Enkelin zu dringen.

Nun kam es noch darauf an, den Gegenstoß meiner Feinde zu pariren. Ich vernachläßigte dies nicht. Sobald ich sah, daß sie sich in Positur legten, um auszufallen, ergriff ich den Augenblick um dem König zu schreiben: ich wisse wohl alles was man Ihm vorbringe, um Ihm meine Reden, Handlungen und Gedan-

danken in einem gehässigen Licht vorzustellen, und daß man mir selbst Dinge Schuld gebe, die ich nicht sagte, nicht thäte und nicht dächte. Ich bäte Ihn inständigst, sich jederzeit des Versprechens zu erinnern, das Er mir gemacht hätte, mir selbst sowohl Seinen Willen als Seine Ursachen von Unzufriedenheit mit mir, zu erklären. — Er antwortete mir auf eine Art, die mich ganz über die Kabale meine Feinde beruhigen konnte: ich hätte das mit allen hoch angestellten Männern gemein, mehr Neid als Mitleid zu erregen; „Sie „wissen — sagte Er — ob ich selbst davon frey bin, und „zwar bey Einem Religionstheil wie bey dem andern. „Was Sie zu thun haben, ist, daß, so wie ich mich in „allen meinen Angelegenheiten Ihres Raths bediene, „Sie sich auch in den Ihrigen, die Sache mag noch „so unbedeutend seyn, des meinigen dagegen bedienen. „Er kommt von dem treuesten Freund, den Sie in „der Welt haben können, und von dem besten Herrn, „der je war.“ —

Nicht ohne Grund berief sich Heinrich hier auf Sein eignes Beyspiel. Er hatte auch Seine Beunruhigungen und Seine noch geheimern Feinde. Denn ob man schon nicht mehr, wie in den vorhergehenden Jahren, dem Ausbruch nahe Empörungen sahe, weil der Gebrauch von Gewalt, welchen man gesehen hatte, den Uebermuth und die Meuterey genöthigt hatten, sich verborgen zu halten, so ist es doch nur allzuwahr, daß man noch am Hof und unter allen Angesehensten des Reichs denselben ungestümmen unruhigen und neuerungssüchtigen Geist wahrnahm, der so lange Zeit alles aufgerührt hatte. Er brachte nichts mehr hervor, als Familienzwietracht und Händel unter Privatpersonen, welche Heinrich auf alle mögliche Art zu dämpfen bemüht war, indem Er sie als einen Keim ansah, aus dem man nichts als verderbliche Früchte erwarten dürfte.

Es

Es war Ihm sehr unangenehm, daß Er damit nicht überall so durchkommen konnte, wie er gewünscht hätte. Die Regierung dieses Herrn hatte bey ihrer sonstigen mannichfaltigen Aenlichkeit mit der des Augusts, auch dies noch mit ihr gemein. Deßwegen setzte Er sich auch dessen Beyspiel meistens zur Nachahmung Aequitate, non aculeo! (gutmüthig, nicht stechend!) Dieß war die Devise, die ich nach Seinem Willen auf die goldnen Denkmünzen dieses Jahrs setzte, welche einen Bienenschwarm in der Luft vorstellten, der mitten unter sich seine Königin — ohne Stachel hatte. Ich überreichte sie Ihm, als Er aus Seiner kleiner Galerie in die große ging, welche in die Tuilerien führt. Wir gingen lange darin umher, und sprachen von dem itzt erwähnten Gegenstand, und von eben den häuslichen Verdrüßlichkeiten, welche mich schon so oft das Unglück dieses allzuguten und allzusanften Herrn beweinen ließen.

Man wird bey den vorigen Jahren bemerkt haben, wie genau ich meine gethane Zusage erfüllte, den Leser mit den Schwachheiten Heinrichs zu verschonen. Sorgfältig verbarg ich meinen Geheimschreibern und sonst jedermann, was hierüber zwischen Ihm und mir in langen und geheimen Unterredungen gesprochen wurde. Seit der Marquisin von Verneuil ist keine Buhlschaft Heinrichs in diesen Denkwürdigkeiten vorgekommen. Ich wollte lieber alle Mühe, die ich in diesem Stück zu tragen hatte, unbekannt bleiben lassen, als sie auf Kosten des Ruhms meines Herrn darstellen. Vielleicht daß ich diese Gewissenhaftigkeit zu weit trieb; denn das Publikum ist schon so sehr gewöhnt an die Namen der Frau von Moret (7) Fräulein des Essarts, der alten Frau von Angouleme, der Gräfin von Sault, der Frauen von Ragny und Chaulivault, zwoer von

mei-

meinen Verwandten, des Commandeur von Sillery (8) Rambkuillet, Morillac, Duret des Arzts, eines andern jüdischen Arztes und vieler andern der ansehnlichsten am Hof, die alle verschiedentlich bey diesen Auftritten ihre Haupt- oder Nebenrollen spielten, — daß ich viel sagen könnte, ohne etwas neues beyzubringen. Es würde aber dennoch immer nichts seyn, als eine frostige Wiederholung von Stückchen, die im Grund alle im Stil derer sind, von denen ich oben bereits einige Proben gegeben habe.

Der Grund, den ich habe, bey folgendem Fall eine Ausnahme hievon zu machen, liegt ganz darinn, daß mein persönliches Betragen dabey einige Rechtfertigung bey dem Publikum nöthig zu haben scheint, dem er nicht verborgen blieb. In einem der Augenblicke, da Heinrich die Indiskretion der Königinn am lebhaftesten fühlte, gieng das Gerücht: Er habe sie sehr aufgebracht verlassen, und sey nach Chantilly gegangen, ohne von ihr Abschied zu nehmen. Dieß war wahr; er kam durchs Zeughaus, und schüttete sein ganzes Herz vor mir aus. Er reiste dann ab, ich gieng ins Louvre, um wo möglich die Königinn zu sprechen, und hatte nur einen einzigen von meinen Geheimschreibern bey mir, der nicht mit mir in das kleine Kabinet dieser Dame gieng, worein sie sich jetzt verschlossen hatte. Die Concini war an der Thüre dieses Kabinets, mit dem Kopf auf dem Ellenbogen gestützt, wie eine schlafende, oder wenigstens sehr tief sinnende Person. Ich weckte sie auf. Sie sagte zu mir, die Königinn habe sie nicht in Ihr Kabinet lassen wollen, das jedoch für mich aufgemacht wurde, sobald ich mich genannt hatte. 9).

Ich fand die Königinn beschäftigt, einen Brief an den König aufzusetzen, den sie mich lesen ließ. Sie hat-

hatte darein soviel Bitterkeit und Galle ausgegossen, daß er sicher nur eine sehr schlimme Wirkung hervorbringen konnte. Ich stellte ihr die Folgen davon so nachdrücklich vor, daß sie endlich einwilligte, ihn zu vernichten, jedoch sehr ungern, und unter der Bedingung, daß ich ihr einen andern sollte machen helfen, worinn nichts vergessen wäre, was sie dem König ihren Gemahl so gegründet vorzustellen hätte. Grösseres Unheil zu verhüten, mußte ich ihr nach diesem Gedanken dienen; nicht ohne häufige Wendungen unter uns wegen Wahl und Stärke der Ausdrücke. Ich hatte meine ganze Geistesgegenwart nöthig, um zu ersinnen, wie ich die Königin zufrieden stellen könnte, ohne den König dagegen unzufrieden zu machen, noch den schuldigen Respekt aus den Augen zu verlieren. Die Königin beschwerte sich darinn über die ewige Galanterien des Königs ihres Gemahls, allein einzig aus dem heißen Verlangen, sein Herz allein zu besitzen. Wenn sie dabey ein wenig allzu unbedingt die Aufopferung ihrer Nebenbuhlerinn zu verlangen schien, so waren ihre Ruhe, ihr Gewissen und ihre Ehre, das Beste des Königs, Seine Gesundheit und Sein Leben, das Wohl des Staats, die Sicherheit der Thronfolge für ihre Kinder, welche die Marquisin sich immer noch anzufechten erdreistete, so viele Beweggründe, welche ihr dieß nothwendig machten. Sie wollte Sein Herz durch Mitleiden zu rühren suchen, indem sie Ihm die Kinder, die sie von ihm hätte, bringen wolle, um sich Ihm zu Füßen zu werfen. Sie erinnerte Ihn an alle Seine Versprechungen, und nahm Gott zum Zeugen, daß sie, wenn Er sie erfüllen würde, ganz aller Rache an der Marquisin von Verneuil entsagen wolle.

Bey allen meinen mühsamen Milderungen muß ich doch noch nicht Geschicklichkeit und Fruchtbarkeit genug

genug gehabt haben. Denn der König hielt sich grob beleidigt durch diesen Brief, als Er ihn erhalten hatte, und nur um so mehr weil Er sogleich einsah, daß er nicht die Arbeit der Königin wäre. Ich erhielt alsbald folgendes Billet von Ihm: „Mein Freund, ich habe „einen Brief von meiner Frau bekommen, den aller„unverschämtesten, den man schreiben kann. Ich „ärgere mich nicht so sehr über sie, als über den, „der ihn angegeben hat, denn ich sehe wohl, daß es „nicht ihr Machwerk ist. Erkundigen Sie sich also, „und suchen Sie zu entdecken, wer ihn gemacht hat; „in meinem Leben soll er kein gnädiges Gesicht von mir „bekommen, noch mir unter die Augen dürfen." — So sicher ich mich auch hielt, machte mich doch dieß Billet nachdenklich. —

Drey oder vier Tage darauf kam der König nach seiner Ankunft von Chantilly ins Arsenal. Ich war dabey in ziemlicher Verlegenheit über die Fragen, denen ich entgegensah. Denn Er kam bloß deßwegen zu mir. „Nun! — sagte Er — sind Sie noch nicht „auf der Spur, wer meiner Frau den Brief gemacht „hat?" — Noch nicht so recht, Sire — antwortete ich, indem ich mich einer List bediente — in zween Ta„gen aber hoffe ich Ihnen völliges Licht in der Sache „geben zu können, — vielleicht auch wohl noch eher, „wenn ich wüßte, was denn eigentlich beleidigendes „für Sie darinn war. — Wie! — sagte Er — das „ist ein Brief, recht sehr gut geschrieben, voll von Ver„nunftgründen, Gehorsam und Unterthänigkeit, der „mich aber lachend beißt, und schmeichelnd krallt. Ein„zeln finde ich nichts daran auszusetzen, aber im Gan„zen ärgert er mich, und sollte mich noch weit mehr „ärgern, wenn er öffentlich bekannt würde." — Aber, „Sire, wenn er so ist, wie Sie sagen, so kann er ja

 wohl

„wohl auch in guter Absicht geschrieben worden seyn, „und um größeres Uebel zu verhüten? — Nein! „Nein! — unterbrach Er mich — er ist mit Bosheit „geschmiedet um mich bis zum Zorn zu sticheln. Hät„te meine Frau Sie zu Rath gezogen, oder einen an„dern meiner getreuen Diener, so sollte michs nicht so „sehr ärgern.“ — Also wirklich Sire, wenn es einer „Ihrer getreuen Diener wäre, würden Sie deshalb „nicht unwillig auf ihn werden?“ — Ganz und gar „nicht; denn er hätte es ohne Zweifel in guter Absicht „gethan. — So ist es, Sire; ärgern Sie sich also „nun nicht; denn ich habe den Brief gemacht, aus Be„sorgniß, daß er sonst noch schlimmer ausfallen dürfte. „Wenn Sie meine Gründe hören wollen, werden Sie „sagen, ich habe gehandelt, wie ich handeln mußte. „Und um Ihnen ganz keinen Zweifel darüber übrig „zu lassen, will ich Ihnen meine eigne Urschrift neben „dem Schreiben der Königin aufweisen.“ Dabey zog ich das Papier aus meiner Tasche, und überreichte es Ihm.

Beim Durchlesen ließ Er mich einige Worte darinn bemerken, für welche die Königin beim Abschreiben andre beträchtlich minder milde gesetzt hatte. „O gut— „sagte Er dann, — da Sie es sind, so reden wir wei„ter nicht davon; mein Herz ist zufrieden. — Das „ist aber noch nicht genug, — fuhr Er fort, indem „Er sich des Gewichts, das ich bey dieser Gelegenheit „bey der Königin zu haben geschienen hatte, bediente— „Sie müssen mir einen doppelten Dienst erweisen? — Ich hörte Ihm mit Aufmerksamkeit und ohne Ihn zu unterbrechen, zu, wiewohl Er sehr lang sprach, und will hier Seine eigne Worte anführen, die ich sogleich zu Papier brachte. Denn aus solchen vertraulichen Reden kann man, denke ich, das Innre der Gemü-

ther und den wahren Charakter des Herzens am besten kennen lernen.

„Ich habe erfahren, — sagte er — daß meine Gemahlin zweymal hergekommen ist, während ich auf „der Jagd war; daß sie sich allein mit Ihnen in das „Kabinet Ihrer Gemahlin verschlossen hat, und jedesmal über eine Stunde da geblieben ist; daß sie beim „Weggehen obschon mit zornflammendem Gesicht und „thränengeschwollenen Augen, dennoch gegen Sie „freundlich war und Ihnen dankte, kurz, daß sie ganz „zufrieden mit Ihnen schien. Und damit Sie nur wissen, daß ich nicht unrecht berichtet bin, will ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen, daß ich dieß alles von meiner Muhme Rohan, Ihrer Tochter, habe, nicht daß sie die Klätscherinn hätte machen wollen, sondern weil sie glaubte, daß es mir lieb seyn „würde, Sie in so gutem Vernehmen mit meiner Frau „zu sehen. Es muß wohl zwischen der Königin und „Ihnen von Dingen von Wichtigkeit die Rede seyn. „Denn sie hat mir nie ein Wort gesagt, das mir zur „Entdeckung des mindesten nähern Umstands hätte behülflich seyn können, was ich auch für Fragen darüber an sie thun mochte. Ich verbiete Ihnen wenigstens, und bey der Gefahr mich sehr stark zu beleidigen, daß Sie nichts gegen meine Muhme Rohan äussern. Ich würde dadurch das Vergnügen „verlieren, das ich bey ihr finde, wenn ich herkomme, „und sie würde mir nichts mehr erzählen, wenn sie „wüßte, daß ich hergienge und es Ihnen wieder sagte. „Wiewohl ich mit ihr lache und schäkere wie mit einem „Kind, so finde ich doch keinen kindischen Geist bey ihr; „sie giebt mir oft sehr gute Nachrichten, besonders ist „sie sehr verschwiegen; denn ich habe ihr verschiedenes „anvertraut, wovon sie, wie ich wohl gesehen habe, „weder Ihnen noch andern je etwas gesagt hat.“

 „Doch

„Doch um wieder auf die zween vorzüglichsten „Dienste zu kommen, von denen ich glaube, daß nur „Sie mir solche erzeigen können, so will ich vor allen „Dingen sie abermals, wie ich Ihnen auch sonst schon „gesagt habe, anweisen: daß alles, was Sie in meinem „Namen thun und sagen werden, so herauskommen soll, „als wenn wir gar nichts mit einander verabredet hät- „ten, und als wenn ich nichts davon wüßte, vielmehr „als wenn Sie ganz aus eignem Antrieb handelten, „und sogar besorglich wären, daß es mir ja nicht zu „Ohren kommen möchte. Einer dieser Dienste betrifft „die Frau von Verneuil, und sie werden mit diesem den „Anfang machen, weil er dem andern zur Einleitung „dienen muß. Sie werden ihr sagen: Sie wollen ihr „als ihr besonders guter Freund entdecken, daß sie na- „he dabey sey, meine Gunst zu verlieren, wenn sie „sich nicht sehr vorsichtig benehme. Sie hätten ent- „deckt, daß es Leute gebe, welche mich zu holden Bli- „cken gegen andere zu bewegen suchten. Auf diesen „Fall wüßten Sie ganz zuverläßig, daß ich ihr ihre „Kinder wegnehmen, und sie in ein Kloster sperren „würde. Dieser Kaltsinn gegen sie komme wahrschein- „lich erstlich von dem Gedanken her, worinn ich stünde, „daß sie mich nicht mehr liebe, und sich erlaube, sehr „oft mit Verachtung von mir zu sprechen, und mir „sogar andre vorziehe. Zweytens daher, daß sie sich „durch das Haus Lothringen zu verstärken suche, und „gleichsam sich unter andern Schutz als den meini- „gen begeben wolle; daß besonders ihre Verständnisse „und Vertraulichkeiten mit den Herren Guise und „Joinville mir im höchsten Grad mißfällig seien, weil „ich die Ueberzeugung hätte, daß sie von ihnen keine „andre als für meine Person und meinen Staat ver- „derbliche Anschläge erhalte, so wie auch von ihrem „Vater und Bruder, mit denen sie, troz meiner Ver-

„bote,

„bote, nicht aufhöre, Verbindungen zu haben, da sie „sich doch hätte sehr glücklich schätzen sollen, daß ich ih„nen auf ihre Bitte das Leben geschenkt habe; daß sie „mit ihrem Bruder durch seine Frau rede, welcher Ich „Erlaubniß ertheilt habe, ihn zu besuchen. Der „Hauptgrund meiner Abneigung von ihr liege aber „in ihrem unanständigen Benehmen gegen die Kö„nigin.“

Hier sagte Er mir in Ansehung der Frau von Verneuil alles was ich, wie man oben gesehen hat, selbst gesagt hatte, und fuhr dann fort:

„Wenn Sie durch Künste oder Glück von ihr „erhalten können, daß sie dieß alles abthun will, so „werden Sie mich nicht nur aus einer verdrüßlichen „Verlegenheit reissen, und mir von dieser Seite mei„ne Ruhe wieder geben, sondern sich auch dieses Mit„tels alsdann als eines Grunds bedienen können, um „meine Frau dahin zu stimmen, daß sie sich nach mei„nem Willen fügt. Und dieß ist der zweyte Dienst, „den ich von Ihnen erwarte.

„Sie werden dieser vorstellen, aber ebenfalls „immer wie ganz für sich selbst: sie könnte nichts „bessers thun, wenn sie wolle, daß ich sie zufrieden „stelle, als folgendes: Unter andern sey mir nichts uner„träglicher als das unbeschränkte Ansehen, das sie dem „Concini und seiner Frau über sich eingeräumt hat, da „diese Leute sie alles zu thun verleiten was ihnen einfalle, „und sich allen Unannehmlichkeiten auszusetzen, sogar „zu lieben und zu hassen, wie diese wollen. Sie hät„ten endlich meiner Geduld den Boden ausgestoßen. „Ich habe mir große Vorwürfe darüber gemacht, daß „ich den Rath der Herzogin von Florenz, Don Jo„hanns, Giovanninis, Gondys und meinen eignen

„nicht befolgt hätte, sie beide von Marseille aus so„gleich nach Italien zurück zu schicken.

„Ich wollte nachher diesen Fehler durch Don „Johann wieder gut machen, habe aber bald wahrge„nommen, daß es zu spät sey. Denn kaum wollte er „den Antrag in Form eines guten Raths von weitem „anfangen, als meine Frau, wie Sie wissen, in sol„chen Grimm über ihn gerieth, daß kein Vorwurf „Schimpf und Drohung zu erdenken ist, die sie nicht „gegen ihn ausstieß, bis sie ihn endlich, indem er es „nicht länger dulden konnte, dadurch nöthigte, Frank„reich zu verlassen, was ihr um Concinis willen gar „wunderlieb war, der sich fast zu tod fürchtete, Don „Johann möchte ihn niederstechen lassen, wie dieser sich „ziemlich laut hatte vernehmen lassen. Noch vor die„sem allem verfiel die Fürstin von Oranien auf andre „Mittel, die sie mir durch Frau von Verneuil vorschla„gen ließ, welche glaubte, diese Gefälligkeit würde ihr „bey der Königin die Erlaubniß, vor sie zu kommen „und freyen Zutritt im Louvre, auswirken. Diese Aus„kunftsmittel, in die ich willigte, weil ich sah, daß „Sie nicht widersprachen, bestanden in der Verheura„thung Concinis mit der Leonore um sie nachher nach „Italien zurück zu schicken, unter dem für sie ehrenvollen „Vorwand, in ihrem Vaterland von dem großen Vermö„gen, das sie sich in Frankreich erworben hätten, präch„tig zu leben. Allein alles dieses hat, statt meine Frau „zu besänftigen, nichts bewirkt, als daß sie nun nur noch „mehr jedem meiner Wünsche zuwider ist, und sie selbst „(nemlich die Concini, Mann und Weib) sind dadurch „so aufgeblasen und frech worden, daß sie so weit gin„gen, Drohungen gegen meine Person zu führen, „wenn ich gegen ihre Anhänger irgend Gewalt brau„chen würde."

Der

Der König verließ in Seinem Zorn über diese ganze Rotte diesen Artikel sobald nicht. Er erzählte mir unter andern folgendes Stückchen, von dem ich gedacht hatte, daß es Ihm bis itzt noch unbekannt geblieben sey. Meine Frau nehmlich hatte erfahren, daß Concini La Ferte' au Vidame an sich bringen wollte, was eine Sache von zwei bis dreymal hunderttausend Thalern ist. Da sie nun dachte, dieß Etablissement würde ein Aufsehen machen, das endlich auf die Königin selbst wegen des Schutzes, den er bekanntlich bey ihr genoß, zurückfallen müßte; so nahm sie keinen Anstand zu Ihr zu gehen, und wußte sie auch zu überreden, daß Ihr Vortheil fordre, Concini von der weitern Betreibung dieser Sache abzuhalten. Die Königin nahm diesen Rath sehr gut von ihr auf, und dankte ihr dafür. Sobald aber die Concinis wieder bey Ihr gewesen waren, verdrehten sie Ihr den Kopf wieder so, daß Sie sich aufs Aeußerste über Frau von Rosny entrüstete, und sie lange gar nicht mehr sehen wollte, was vielleicht noch länger gewährt hätte, wenn nicht die Betrachtung dazwischen gekommen wäre, daß Sie und Ihre Günstlinge alle Stunden meiner bedurften. — „Man hat „mir gesagt,“ — fuhr Heinrich fort — „daß Concini „unverschämt genug war, um Ihrer Frau Vorwürfe „darüber zu machen, und dies mit solcher Insolenz gegen sie und mich, daß ich darüber erstaunt bin, daß „sie ihm nicht nachdrücklicher abgefertigt hat. Dieß „mag wohl aus Furcht geschehen seyn, sich nicht auf „Einmal ganz ins schwarze Register bey meiner Frau „zu bringen. Wie sehr glauben Sie vollends, daß ich „mich geärgert habe,“ — denn Heinrich ward gar nicht müde auf diesen Italiener zu schimpfen — „als ich „sehen mußte, wie dieser Mensch sich beygehen ließ, den „Platzhalter bey einem feyerlichen Ringelrennen zu „machen, gegen alles was es an standesmäßigen Leuten

 „in

„in Frankreich giebt, öffentlich in der großen Straße „St. Antoine, wo meine Frau und alle Damen sich „befanden, und daß er Glück genug hatte, es zu ge„winnen. Nichts hat mir noch so viel Vergnügen ge„macht als daß ich bey diesem Rennen den Herrn von „Nemours und den Marquis von Rosny Ihren Sohn „daher reiten und ihre Pferde auf einerley Art und mit „ganz besonderm Geschick tummeln sah."

Heinrich faßte hierauf wieder kurz in zwey Worte zusammen, was er erst so gern weitläuftig gesagt hatte. „Sehn Sie zu — sagte Er — daß Sie dieß alles gut „zu Stande bringen, aber nur nach und nach, ohne „etwas zu übereilen, kurz mit Ihrer gewöhnlichen „Vorsicht, Achtsamkeit und Geschick. Ich versichre „Ihnen, daß ich diese beiden Dienste höher schätzen „würde, als wenn Sie mir eine Schlacht gewonnen, „oder mit Ihren Kanonen Stadt und Schloß Mai„land eingenommen hätten? denn mein Herz sagt „mir, daß dieser Mensch und dieß Weib einst viel Un„heil stiften werden. Ich finde Entwürfe bey ihnen „die ihre Geburt weit übersteigen, und ihrer Pflicht „zuwider laufen. Aber — verbrennen Sie sich nicht „wie Don Johann!" — Ich wollte noch die Frage an Ihn thun: warum Er immer darauf beharrte, mir eine so mißliche Unternehmung aufzutragen; da es doch Ihm selbst, wenn Er sich damit abgeben wollte, weiter nichts kosten würde, als ein gegen zwey Weiber im gehörigen Ton ausgesprochenes: Ich will! — Was Er mir antwortete und was ich Ihm dagegen sagte . . . . man hat es ja schon unendlich oft in diesen Memoiren gesehen. Am Ende von dem allen ging Er nach einer Umarmung weg und sagte: „Adjeu mein Freund, ich empfehle Ihnen diese zwo Angelegenheiten; denn sie liegen mir sehr am Her-

Herzen und, vor allen Dingen seyen Sie verschwiegen! —

Mit Anstrengung aller meiner Kräfte konnte ich weiter nichts für die Ruhe dieses Herrn ausrichten, als daß ich Ihm unter den vielen stürmischen auch einige stille Augenblicke verschaffte. So brachte Er die wenigen Tage vollends hin, die ihm der Himmel noch verlieh. Eine Seiner längsten ruhigen Zwischenzeiten war die Zeit der Niederkunft der Königin. Sie folgte Ihm nach Fontainebleau, wohin Er zu Anfang des März ging. Es war unmöglich die Aufmerksamkeit weiter zu treiben, als Heinrich gegen sie in diesem Zustand that. Es lag in seinem Charakter, alle die überhaupt zufrieden stellen zu wollen, mit denen Er umgehen mußte. Er schrieb mir oft von Fontainebleau aus, und beynahe nie, ohne mir Nachricht von der Gesundheit der Königin zu geben. „Ich glaubte „Ihnen die Niederkunft meiner Gemahlin melden zu „können, glaube aber nun, daß dies Stück Arbeit „bis auf diese Nacht ausgesetzt ist. — Und ein andermal: Meine Gemahlin glaubt noch bis zu Ende die„ses Monats zu gehen, weil gestern nichts daraus „wurde." — Der sechs und zwanzigste April war der Tag der Geburt des dritten Sohns des Königs (10.)

Er schrieb mir dabey die gewöhnlichen Briefe. In einem derselben verlangte Er: ich solle Ihm schreiben, wie diese Geburt aufgenommen worden sey? „nicht von „Ihnen, denn da habe ich keinen Zweifel, sondern vom „Publikum." — Als ein theures Kleinod werde ich folgenden Brief aufbewahren, den mir der Herzog von Rohan von Ihm brachte, wegen der beynahe zu gleicher Zeit erfolgten Entbindung meiner Gemahlin von einem Sohn. „Ich glaube, daß keiner von meinen „Dienern mehr Antheil an der Geburt meines Sohns

„Anjou

„Anjou genommen hat als Sie. Ich will dagegen „daß auch Sie glauben, meine Freude über die Geburt „Ihres Sohns habe die Freude aller Ihrer Freun„de übertroffen. Die Ohren werden Ihnen wohl von „Schmeicheleyen sausen; allein die Versicherung mei„ner Freundschaft wird Ihnen solider seyn, als alle ih„re Worte. Meine Empfehlungen an die Wöchne„rin.“ (11.)

Die Königin befand sich auf diese Niederkunft unpäßlicher als auf die andern. Man ließ ihr Ader am Fuß, die zurückgetretene Reinigung fand sich wieder ein, und sie genaß bald gänzlich. Der König bewies dabey alle mögliche Sorgfalt. Er kam zu Anfang des May nach Paris, ging aber eilig wieder zurück; und die Freude, welche Ihm die Königin über diese Zurückkunft bezeugte, verursachte Ihm selbst ein wahres Vergnügen. Er bewilligte Ihr, daß dies Jahr zehn bis zwölftausend Thaler in Monceaux verbaut werden sollten, und schickte mir den Befehl dazu — denn ich nehme dieß alles aus den Briefen Sr Majestät — wiederholte ihn auch, weil der Werkmeister, der das Bauwesen übernommen hatte, die Arbeit hätte einstellen müssen, da kein Geld da gewesen wäre. Ich hatte nemlich diese Zahlung auf eine Rückzahlung angewiesen, welche der Neffe von D'Argouges zu entrichten hatte, die er aber nicht leistete, sondern um Zeit zu gewinnen, gegen die Schuld protestirte. Daher schrieb mir der König ferner: ich sollte ihn drängen, und übrigens diese Gelder zerschießen, ohne mich deßwegen auf Fresne zu verlassen, der ihn nicht dazu zwingen könne. Er fürchtete, ich möchte den Nachrichten glauben, die man mir gegeben habe, daß die Königin nicht gut auf mich zu sprechen sey, und Händel mit mir suche. Zum Beweis vom Gegentheil führte Er mir in einem andern

dern Brief an, wie Sie meine Partie gegen den Herrn und die Frau von Ventadour genommen habe, welche sich bey Ihren Majestäten über mich beschwert hatten.

Man konnte Ihm kein empfindlicheres Vergnügen machen, als wenn man sich auf die Gefälligkeit stimmte, die Er gegen alle hatte, welche um Ihn waren. So verdiente ich mir bey Ihm durch einen Dienst Dank, den ich der Frau von Verneuil und Frau von Moret erzeigte, und durch die Art, wie ich mich dafür verwendete, Ihm das Fräulein des Essarts vom Hals zu schaffen. Dies Mädchen war Ihm äußerst lästig, indem sie sich eben so viel Gewalt über Ihn anmaßen wollte, wie Seine andre Mätressen gehabt hatten. Endlich sprach sie davon, sich in die Abtey Beaumont unter Bedingungen begeben zu wollen, wegen deren Heinrich Zamet und la Varenne oft zu mir schickte, um mit mir darüber zu conferiren. Er nahm sich die Mühe an den Präsidenten von Motteville wegen eines Rentmeisterdiensts zu Rouen, um den ihn das Fräulein bat, und an Montauban wegen des nöthigen Vorschusses dazu zu schreiben. Man mußte ihr auch noch tausend Thaler geben, und fünfhundert der Abtey Beaumont (12.) Der König schrieb mir beydes in einem Brief vom 12 May, allzuglücklich, so guten Kaufs losgekommen zu seyn.

Er erholte sich auch Raths bey mir, wie Er es angreifen sollte, um es nicht mit der Königin bey einer Sache zu verderben, wo Concini mit der Frau von Verneuil Mitbewerber um eine Gnade war, welche diese Dame sich schon zwey Jahr zuvor hatte versprechen lassen. „Ich liebe, schrieb Er mir, Frau von Ver„neuil mehr als Concini.“ Dies war denn freylich keinem Zweifel unterworfen; allein Er mußte um diese

Zeit,

Zeit sehr schonlich mit der Königin umgehen. Dieß alles hängt mit einer Hof-Intrike zusammen, welche einigen Personen Vergnügen machen wird, und die ich nicht besser als mit folgendem Brief anfangen kann, den der König von Fontainebleau an mich schrieb.

„Wiewohl ich im Unfrieden mit der Frau von „Verneuil, abgereist bin, so möchte ich doch gern den „Grund von einem Gerücht wissen, das hier umgeht, „daß sie Besuch vom Prinzen von Joinville bekomme. „Suchen Sie die Wahrheit davon zu erfahren und „schreiben Sie es mir alsdann in einem Billet, das ich „verbrennen will, so wie Sie mit diesem hier thun wer„den. Man sagt, dieß sey es, was ihn so lang auf„halte. Sie werden wohl wissen, ob es nicht viel„mehr der Geldmangel ist." —

Die Nachricht war ächt. Joinville hatte sich von den Reizen der Frau von Verneuil bezaubern lassen, die ihn, sagte man, eben nicht zur Verzweiflung trieb. Geraume Zeit war von nichts die Rede als von ihrem guten Vernehmen, und von den sehr zärtlichen Brieſchen, die sie sich geschriebe haben sollten. Endlich versicherte man, der Heuraths-Antrag sey in vollem Ernst gemacht worden. Man sieht wohl, daß ich bey allem, was ich hier sage, nur referire, was am Hof und in ganz Paris laut war. Dennoch behalte ich bey dieser Sache, so geringfügig man sie ansehen mag, sehr wichtige Geheimnisse zurück. Wenn die Sache unter beyden Liebenden so weit ging, als man behaupten wollte, so scheint es, daß Frau von Verneuil der betrogene Theil dabey war, und daß sie, trotz ihrer Erfahrung, dennoch den Stil und Gang eines, mehr unbesonnenen als verliebten, jungen Mannes noch nicht recht kannte. Versprechungen, Schwüre, Vertrau-

lichkeiten, Briefe, alles lauft in ziemlich kurzer Zeit auf einen Bruch hinaus, den man sich wechselsweise Schuld gibt. Allein, die Wahrheit zu sagen, hatte eigentlich dießmal Frau von Villars die Schuld (13) welche dem Prinzen zu sehr durch ihre Schönheit in die Augen fiel, um ihn nicht ungetreu zu machen.

Sie zeigte sich anfangs nicht so erbittlich als ihre Nebenbulerin. Sie fühlte königliches Blut in sich, mit welchem das seinige vermischt war. Joinville abgewiesen, in Verzweiflung, entriß ihr endlich die Entdeckung der Ursache ihrer Grausamkeit. Diese sey, sagte sie, weil nach dem Umgang, den er mit einer so schönen und geistreichen Dame, wie die Frau von Verneuil, gehabt habe und noch fortsetze, es allzugefährlich sey, ihm zu trauen. Joinville vertheidigt sich .... es ist unnöthig zu sagen, in welchen Ausdrücken. Man schmettert ihn nieder, indem man ihm Zeit und Briefe anführt; Einen besonders von diesen letztern, der mehr am Herzen lag als alle andern. Es ist bey dergleichen Gelegenheiten in diesem Alter so herkömmlich, der Dame die man liebt die Briefe von der, die man nicht mehr liebt, zum Opfer zu bringen. Joinville konnte dieß nicht ändern; er widerstand, so lang es ging, und lieferte endlich der Frau von Villars den vorgeblichen Brief aus; den vorgeblichen sage ich, denn was das Lustigste hiebey bleibt, ist das, daß nichts weniger erwiesen ist, als daß dieser famöse Brief, um dessen Vorzeigung er sich so sehr bitten ließ, wirklich von der Frau von Verneuil sey. Doch lassen wir das, weil es der Frau von Villars übrigens bey dem Gebrauch, den sie davon machen wollte, ganz gleichgültig war, ob Joinville wahr oder falsch sprach.

Diese Frau haßte die Marquisin tödlich. Der erste Gebrauch, den sie von dem Brief machte, war,

daß

daß sie ihn unverzüglich dem König hintrug. Mit einem solchen Beleg konnte sie sich für alles Glauben verschaffen. Sie bediente sich auch dessen so gut, daß der König, der bis itzt den größten Theil der Intrike nicht gewußt hatte, oder nicht wissen wollte, den Augenblick mit empörtem Herzen und von Zorn entbrannt zu mir kam, und mir, ich weiß nicht wie viele von diesen Geschichten erzählte, die Er beugend fand, die aber übrigens mir nichts weniget als ganz unzweifelhaft schienen. Ich sagte Ihm — denn die Sache mußte methodisch behandelt werden, — Er müsse die Frau von Verneuil erst hören, ehe Er sie verurtheike. „O Gott! die hören! — rief Heinrich aus — „die hat ein so gutes Mundwerk, daß wenn ich sie reden lasse, ich sicher noch Unrecht habe, und sie Recht. „Ich will aber doch mit ihr reden und ihr die Beweise „ihrer Treulosigkeit vorhalten.“ Er ging und athmete nichts als Rache. Das Verständniß des Prinzen von Joinville mit dem Befehlshaber von Franche Comte' war Ihm nie so strafwürdig vorgekommen als dies Verbrechen.

Die Marquisin von Verneuil, schon lange her solche Gewitterschauer gewohnt, gerieth nicht sehr darüber in Bewegung und behauptete: Joinville sey niederträchtig genug, um ihr diesen Brief anzudichten, den sie nie geschrieben habe. Der König, durch diese Auflösung besänftigt, an die Er nicht gedacht hatte, fühlte sich beynahe ganz beruhigt, als sie Ihm vorschlug, mich zum Richter über die Aechtheit oder Unächtheit dieser Schrift zu nehmen; indem Er wüßte, daß wir beyde, sie durch zuviel Zutrauen zu mir, ich durch zu viel Achtung für sie, nicht ausschweiften. Nachdem mir die Akten zugestellt und der Gerichtstag anberaumt war, der bey der Marquisin gehalten werden sollte,

sollte, gieng ich früh hin. Ich wurde in ihr Kabinet geführt, wo sie ihren Richter und Kläger ohne Kopfputz und beynahe ganz entkleidet erwartete.

Ich hatte mein rechtliches Verfahren bereits angefangen, als Heinrich einige Augenblicke darauf mit Montbazon ankam. Das Siegel des Geheimnisses verschließt mir über alles Uebrige den Mund; denn der König wollte daß bey der Auseinandersetzung niemand anwesend seyn sollte. (14) Man hörte uns sehr laut reden, streiten, und die Marquisin weinen. Der König ging aus seinem Appartement in ein andres, aus dem Er abermals alles vertrieb, und führte mich in das entlegenste Fenster, um ohne Beyseyn Seiner Gebieterin eine abermalige noch genauere Revision der Beweisstücke unsers Processes vorzunehmen. Dabey gieng es ebenfalls nicht so ganz ruhig ab, daß man aussen nicht hätte mit vieler Wärme reden, mich wieder ins Kabinet gehen, und dann wieder zum König herauskommen hören. Das Ende des Stücks war, daß der König, wieder sehr gut mit Seiner Geliebtin ausgesöhnt, weggieng. Joinville mochte nun dabey gespielt haben, welche Rolle er wollte, so durfte er sich immer glücklich schätzen, daß er es mit Heinrich zu thun hatte; um so mehr, da er sich unmittelbar darauf wieder in einen andern, diesem völlig ähnlichen, Liebeshandel mit der Frau von Moret einließ, (15) von dem ich keine Wissenschaft nahm.

Der Graf von Sommerive (16) wagte auch seinem Herrn mitzuspielen, und nahm gleichfalls die Gräfin von Moret zum Gegenstand seiner Galanterie, bey welcher er das Stück mit einem Heirathsantrag eröffnete, wovon man sogar glaubte, daß ein schriftliches Versprechen vorhanden sey. Einem hingerissenen Men-

schen kostet eines so viel als das andre. Der König fand diese Verbindung, als man Ihm davon sagte, nach Seinem Geschmack, und begnügte sich, Laborde, einen Adlichen, den Er unter allen Anhängern der Gräfin als den eifrigsten für Seinen Dienst kannte, zur Entdeckung anzustellen, ob es von beyden Seiten aufrichtig gemeint sey, und besonders zu verhüten, daß die jungen Leute nicht aus den Schranken der Pflicht wichen. Laborde's Bericht fiel nicht günstig für Sommerive aus, der sogleich darauf dachte, diesen lästigen Wächter aus dem Weg räumen zu lassen. Eines Tags als er zum Abendessen gegangen war, begegnete er beim Herausgehn aus der Kirche Laborde, und fiel ihn auf eine solche Art an, daß dieser sein Leben nur der Flucht zu danken hatte. Der König befahl mir, Nachricht wegen dieser Sache einzuziehen, die Er in Seinem Zorn als Meuchelmord angesehen wissen wollte. In der That machte auch die Zeit, die Sommerive dazu gewählt hatte, und der Mangel an Respekt für den König, sie noch sträflicher.

Da indessen doch mit einiger Mäßigung dabey verfahren werden mußte, wär's auch nur wegen Laborde selbst — denn der König gab zu, daß Sommerive ganz anders zu fürchten sey als Joinville — so kam La Varenne von Ihm zu mir, um mit mir die Mittel zu überlegen, um aus diesem Handel zu kommen. Das Beste schien uns daß der Herzog von Mayenne Sr. Majestät selbst Genugthuung an seinem Sohn verschaffte. Ich bekam den Auftrag zu dieser Botschaft, und zugleich volle Macht über die Art der Ausführung. Ich fand den Herzog von Mayenne in einem so heftigen Anfall von Gicht und Fieber, daß es keine Wahrscheinlichkeit war, ihn, und noch dazu in einer solchen Sache sprechen zu können. Der Herzog von Eguillon, der

Erst-

Erstgebohrne vom Haus Sommerive, (17) sagte: das Verfahren seines Bruders habe sicher bey niemand mehr Unzufriedenheit und Unwillen erregt, als bey seiner eignen Familie. Die Krankheit seines Vaters komme bloß davon her, Er selbst wollte lieber mit diesem unwürdigen Bruder todt seyn, der zur Geißel seiner Verwandten gebohren sey. Der König wisse ja selbst nur allzugut, wie er sie behandle, wiewohl sie es, wegen der Ehre des Hauses, nicht bekannt werden zu lassen suchten. Dieser letzte Streich endlich bringe sie alle zur Verzweiflung. Dazu setzte d'Eguillon noch — indem er mich bat ihm mit meinem Rath beyzustehen, er wolle, wenn es der König befehle, selbst zu Ihm kommen, um Seine Befehle zu vernehmen, und sie selbst gegen seinen eignen Bruder zu vollziehen, sie möchten lauten wie sie wollten. Was ihn selbst beträfe, so würde er eher an seinem eignen Leben als an dem Eid untreu werden, den er geschworen habe, seinem Herrn mit aller Treue und allem Eifer eines Dieners und Unterthans zu dienen.

Um Eguillon nicht merken zu lassen, daß ich nach einem Auftrag vom König gekommen sey, antwortete ich ihm: ich rathe ihm nicht, zu Ihm zu gehen, indem ich nicht wüßte, ob Er schon von der That unterrichtet sey. Ich würde ihm aber in Zeit von vier und zwanzig Stunden einen guten Rath ertheilen können, welche Zeit ich haben mußte, um hin zu schicken, und mich nach dem Willen des Königs zu erkundigen. Ich begnügte mich für jetzt, ihm die Schwärze der That recht einleuchtend und die Folgen davon recht fürchterlich vorzustellen. Er machte alles, was ich ihm sagte, noch ärger, und zwar mit einer Aufrichtigkeit, von der ich dem König Bericht erstatten zu müssen glaubte, dem ich dabey sagte: Es hange bloß von Ihm ab, die Ge-

nugthuung zu bestimmen, indem die Familie nichts so sehr fürchte, als Seine Gunst zu verlieren.

Er ließ mir durch Villeroy schreiben: Er sey mit dem, was Eguillon mir gesagt habe, zufrieden, doch auch im Herzen überzeugt, daß diese ganze Entrüstung über den Strafbaren sie alle nicht abhalten würde, öffentlich sich die Mine zu geben, als ob sie dabey noch im Vortheil wären, wie sie schon in einigen ähnlichen Gelegenheiten gethan hätten. Ich sollte dem Hause Lothringen den ganzen Werth der von Ihm dadurch erwiesenen Gnade vorstellen, daß Er nicht sogleich damit angefangen habe, sich wegen dieses Attentats Genugthuung zu nehmen. Die Familie sollte vor allen Dingen den Strafwürdigen, wär's auch nur nach Soissons, entfernen; als unwürdig sich an einem Ort aufzuhalten, wo er von Sr. Majestät erblickt werden könnte. Wenn dieß geschehen sey, könne Eguillon zu Ihm kommen, um Ihm zu sagen, was sie thun zu müssen geglaubt hätten, bis Er selbst die Strafe ansetzen würde, und um sich zu erbieten, daß sie ihn zu stellen, und sogar selbst in die Bastille führen zu lassen oder wenn dieß der Wille des Königs wäre, ihn auf zwey bis drey Jahre ausserhalb des Königreichs zu schicken bereit seyen. Heinrich gab zu verstehen, daß Er wohl dieß letzte beschließen würde, und es verdiente einige Ueberlegung wegen der Verständnisse Sommerive's mit Spanien. Man hatte dem König zuletzt hinterbracht: er habe den Grafen von Saint-Paul vermögen wollen, eine Reise mit ihm nach Holland zu machen, indem er in die Dienste der Erzherzoge zu treten im Sinn habe. Auch sagte man, gebe er Anschlägen von Terrail Gehör, und, so bald er den Streich ausgeführt gehabt, habe er einige von seinen Leuten nach Flandern geschickt. Weder hieher noch an einen andern, Spanien gehöri-

gen

gen Ort wollte ihn der König gehen lassen; sondern gegen Nancy, von wo aus er an den kaiserlichen Hof, oder besser noch, nach Ungern, gehen könnte.

Bey diesem Brief von Villeroy lag ein Billet, worinn mir der König in zwey Worten schrieb: „Ich „möchte Ihnen sagen, daß auch der Beste von diesem „Geschlecht nichts taugt, wolle Gott, daß ich mich „darinn irre." — Er war indessen doch sehr zufrieden mit dem Benehmen Eguillons, als Ihm dieser seine Aufwartung in Fontainebleau machte. Nur fand Er einige Affektation bey ihm, das Vergehen seines Bruders zu verringern, und befahl ihm: Sommerive sollte nach Lothringen und von dort nicht ohne Seine Erlaubniß weggehen. Ich bekam den Auftrag diesen Befehl dem Herzog von Mayenne zu hinterbringen, indem Se. Majestät geruht hatte, den Herzog von Eguillon auf sein Bitten, dieses unangenehmen Geschäffts zu überheben.

Eguillon erinnerte sich für sich selbst nicht allzugut der Lektionen, welche ihm der König so eben erst für seinen Bruder gegeben hatte. Jedermann kannte die Freundschaft welche der König zu Balagny trug (18). Er hatte ihm kürzlich einen Beweis davon gegeben, indem Er ihn in dem Genuß der Gerichtssporteln von Bordeaux erhielt, aus dem ihn die Pächter hatten setzen wollen. D'Eguillon begieng die Unvorsichtigkeit, sich Händel mit ihm zu machen, über Sachen, die im Grund nichts als Galanterie betrafen, — und die Niederträchtigkeit, ihn einige Zeit darauf beynahe ganz allein anzufallen, da er selbst von einem starken Trupp bewafneter Leute begleitet war. Das Vorurtheil, wovon Heinrich bereits gegen dieß ganze Haus eingenommen war, machte, daß Er diese That mit hohem Un-

willen empfand. In der ersten Aufwallung seines Zorns schrieb Er mir: da Er entschlossen sey, Eguillon zu bestrafen, so bitte Er mich, vor allen Dingen zu vergessen, daß ich bis itzt mich unter dessen Freunde bekannt hätte, weil ich unstreitig der Freundschaft meines Königs ungleich mehr schuldig sey. Dieser Brief war mir ein starker Beweis von der großen Menschenkenntniß dieses Herrn. Er sagte mir voraus: alle Dienste, welche ich Eguillon erzeugen würde, würden vergessen werden, sobald mich ein Mißgeschick ausser Stand setzen würde, ihm ferner welche zu erzeigen, und nichts ist je richtiger eingetroffen.

Ich war damals weit entfernt, es zu glauben, und indem ich bloß darauf sah, was meine Freundschaft gegen das ganze Haus Lothringen von mir forderte, hielt mich der Brief des Königs, — den mir Sein Eilbote zu Montargis zustellte, wo er mich auf dem Rückweg von Sülly traf, — nicht ab, Sr. Majestät sogleich zu antworten, und zwar einzig um das zu thun, was Er mir verboten hatte, nämlich Ihn zu Gunsten Eguillons zu erbitten, ohne erst es anstehen lassen zu wollen, bis ich selbst nach Hof käme, wohin ich unverzüglich wollte. Ich kann sagen, daß mein Brief nicht undienlich für Eguillon war, als Er vor Sr. Majestät erschien, um sich zu rechtfertigen. Folgendes schrieb mir der König selbst am 22. May. „Ihr Brief „ist just noch recht gekommen; denn er war diesen Abend „da, und hat auf eine Art mit mir gesprochen, daß „wenig fehlte, ich wäre losgebrochen. Würklich, die„se junge Brut wird sehr unverschämt.“ — Ich that noch mehr als ich nach Fontainebleau ging. Es bedurfte des ganzen Ausharrens, dessen nur die lebhafteste Freundschaft allein fähig ist, um die Empfindlichkeit des Königs zu besiegen. Ich brachte es dahin,

daß

daß Er mir die Ausgleichung der ganzen Sache ganz heimstellte. Mit gleichem Muth überstieg ich noch andre Schwierigkeiten, welche dieser hier nichts nachgaben. Ich glaubte mich endlich am Ziel, das Andenken an das Geschehene bey jedermann vertilgt zu haben, und wünschte mir sogar Glück, als ich sah, wie Eguillon davon öffentlich sprach, und mir seine Erkenntlichkeit dafür bezeugte.

Und doch — doch verachtete mich dieser niederträchtige treuvergeßne Mensch, verachtete sich selbst genug, um kurz darauf das Verbrechen, wegen dessen ich erst Begnadigung für ihn ausgewirkt hatte, würklich ganz zu vollführen, indem er Balagny vorsätzlich meuchelmörderisch umbringen ließ. Man soll diese infame That lieber aus dem Brief des Königs an mich ersehen, als durch meine eigne Worte erfahren: „Mein Freund, Sie werden bereits die schändliche, an „Balagny verübte That erfahren haben. Ich wollte „Ihnen nichts davon zu wissen thun, bis ich erst das „Verhör - Protokoll gesehen hätte; denn in solchen „Dingen darf man den Parteien allein nicht glauben. „Die Sache ist noch schlimmer als sich sagen läßt. „Das Wort, das man Ihnen gegeben hatte, ist da„durch gebrochen, und die Ehre ganz verletzt durch die „Niederträchtigkeit: von vierzehn, einen einzigen über„fallenen Mann zu tödten. Kurz wenn es eins von „meinen Kindern beträfe, so wollte ich es lieber tod als „mit einer solchen That befleckt wissen. Der Ueber„bringer wird Ihnen das Nähere melden.... Man „hat hier Schlägereyen anfangen wollen, ich habe aber „dafür gesorgt. Ich liebe Sie sehr, und mit dieser „Wahrheit schließe ich.“

Aber — denn ich fühle so großen Abscheu vor dieser unwürdigen That, daß ich nicht einmal mehr davon reden

reden kann — hatte es Heinrich nicht ein wenig sich selbst zuzuschreiben, indem Seine Nachsicht Schuld daran war, daß das böse Beyspiel der Zweykämpfe den Hof, die Stadt und das ganze Reich angesteckt hatte? (19). Diese Wuth wurde bis zur Ausschweifung getrieben, und verursachte mir und dem König selbst, tausend verdrüßliche Bemühungen, um Aussöhnungen zu bewerkstelligen, und Thätlichkeiten zu verhüten. Schon vorher hatte mir der Baron von Courtaumer von Ihm gemeldet, daß Er jetzt damit zu thun habe, seine Neffen, die Prinzen Conti und Joinville auszugleichen. Montigny fing ohne Grund Händel mit Epernon an, den ich zu besänftigen Auftrag bekam, „denn Sie wissen ja, er will immer der Meister seyn" schrieb mir Heinrich. Die Entführung eines Mädchens brachte de la Force und Saint-Germains an einander. Der Entführer, Saint Germain der Sohn, ward, auf Befehl des Königs durch den Kanzler vorgefordert, ging aber, statt zu gehorchen, aus Paris, und zu seinem Vater, und ließ den König in Furcht, er möchte im Auslande wichtige Ordres entdecken, welche, wie ihm wohl bekannt seyn mußte, la Force bekommen hatte.

Dieß war der wahre Ursprung dieser Zügellosigkeit und Meuterey, wegen welcher sich der König so bitter beklagte, daß er sagte: sie verderbe alle Gemüther! und welche der Adel von den Großen, die Großen von den Prinzen vom Geblüt erbten. Der Herr Graf von Soissons war das oberste Glied dieser für den König so verdrüßlichen Kette. Der Prinz von Conde ermüdete die Gedult des Königs durch Unbesonnenheiten, die manchmal bloß belachenswerth, manchmal aber auch ernstlich genug waren, um Sr. Majestät wahren Verdruß zu verursachen. Man glaubte, die Ehe wür-

würde das wahre Mittel gegen diesen Leichtsinn seyn. Der König hatte vor, ihn mit Fräulein von Montmorency (20) zu verheirathen. Aber diese Verbindung trieb Seine Verdrüßlichkeiten vollends aufs Höchste, wie wir unter dem folgenden Jahr sehen werden.

Die Verbindung des Fräuleins von Mercoeur erbitterte Ihn ebenfalls und vollends ganz gegen das Haus Lothringen. Sie war eine ausgemachte Sache schon seit der Reise des Königs nach Bretagne im Jahr 1598 und beyde Theile hatten nun das Alter zur Vollziehung. Allein die Mutter und Großmutter des Fräuleins hatten ihr eine solche Abneigung gegen den Herrn von Vendome einzuflößen gewußt, daß sie gar nicht von ihm reden hören konnte. Der Prinz von Conde, welcher damals noch nicht verheirathet war, wäre wohl weit eher nach beider Geschmack gewesen. Auf den Fall aber, daß dieser nicht sich einlassen würde, so hätte die Herzogin das große Vermögen ihrer Tochter lieber in ihrer eignen Familie behalten. Der König ließ es sich nicht ausreden, daß die Herzoge von Guise und Mayenne nicht dazu beytragen sollten, die Halsstarrigkeit dieser Frau zu unterhalten, und ich behauptete bisweilen gegen Ihn, daß Er ihnen hierin nicht Gerechtigkeit widerfahren lasse. Dies hätte Er am Ende schon aus dem geringen Widerstande schließen] müssen, den sie Seinen Absichten in den Weg legten, als Er diese ihnen durch den Marquis Oraison ererklären ließ, den sie an Ihn geschickt hatten.

Sein Ansehn brauchen und ohne Widerrede befehlen, wäre das geschwindeste und sicherste gewesen. Allein Heinrich war bey dieser Gelegenheit noch weniger als bey jeder andern, zu diesem Mittel aufgelegt (21.) Es gab noch zwey andre, Gelindigkeit und

Ueberredung bey den Damen, oder eine gerichtliche Entscheidung. Dieß letzte war unfehlbar, wenn man auch Se Majestät dabey nicht anders als den simpelsten Privatmann behandelte. Allein welchen Weitläuftigkeiten war man nicht dabey durch die Fristgesuche und andre Wendungen der Schikane ausgesetzt. Bloß die Lothringischen Vollmachten, ohne welche nicht verfahren werden konnte, hätten eine beträchtliche Zeit weggenommen. Unter zwey Monaten wäre an keinen Austrag der Sache zu denken gewesen, und da hätte sich erst noch der König darein mischen müssen, um zu Seinem Vortheil die gewöhnliche Rechtsförmlichkeiten abzukürzen. Auf alle Art war die Partie der Gelindigkeit das Wünschenswürdigste, weil außer dem, — daß man nicht nur auf Vereinigung der Personen sondern auch der Familien zu sehen hat, — einem ihren Aeltern weggenommenen und wider ihre Neigung verheiratheten Mädchen immer noch Mittel genug übrig bleiben, ihre Freyheit zu reklamiren, selbst dann, wenn auch die Beobachtung aller Förmlichkeiten sie ihr genommen zu haben scheinen, besonders, wenn man nicht hindern kann, daß ihr unter der Hand Anschläge gegeben werden. Dieß war auch das einzige, wozu ich dem König in einem sehr langen Brief rieth, den ich Ihm zur Antwort schrieb, und der weiter nichts enthielt, als was man hier gesehen hat.

In dieser Absicht war viel Ab- und Zugehen bey den zwo Herzoginnen, dem Herzog von Guise, seiner Schwester, und der Prinzessin Conti, wovon mich der König durch Buillon und einige andre sehr genau benachrichtigte. Man hielt unter dieser Zeit den Herrn von Vendome entfernt, der König übergab ihn la Vallee nach Bretagne zu führen. Ich für mich hielt dafür, daß niemand geschickter seyn würde, diese ganze Unter-

Unterhandlung zu betreiben als der Pater Cotton. Ich rieth dem König, sich seiner zu bedienen, und man befand sich so gut dabey, daß, zur Zeit als der König anfing zu glauben, man würde aus dieser Sache nicht anders als auf dem ordentlichen Weg der Gerechtigkeit kommen, und als Er sogar bereits deßwegen an den ersten Präsidenten geschrieben hatte, dieser Pater auf einmal die Hoffnung zu einer andern Beendigung wieder herbeyführte. Die Kunst, die Gewissen zu lenken, worin er vorzügliche Stärke besaß, ließ ihm gleich zum Anfang einen ersten Punkt gewinnen, der eben nicht der unwesentlichste ist, nemlich diesen, daß man anfing die Schimpfreden wegzulassen, welche nur die Erbitterung und die Antipathie genährt hatten. Der Pater Cotton ermangelte nicht, möglichst oft dem König persönlich von seinen Progressen Rechenschaft abzulegen, der ihn von Zeit zu Zeit zum Kanzler und zu mir schickte, um unser Gutachten zu vernehmen. Er wußte ihm den Dienst gar sehr Dank, den er Ihm bey dieser Gelegenheit erzeigte.

Mutter und Tochter gaben sich zuerst, doch erst, nachdem die Herzogin noch so viel üble Laune gegen den König, gegen ihre Verwandten, und gegen alle Welt blicken ließ, daß Heinrich dachte, Er würde nie dahin kommen, ihre Einwilligung zu erhalten, und mich sehr ermahnte, den Augenblick dazu nicht entwischen zu lassen. Die Großmutter und einige andre Vertraute der Herzoginnen, so wie auch der Beichtvater la Porte blieben am längsten widerspänstig. Endlich gab sich alles, und die Vermählung wurde vollzogen (22.) Der König konnte sich des Gedankens nie ganz entschlagen, den Er gehabt hatte, daß die Guisen und alle Lothringische Prinzen wirklich gesucht hätten, Ihn unter dem Schein der äußersten Bereitwilligkeit zu betrügen. Als daher der

der Herzog von Guise nach dem Tode des Rechnungs-kammer-Präsidenten Beauville in Provence für einen seiner Freunde um diese Stelle gebeten hatte, um welche sich auch die Gräfin von Sault bewarb, schlug Er sie beyden ab. „Sie sind beyde in der Ligue gewesen" war alles, was Er mir zum Grund angab, indem Er mir schrieb, ich solle mit dem Kanzler jemand suchen, der sich besser dazu schicke.

Durchaus meiner Gesinnung und allen meinen Gründen zuwider war es, daß Heinrich so zu sagen jedermann berechtigte, durch ewiges Vorschwatzen von Warnung vor beynahe allen angesehenen Personen im Reich, Katholiken und Protestanten ihn zu beunruhigen. Man hinterbrachte Ihm bald, daß der Herzog von Bouillon, du Plessis und andre Häupter der reformirten Religion Soldaten und Offiziere werben, daß sie mit dem Prinzen, dem Herrn Grafen und allen denen sogar, welche die Ligue am stärksten wider sie unterstützt hätten, im Einverständniß wären, sich verschiedener Städte zu bemächtigen. Ein andermal: der Herzog von Roannais halte Versammlungen in Anjou; was mir Pont Courlai ebenfalls schrieb. Allein nichts beunruhigte den König mehr, als die Nachricht, die Er durch einen Adlichen aus Poitou erhielt; denn diese Provinz sollte immer der Sitz der Empörung seyn. Dieser Mensch sagte aus: er habe sich bey Versammlungen einer großen Anzahl von Adlichen befunden, welche im Namen beynahe aller Großen im Reich, verbunden mit den Protestanten handelten. Dabey nun sey er Zeuge gewesen, daß man einen Tag verabredet, um sich von fünf oder sechs Städten, die er nannte, Meister zu machen, und Geld ausgetheilt habe, um die nöthige Leitern, Petarden, Waffen und Munition zu diesen Unternehmungen anzuschaffen.

Der

Der König war zu Fontainebleau ohne Gefolge und bloß auf einige Jagdpartien als dieser Nachrichtenträger Ihm vorgestellt wurde. Er schickte ihn daher nach Paris an Sillery und Villeroy, denen er über dieß alles so ausführliche Auskunft gab, daß der König nicht länger daran zweifeln zu können glaubte, und darüber von Schrecken ergriffen wurde. Er kam den Augenblick nach Paris zurück, von Melun her, durch das Thor St. Antoine, und schickte sogleich St. Michel nach mir, um mich, sagte man, wegen Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit zu holen. Meine Gemahlin und alle meine Kinder waren in diesem Augenblick mit allen Wagen vom Haus, was mich hinhielt, bis ich einen bey (Raimond) Phelipeaux (Herr von Pontchartrain) hatte holen lassen.

Ich fand den König in dem kleinen Kabinet der Königin, mit Ihr, dem Kanzler und Villeroy eingeschlossen, wo sie sich mit einer Untersuchung aller dieser Memoiren beschäftigten, welche die warme und schnelle Einbildungskraft dieses Herrn noch mehr erhitzt hatten: „Nun, Herr Starrkopf, da haben wirs, — sagte Er, als ich hereintrat — nun ist der Krieg „vor der Thüre!" — Desto besser Sire, — antwortete ich — „denn das kann doch nur den Spaniern „gelten?" — Nein, nein, — unterbrach Er mich, — „gegen viel nähere Leute, unterstützt von allen Ihren „Hugenotten." — „Von allen meinen Hugenotten? „Ey, Sire! wer hat Ihnen denn dies in den Kopf „gesetzt? Für mehrere von ihnen kann ich schon ste„hen, daß sie sich so etwas gar nicht einfallen lassen, „und für die andern beynahe alle wollte ich stehen, daß „sie es nicht wagen würden." — „Sagt ichs Ihnen „doch, meine Beste, — sagte der König, indem Er „sich gegen die Königin wendete, — daß er nichts da„von

„von würde glauben wollen. Er meynte nun einmal, „niemand würde es wagen, mich anzusehen um mir „zu mißfallen, und es hänge nur von mir ab, der gan„zen Welt Gesetze zu geben. — „Das ist wahr, Si„re, versetzte ich, Sie können es, so bald Sie wollen.“

Villeroy und Sillery wollten die Meynung Sr Majestät unterstützen. Ich zeigte ihnen aber, daß es nur Schwachheit sey, sich so durch bloße Kleinigkeiten in Furcht jagen zu lassen. Ich nahm das Memoire aus ihren Händen, und konnte mich des Lächelns nicht erwehren, als ich sah, daß darin nur zehn bis zwölf armseliger Landjunker und Kriegsknechte Erwähnung geschah, die mir bekannt waren, weil sie wirklich unter meiner Befehlshaberschaft standen, und von fünf oder sechs Städten, wie la Haye in Touraine, Saint Jean d'Angle, la Rochepozai, Saint-Savin, und Chauvigny-le-Blanc in Berry. „Pardieu, Sire, — fuhr ich zornig heraus — „ich glaube diese Herrn wol„len sich über Sie und mich lustig machen, indem sie „Sie um solcher Lumpereyen willen in Marsch setzen „wollen. Dieß ist ein Mensch, der gern ein paar „hundert Thaler hätte, und dann ists gut.“ — Sagen Sie was Sie wollen — sagte der König. „Ein„mal, ich muß hin, oder Sie müssen in zween Tagen „abgehen, um die Sache wieder in Ordnung zu brin„gen. — „Wenn es Ihnen gefiele, Sire, — sagte ich, nachdem Er mir frisch nach einander vorgerechnet hatte, was ich an Geschütz zu dieser Expedition ausrücken lassen müßte — „mich nach meinem Kopf han„deln zu lassen, so getraute ich mir zum Ziel zu kom„men, ohne so viel Geräusch und Aufwand.“ — „Pardieu erwiderte Er — Sie sind doch auch der „ärgste Haberecht, den ich in meinem Leben gesehen ha„be.... Nun, was wollten Sie da sagen?“ — „daß „ich

„ich weiter nichts verlangen als den Prevot Moret „und zwanzig Häschern, um Ihnen die Sache ins Rei„ne zu bringen. — Gut, Sie wollen es, — sagte „Er endlich besiegt durch meine Beharrlichkeit, — so „will ichs denn auch. Entsteht aber Ungelegenheit „daraus, so halte ich mich an Sie." — Es entstand weiter nichts daraus, als daß ich mit zwanzig Ausreitern, statt einer ganzen Armee, alle diese Angeschuldigten einfangen ließ, von denen nur sehr wenige gestraft wurden, indem der König gefunden hatte, daß sie meistens unschuldig waren, und die andern nicht der Mühe lohnten, sich mit ihnen aufzuhalten.

Die Versammlung der Protestanten, welche in diesem Jahr wegen Ernennung zweyer Generaldeputirten gehalten werden mußte, schien dem König, wegen der Zeitumstände, noch mehr Aufmerksamkeit zu verdienen. Er ernannte mich, ihr beyzuwohnen. Dieß war das drittemal. Um mir es bequem zu machen, schrieb Er sie nach Gergeau aus, wo ich Befehlshaber war, und alles von Sülly aus, das bis an die Thore dieser Stadt gränzt, versehen konnte. Ich sage nichts von meinen Instructionen. Die Versammlung hatte, als ich am 3. Oktober zum erstenmal an Villeroy schrieb, noch keine förmliche Sitzung gehalten, wiewohl sie einige Tage zuvor angefangen hatte, denn man erwartete erst noch einige Provinzialabgeordnete. Als ich sah, daß ich mit Einem einzigen Wort, das ich öffentlich und Einzelnen gesagt hatte, den Uebelgesinnten den Mund so gut hätte stopfen können, bürgte ich dem König dafür, daß hier nichts gegen Seinen Willen vorgenommen werden würde; was Er mir nicht glauben wollte. Alle Seine und Villeroys Briefe waren immer voll von Ursachen zur Unzufriedenheit über die Protestanten. „Schicken Sie mir

„meine

„meine Eilboten schleunig zurück, — schrieb Er mir — „es gibt Geister zu Gergeau, wie man leicht spüren „kann. Sie haben Sie als einen Katholiken behan„delt; ich wußte wohl, daß sie es so machen würden, „und habe vor vier Tagen einen Brief von Saumur „gesehen, der die Form davon vorschrieb."

Es ist wahr; anfangs gab es dabey Lärm, besonders darüber, daß der König zween katholische Befehlshaber in den Städten Montendre und Tartas angestellt hatte, welche ihnen doch der König sagten sie, abgetreten hätte. Sie unterstützten ihre Forderungen durch den Inhalt der Edikte, und beschwerten sich, daß sie ohnehin schon Caumont auf solche Art eingebüßt hätten. Sie schickten deßwegen Chambault, du Bourg, und du Ferrier an mich nach Sülly, mit Versicherungen aller Art von Unterthänigkeit gegen den König, an den sie wegen dieser Sache zween oder drey aus ihrem Mittel abzuordnen beschlossen. Ich suchte sie davon abzubringen, weil ich wohl wußte, daß Heinrich diese Deputation nicht mit günstigen Augen ansehen würde: sagte ihnen aber: ich habe keinen Auftrag deshalben und wollte daher erst an Se Majestät schreiben. Ich lehnte es von mir ab, mich auch wegen Moncenis zu verwenden, mit dem es gleiche Bewandtniß hatte. Denn es gehörte dem Herrn Grafen.

Ich schrieb Villeroy den Antrag der Versammlung, und trug ihm auf dem König, vorzustellen, wenn Er sie nicht in die Länge gezogen haben wolle, müsse Er das, was sie mit Recht verlangten, thun, oder wenigstens versprechen es zu thun. Dieß bewilligte Er auch. Nachdem dieser Artikel abgethan war, einer von den achten, welche der Gegenstand der Versammlung waren, so zeigte ich, daß unter den andern fünfe wären,

welche

welche nur vor das Conseil gebracht zu werden, verdienten, vor welches sie gehörten, und man blieb denn bey der Hauptursache der Ernennung der Abgeordneten stehen. Der König that Seine Absichten hierüber zu wissen, eben so wie man es oben weitläuftig genug gesehen hat, wo ich von der General-Versammlung zu Chatellerault handelte, und diese Frage wurde ebenfalls wieder zu gleicher Zufriedeuheit beyder Theile dadurch abgethan, daß ich dem König Villarnou für den Adel und Miranda für den zweyten Stand vorschlug. Der erste wäre schon im vorigen Jahr ernannt worden, wenn er nicht gegen die von Sr Majestät vorgeschriebene Form in Vorschlag gebracht worden wäre. Er ging unverzüglich ab, um die Befehle Sr Majestät zu vernehmen, wohin ich ihm ein Schreiben mitgab. Der König unterrichtete ihn mit zwey Worten in den Pflichten seines Amts, und schien sehr mit dieser Wahl zufrieden.

Die Versammlung währte hierauf nur noch so lange, als nöthig war, um das Bestätigungsdekret der Deputirten abzuwarten und vor dem ersten November war alles vorbey. Der König bestand vorzüglich in allen Seinen Briefen an mich auf einer schleunigen Expedition. Einladungen, doch bald möglichst zu Ihm zurück zu kommen, und die gewöhnlichen Zeichen Seines Wohlwollens füllten beynahe den ganzen Rest. Der letzte Eilbote, den ich an Ihn abschickte, fand Ihn im Zeughaus, von wo Er, wie mir Villeroy schrieb, sogleich um 7 Uhr Abends zurückgekommen sey und mir um 8 Uhr habe schreiben lassen, was Er deßwegen nicht selbst habe thun wollen, damit dadurch der Eilbote nicht verspätet werden möchte.

Ich stattete Ihm mündlich noch genaueren Bericht als schriftlich von allem ab, was zu Gergeau vor-

gefallen war, auch von den friedlichen Gesinnungen einer sehr großen Anzahl wackrer Leute, die ich unter den Protestanten gefunden hatte. Ich fand Ihn zu Fontainebleau, wo Er sich in diesem Jahr nicht seltner aufhielt als in dem vorhergehenden. Nach der vorgedachten kurzen Reise nach Paris ging Er in der Mitte des May's wieder dahin und brachte die Monate Junius und Julius ganz daselbst zu. Nach seiner Zurückkunft nach Paris im August machte Er eine kleine Reise nach Saint Germain, und dann eine andre auf vierzehn Tage nach Monceaux, von wo Er über Fontainebleau zu Anfang des Oktobers zurückkam. Ich war noch nicht von Gergeau zurück. In der Mitte des Oktobers gieng Er wieder nach Fontainebleau, von wo Er in der Mitte des Novembers nach Paris zurückkam, um die Geschäffte abzuthun. Ich habe schon oben bemerkt, daß diese Lebensart nur für Ihn selbst und für einige wenige Seiner vornehmsten Minister ihre Unbequemlichkeiten hatte.

Seine Gesundheit hatte in diesem Jahr keinen gefährlichen Anfall auszuhalten. Er schrieb mir am 2ten Junius von Fontainebleau aus: „Ich habe einen „Anfall von Fieber gehabt, welcher dreyßig Stunden „anhielt; es ist aber nur vom Schnupfen, und ich hoffe, unter Gottes Beystand, daß es von keiner Bedeutung seyn wird. Ich werde mehr Sorge als bisher „für meine Gesundheit tragen; Sie können sich darauf „verlassen, und auch darauf, daß ich Sie recht sehr „liebe." Indessen ging aber doch die Jagdarbeit fort, wie zuvor. Er schrieb mir von Saint-Germain: Er habe so eben einen Hirsch bekommen, was nur eine Stunde gedauert habe; dann habe Er sich eine Stunde zu Bett gelegt, und sey nachher in die Grotten spazieren gegangen, habe auch nach Seinen Werkleu-

ten gesehen. Zu jenem Schnupfen, während dessen Heinrich täglich acht bis zehn Schnupftücher brauchte, schlug sich ein Fluß in den Ohren und an der Kehle, der Ihm sehr lästig wurde. Da Er hierauf anfangen wollte zu Monceaux zu purgiren, um dann das Wasser von Spaa zu brauchen, bekam Er einen Durchfall, der Ihm zween Tage lang heftige Schmerzen verursachte, und noch länger eine Schwäche nach sich ließ. Dieß war die gemeine Krankheit nicht nur in dieser ganzen Gegend, — wo der König, wie Er mir schrieb, den guten Mann Villeroy und über hundert Edelleute von Seinem Hof bey sich hatte, welche daran litten, — sondern auch in Paris und rings da herum.

Beynahe alle Kinder Sr. Majestät waren im May ebenfalls krank. Seine väterliche Zärtlichkeit machte, daß Er sich in Seinen Briefen an mich auf dieß alles einließ, mit einer Umständlichkeit, welche mich meine eigne Stimmung nicht als gleichgültig betrachten läßt. So schrieb Er mir am 16. May von Fontainebleau: „Ich bin nicht ohne große Unru„he, indem hier alle meine Kinder krank sind. Meine „Tochter Verneuil hat die Masern, die aber wieder „verschwinden, mit ein wenig Fieber. Gestern Abend „fing meine Tochter an etwas Fieber zu bekommen. — „Mein Sohn Orleans hat das alltägige, doch einen „Tag stärker als den andern. Es scheint es sey das „doppelt dreytägige. — (Dieser war von allen am stärk„sten und längsten krank.) Urtheilen Sie nun, ob „ich bey diesem allem ruhig seyn kann. Ich will Ihnen „alle Tage von der Krankheit meiner Kinder Nachricht „geben." — Glücklicherweise ging alles gut vorbey. Er schrieb mir wieder: „Es werde, wie es Gott ge„fällt, von dem ich alles als gut ansehe." Er verlangte

von mir mit Seiner gewöhnlichen Güte Nachrichten von meinem Sohne, von dem man Ihm gesagt hatte, daß er die Blattern habe. Er ersah Noisy zum Aufenthalt Seiner Kinder für den ganzen Sommer, indem Er sie nicht nach Saint-Germain zurückschicken wollte, bis erst weit hinein im November. Dann, gab Er mir, wie gewöhnlich Befehl, sie mit der Frau von Montglat in den Wagen und Sänften der Königin und der Königin Margarethe zurückbringen zu lassen, und der Marquisin von Verneuil zu sagen, daß sie auch die ihrigen dahin schicken solle, indem die Blattern in diesem Monat zu Paris umgingen.

Der Sohn dieser Dame, den man den Marquis von Verneuil (23) nannte, war von dem König, seinem Vater, für die Kirche bestimmt. Da das Bisthum Metz erledigt wurde, war Er darauf bedacht, es ihm zu verschaffen. Dagegen aber fanden sich drey große Schwierigkeiten von Seiten der Nomination, der rechtmäßigen Geburt und des Alters; denn er war noch Kind. Die erste konnte das Kapitel von Metz durch Postulation des jungen Prinzen selbst oder doch des Kardinals (Anna d'Escars) von Givry zum Bischoff oder Administrator heben. Von letzterm es nachher für den jungen Verneuil zu erhalten wäre leicht gewesen. Das Kapitel zu Metz hat das doppelte Recht, sich einen Bischoff zu erwählen, im Fall der Erledigung durch den Tod oder durch Resignation, und die Administration der Einkünfte des Bisthums jemand nach Gefallen zu übertragen. Bey dem Kapitel nun brauchte es keine Umschweife. Sobald es sah, daß es dem König durch die Ernennung Seines Sohns ein Vergnügen machen könnte, wurde er einstimmig postulirt und nominirt.

Wegen

Wegen der zween andern Punkte konnte der Papst allein dispensieren. Diesen dahin zu vermögen, schickte der König den Herzog von Nevers nach Rom (24) um ihm die Obedienz zu leisten. Valerio, ein Eilbote von Rom, erhielt zu Paris alle gute Behandlung, was ihn bis zu Ende des März daselbst aufhielt; und beym Abschied brachte ihn eine Geldsumme in die gehörige Stimmung mit unserm Gesandten wirksam zu Durchsetzung der Unterhandlung bey dem Papst zu arbeiten. Die Marquisin von Verneuil vergaß ihrer Seits ebenfalls nichts dabey, und doch konnte man mit dem allem nur die Hälfte von dem bey dem Papst erhalten, was man verlangte. Ohne Mühe ertheilte er die Dispensation wegen der Geburt; in Ansehung des Alters aber verschanzte er sich hinter die Kirchenregeln und die Kirchenzucht, welche ganz dawider seyen. Indessen erhielt man doch durch vieles Andrängen die Art von Genehmigung, welche im Stil der römischen Curie Expektativa heißt, und daß der junge Prinz von jetzt an den Titel eines Bischoffs von Metz führen dürfte. Valerio brachte diese Nachricht gegen Ende des Aprils nach Fontainebleau und der König trug mir sogleich auf, es der Frau von Verneuil zu melden.

Diese Ungefälligkeit Pauls V. wurde ihm von dem König heimgegeben, als auf dessen Antrieb die Kardinäle und Prälaten des Reichs bey Ihm ihr Anhalten um die Publication des Tridentinischen Conciliums in Frankreich erneuerten, ohne sich durch die Menge fruchtloser Versuche, die sie schon bey verschiedenen Gelegenheiten deßwegen bey ihm gemacht hatten, abschrecken zu lassen. Heinrich antwortete ihnen: wenn man die Annahme dieses Conciliums bey Franz I. Heinrich II. und Karl IX nicht habe erhalten können, die doch keine solche Verbindlichkeiten gegen die Protestanten gehabt noch

 ihnen

ihnen so günstige Edikte zugestanden hätten, wie Er; so dürften sie um so weniger erwarten, daß Er jemals die Hände dazu bieten würde. Er stellte ihnen alles Uebel vor, welches diese Annehmung im Reich hervorbringen könnte, und erklärte ihnen endlich, daß Er nicht Lust habe, die Inquisition in Frankreich einzuführen, und daß Er es höchst befremdend finde, (denn Er fühlte wohl, daß man Ihm immer diesen Vorwurf würde machen können) daß Seine Agenten zu Rom diese sonderbare Clausel zu einer der Bedingungen Seiner Absolution hätten machen können. Er bewilligte ihnen blos die Einführung der Messe in Bearn. (25).

Das römische Kollegium verlohr in diesem Jahr die Kardinäle von Lothringen, Baromeus und Joyeuse (den berühmten Pater Angele). Der Herzog von Florenz und der berühmte Skaliger starben ebenfalls, und in Frankreich der Kanzler Bellievre und Miron. (26).

Man machte in diesem Jahr zu Fontainebleau, wie auch zu Monceaux neue Verschönerungen. Zu Paris wurde die Kaufmanns-Brücke (27) an der Stelle derjenigen aufgeführt, welche die Müllerbrücke hieß. — Ich gab dem König einen Entwurf für den Dauphinsplatz, vermöge dessen er in drey Jahren vollendet seyn würde, indem man dem Unternehmer den Boden zum Besten gab. Das Anerbieten davon wurde dem ersten Präsidenten und dem Parlament gemacht. Ich entwarf auch einen Plan für die Brücke zu Rouen, den ich Sr. Majestät durch meinen Sohn überreichen ließ. Ich hatte mich selbst zur Stelle begeben. Heinrich fand, daß man nach dem Platz nichts besseres noch bequemeres thun könne. Die Brücke von Mantes wurde in diesem Jahre fertig. Ich ließ in Bourbonnois mehrere Stücke Geschütz zur Verwahrung aufstellen, was

mir

mir Danksagungen dieser Provinz durch Saint Geran verdiente.

Man hätte noch mehr dergleichen für die öffentliche Nothwendigkeit und Bequemlichkeit unternehmen können, wenn sich der König nach meinem Rath hätte entschließen wollen, einen Theil seiner besondern Ausgaben, wären es auch nur die vom Spiel gewesen, dazu aufzuopfern. Ich mußte auf Seinen Befehl auf Einmal vier und dreyßigtausend Pistolen ausbezahlen, die Er dem Portugiesen Eduard Fernandez (28) schuldig war. Dieser Befehl ist datirt vom 4 August. Ich erhielt oft dergleichen (29) auf zwey, dreytausend Pistolen, und viele andre auf minder beträchtliche Summen. Darum kann ich aber doch nicht sagen, daß Er sich einem Vorschlag zum allgemeinen Besten entzogen hätte.

Die Loire (30) richtete im Oktober eine fürchterliche Verwüstung an. Ich wäre beynahe selbst noch davon überrascht worden, indem ich von Olivet nach Orleans reiste. Dieser ganze Strich war ein Meer, wo die Fahrzeuge über die Gipfel der Bäume und Häuser hinführen, welche das Wasser noch hatte stehen lassen. Es begegnete mir kein Unfall, aber das Fahrzeug, das mich übergesetzt hatte, strandete im Rückwege und ging in Stücke. Alle Passagiers retteten sich durch Schwimmen, und zum Glück kam keiner dabey um. Die Verwüstung war außerordentlich, und der Schaden unschätzbar. Die Bitschriften der zu Grund gerichteten Städte trugen nicht bloß auf eine gänzliche Steuerfreyheit an sondern auch auf eine schleunige und beträchtliche Hülfe, wenigstens für die dringendsten Bedürfnisse, ohne welches der größte Theil der Güter unbebaut unddie Häuser unbewohnt bleiben würden. In Seiner Antwort auf meinen Brief hierüber sagt Heinrich:

„Gott hat mir meine Unterthanen gegeben, um sie wie „meine Kinder zu halten. Mein Conseil soll sie daher „auch liebevoll behandeln. Die Almosen sind Gott „höchst angenehm, besonders in diesem Fall. Ich wür„de mir sonst Gewissensbisse machen. Man greife ih„nen mit allem unter die Arme, was man glauben wird, „daß in meinem Vermögen steht." Ich unterstützte die gottesfürchtige Gesinnungen des Königs aus allen Kräften.

Ich erhielt in Einem Brief drey kleine Geschenke von Ihm für verschiedene Personen: den Genuß einer Mühle an den Thoren von Paris; einen Rest von einem Schlag Brennholz und das Holz das man beym steinernen Brückenbau von Mantes gebraucht hatte.

Das Verdienst und die Gelehrsamkeit der Herrn Fenouillet und d'Abeins, welche dem ganzen Reich bekannt waren, veranlaßten mich, für den ersten um die Anwartschaft auf das Bisthum von Poitiers und für den andern um das nächste erledigte zu bitten, was mir auch versprochen wurde. Ich ging damals just nach Sülly. Aber kaum hatte ich den König verlassen, als man Ihm den Tod des Bischoffs von Montpellier meldete, was Er mir sogleich sagen ließ. Ich glaubte mit der erbetenen Gnade einige Aenderung vornehmen zu müssen, und schrieb Ihm: mir scheine das Bisthum von Montpellier, voll von Protestanten, einen beredten Mann wie Fenouillet, und das von Poitiers ein so vollkommenes Phlegma zu erfordern, wie der Abt d'Abeins besitze, um die Hitze der lebhaften feurigen Köpfe in dieser Provinz zu mäßigen. Heinrich las meinen Brief den Hofleuten lachend vor, und fragte sie: ob es wohl die Katholiken selbst hätten besser machen können, wenn sie sich alle darauf beflissen hätten

ten (31.) Fervagues war so krank, daß er durch mich dem König sagen ließ: Er möchte darauf denken, wegen der ansehnlichen Stellen Verfügung zu treffen, die er in Normandie hatte. Er vernichtete aber die Vorstellung, die man sich von seiner Krankheit gemacht hatte, dadurch selbst wieder, daß er einige Tage darauf sagen ließ, wenn man ihm eine Commission schicken wollte, um Landtag in der Provinz zu halten, so sey er im Stand dazu.

Der Vertrag von 1564 zwischen Frankreich und Lothringen war täglich neuen Schwierigkeiten in Ansehung der Gränzen des Metzer Gebiets ausgesetzt, welche den König vermochten, Kommissarien dahin abgehen zu lassen, welche ich und der Kanzler aus dem Conseil und sonst erwählten. Eine andre eben so nützliche und weit wichtigere Operation, war die Aufsetzung von Protocollen nach genauen Besichtigungen, über alles, was unsre Nachbarn an verschiedenen Gränzorten von uns an sich gerissen hatten, besonders an der Gränze von Champagne, Franche-Comté und Lothringen. Man kann nichts genaueres sehen als die Arbeit des Ingenieurs, Chatillon, hierüber, dem ich es auftrug. Es wird dadurch in die Augen fallend, daß der König von Spanien und der Herzog von Lothringen sich eine große Anzahl von Lehen zugeeignet hatten, und selbst ganze Dörfer, wie das Dorf Pierrecour, den Flecken Passeran, die Herrschaft Commerci u. a. m. deren Aufzählung hier von keinem Nutzen wäre. (31).

Diese Arbeit macht nur einen kleinen Theil von der aus, welche ich auf Befehl Sr. Majestät unternommen hatte, um äußerst richtige Plane von allen Land- und Seegränzen des Reichs zu erhalten. — Da der Herzog von Mayenne und die von Antibes die

Güter, die sie in der Gegend von dieser Stadt besitzen, zum Verkauf ausgesetzt hatten, so war der König gesonnen, sie an sich zu bringen. Dies war genug für diese Leute, um sie zu einem Preis anzuschlagen, der dem König alle Lust dazu benahm. Er ließ ihnen sagen, sie möchten ihr Gebiet verkaufen, an wen sie wollten, Er würde aber einen Befehlshaber nach Antibes zu setzen wissen, der sie vielleicht ihre Unbilligkeit gegen Ihn noch bereuen lassen werde.

Nun von den Finanzen. Es wurde ein Generalreglement gemacht für die Kassiere bey der Schatzkammer, Schatulle, den Posten, dem Schweizerbunde, Geschütz, der ausserordentlichen Kriegskasse, der ausserordentlichen Kasse für die Ausgaben diesseits des Gebürgs und andre, welches ihnen eine noch genauere Form für ihre Rechnungen vorschrieb, und sie in die äußerste Abhängigkeit von dem Oberintendanten setzte, ohne dessen Befehl sie beynahe gar nichts vornehmen durften. Dieß Reglement (33) verbreitete sich sogar über die Gerichtsactuarien und über den Sekretär des Conseils. Ich unterwarf ihm auch die Employe's welche unter mir für meine andre Stellen angestellt waren. Ich nöthigte Lichani, welcher die Direktion über das Pflaster von Paris hatte, alle Mittewoche und Sonnabende Mittags zu mir zu kommen, um mir von der Bezahlung und Austheilung der Arbeiter Rechnung abzulegen.

Ich verbot durch ein Circulare allen Finanzrechnungsbeamten in ihren Rechnungen von neuem Artikel zu bringen, welche von dem Conseil schon einmal gestrichen oder herabgesetzt worden waren, indem dafür nur der Weg der Requeten offen sey. Damit sie sich nicht mit einem Mangel an Vorschriften entschuldigen könnten, schickte ich ihnen ganz genaue und

deut-

deutliche Formulare. Sie mußten darinn alles bis auf Datum und Signatur der offnen Briefe und Arrets des Conseils anführen, die etwa erwähnt wurden. Die Sportel-Ordnung der Rechnungskammer und das Reglement in Betreff der durch die Kassiere und General-Einnehmer entwendeten Gelder kam noch zu den vorhergehenden. Dem König floß daraus für jetzt ein Gewinn von hunderttausend Thalern zu, der sich verdoppeln mußte, wenn dieß Reglement völlig befolgt wurde. Die Rechnungskammer begab sich ihrer Sporteln höchst ungern; selbst nachdem man ihr gezeigt hatte, daß der Fuß, auf den sie solche eingerichtet hatte, grundfalsch sey. Es bedurfte nichts geringeres als einen förmlichen königlichen Befehl um sie zu Auslieferung der Register an mich zu vermögen, deren ich benöthigt seyn konnte. Ich gab mir viele Mühe bey dem General-Prokurator und den Präsidenten dieser Kammer, um ein Edikt einregistriren zu lassen, das die Rentenbezahler und die Erlöschung der achtundvierzigtausend Livres konstituirter Renten betraf.

Ich erklärte den höchsten Stellen und dem Finanz-Büreau von Languedoc die Willensmeinung des Königs über verschiedene Fragen, die sie an mich gemacht hatten. Sie betrafen die Rechte der Präsenz, Herrenrechte, Recht der Domainenergänzung, unadelicher Freylehn, neuer Erwerbe des Navarrischen Domainenguts, der Ein- und Ausfuhr, der Cammergüter, der Aufsicht über die Tücher, und vorzüglich das Recht der Grundsteuer. In Ansehung dieser erklärte das Conseil einstimmig, da die Prinzen, die Kronbeamte, ja der König selbst nicht davon in Ansehung ihrer Feldgüter in dieser Provinz frey seyen, so könnten es weder Städte noch andre Gemeinheiten seyn. Ueber alle diese Gegenstände schickte ich durch Maussac Briefe an

das

das Parlament von Toulouse, an die Kassiere, und die Salzpachter. Das Edikt wegen Widerkauf der Gerichtssporteln adressirte ich an den Herrn von Verdun, ersten Präsidenten dieses Parlements, um es einregistriren zu lassen. Dies geschah auch unbedingt. Er schrieb mir zugleich, man sey zur Wiedererstattung für die Greffiers geschritten, die sowohl in Civil- als Criminal- und Requetensachen zu arbeiten haben, und versicherte mich der gänzlichen Unterwürfigkeit dieses Parlements gegen den Willen des Königs. Mit einigen persönlichen Danksagungen verband er auch die, daß ich ihm Colange einen sanften und Achtungsvollen Mann als Commissar geschickt hätte.

Ich unterdrückte, so weit es sich irgend thun läßt, Ausführungen, welche nur verdrüslich seyn könnten, werde daher auch nicht von den Briefen reden, die ich an den Generalprocurator von Dauphiné, an Sieur Marion und die Kassiere von Bourgogne schrieb, bald wegen Wiedereinlösung der Domainen, bald zur Erklärung der so eben gedachten Verordnungen über Gegenstände aller Art. (34).

Als ich das Ende des Jahrs heranrücken sah, schrieb ich dem König nach Fontainebleau, daß Seine Gegenwart wegen des Generaletats Seiner Finanzen nöthig sey; ich sey Seiner Befehle zu tausend Dingen benöthigt, wie z. B. bey der Rechnung von Seinen Besatzungen, Soldaten, Galeeren, Hausbedienten des Dauphins und der königlichen Kinder. Wegen Seiner Abwesenheit müssen mehrere andre Angelegenheiten unentschieden liegen bleiben, von welchen die, denen sie aufgetragen wären, dächten, sie seyen Ihm gleichgültig oder gar nur von meiner Erfindung. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich jederzeit gesucht habe, den König dahin zu bringen, daß Er selbst mit

Sei-

Seinen Ministern arbeitete; weil in der That die schönsten Verordnungen immer unnütz bleiben, so lange man nicht überzeugt ist, daß man sich würklich der Ungnade des Fürsten aussetze, wenn man nicht darüber hält.

Das Steuerdekret war noch nie auf eine so feyerliche Art ausgefertigt worden, als dieß Jahr für 1609. Se. Majestät kamen am 16. August zu einer Sitzung in den Staats- und Finanzrath mit einem Gefolge von mehrern Prinzen, Herzogen, Pairs und Kronbeamten, und ließen in Höchsteignem Beyseyn ein Staatsrathsarret ausfertigen, worinn es heißt: Der König, nachdem Er sich Seine Rechnungen von Ausgabe und Einnahme des laufenden Jahrs vorlegen lassen, und den Oberintendanten seiner Finanzen und Sein Conseil vernommen habe, hätte sehr gewünscht, auf deren Vorstellungen wegen Erleichterung des Volks durch Abnahme eines Theils der Steuer, Rücksicht nehmen zu können. Allein die durch Seine Vorgänger gemachten Schulden und der schlimme Zustand, worinn Er die Finanzen vorgefunden habe, gestatten Ihm dieß nicht, machen vielmehr eine Erhöhung nöthig. Se. Majestät hätten sich jedoch gnädigst begnügt, für das nächste Jahr dieselbe Summe wie in diesem, aufzulegen, mit einer Erhöhung von nur zwanzigtausend siebenhundert und funfzig Pfund, zehn Sols und 7 Deniers, worein eine gleiche Summe verwandelt worden war, welche die Kommissarien hernach wieder auf die Pfarreyen für einige kleine Ausgaben in den Provinzen, umzulegen pflegten, und welche also itzt wegfalle.

Mit einiger Selbstzufriedenheit gebe ich hier von einem Aufsatz Rechenschaft, welchen ich den König wegen der Steuer überreichte, weil er wegen der darinn ent-

enthaltenen Ausführungen und Bemerkungen für einen kurzen Abriß der Geschichte der Steuer in Frankreich gelten kann.

„Es ist ganz ausser Zweifel, daß ein Staat, er sey wie er wolle, unter Einem oder mehrern Häuptern, oder regiert durch die Mischung aller der verschiedenen zusammen vereinigten Autoritäten, nicht ohne Beyträge bestehen könnte. Gesetzt er dächte, zufrieden mit dem Grad von Macht, worinn er sich jetzt befindet, ganz nicht auf Erweiterung, so hat er doch sicher von Zeit zu Zeit Beleidigungen zu rächen, Frechheiten zu unterdrücken. Tausend innre und unumgängliche Bedürfnisse können nicht befriedigt werden ohne regulirte und dabey doch bald stärkere bald schwächere Ausgaben. Diese sowohl ordentliche als ausserordentliche, wurden geraume Zeit im Reich nur durch Auflagen erhoben, — unter dem Namen freywilliger Hülfe, (Beden) einer Einnahme, angesagt und umgelegt durch einen allgemeinen Schluß aller Reichsstände in jenen feyerlichen Versammlungen, welche man den Reichstag nannte, auch eingezogen von den eignen Gütern des Königs oder der Krone (35.) Sie machten aber bey weitem nicht die unermeßliche Summen aus, zu denen man sie nachher anschwellen sah. Damals schränkte man sich noch auf das bloße Nothwendige, von innen und von aussen, ein; und eine wohl noch von niemand gemachte Bemerkung ist, daß wir unter allen unsern Königen vom dritten Haus bis auf Karl VIII herab, keinen sehen, welcher sich auf entfernte Eroberungen eingelassen oder sogar einem seiner Nachbarn förmlich den Krieg erklärt hätte (36). Bey diesem Geist der Mäßigung und Oekonomie fanden sie, daß ihnen nichts fehlte. Sie bestritten alles ohne ihre Kammergüter zu verpfänden oder zu verkaufen, und folglich waren sie in der That unerachtet ihrer

rer anscheinenden Armuth viel reicher, (37) als ihre Nachfolger mitten unter allen Schätzen, welche ihnen eine unbegränzte Gewalt und ein unumschränktes Ansehen erworben haben. Es liegt in diesem allem nichts paradoxes. Ein Fürst, der viel vermag, glaubt alles zu vermögen, unternimmt alles (38) ohne einen Haupt-Irrthum in der Berechnung seiner Kräfte gewahr zu werden: die Schwächung und Erschöpfung seiner Unterthanen, welche immer mit seinen erweiterten Begierden gleichen Schritt hält, und ihn endlich so weit bringt, daß er durchaus nichts mehr vermag.

Von all der Mühe, die es ihm kostet, eine wirklich unersättliche Habsucht zu befriedigen, habe ich noch nicht einmal etwas gesagt. Die Steuer, von allen willkührlichen Auflagen ohne Widerrede die verderblichste, so wie auch die unbilligste, wenn man unter diesem Namen jedes Kopfgeld und jede willkührliche Personalschatzung begreift, liefert hievon eine Menge auffallender Beyspiele. Wie oft hat sie nicht das königl. Ansehen kompromittirt! Ihr Probestück war die Entthronung Chilperichs, des Vaters von Clodwig, und einige Zeit hernach kostete sie gar Childerich das Leben, der durch einen fränkischen von Adel, Bodillon, ermordet wurde, welcher sich dadurch wegen einer schimpflichen Behandlung von diesem Fürsten rächte, dem er die Gefahr bey einer ausschweifenden Auflage, mit welcher derselbe umging, etwas frey vorgestellt hatte. Eine gleiche Auflage unter Philipp August verursachte einen Aufstand unter dem Adel, der sie unwirksam machte.

Einige andre, glücklicher in dieser Unternehmung, machten sich dennoch so starke Vorwürfe darüber, daß sie heftige Gewissensbisse empfanden, gegen welche sie sich mit Ablaßbullen vom Papst zu verwahren suchten.

Lud-

Ludwig der Heilige band seinem Sohn nichts so sehr ein, als daß er nie etwas von seinen Unterthanen wider ihren Willen und ohne ihre Einwilligung fordern solle. Philipp von Valois, nicht so skrupulös, konnte die gefährlichen Folgen des entgegengesetzten Benehmens nicht vermeiden. Er sah seine vorzüglichsten Städte gegen sich empört. Er hatte, ehe er noch König war, einer Versammlung von Notabeln, unter der Regierung Ludwigs des Greiners (Zänkers) beygewohnt, worinn beschlossen worden war: Die Könige von Frankreich sollten bey ihrer Salbung beschwören, keine neue Auflage auf das Volk zu machen ohne Einwilligung der versammelten drey Stände des Reichs. Johann der I. und Karl V. unterwarfen sich diesem Gesetz, und suchten bescheiden um Reichshülfe an, die ihnen zugestanden wurde. Eine auf die Köpfe — ohne Ständeversammlung noch Volksbewilligung — umgelegte Steuer (39) wurde nicht als das kleinste Unglück in der Regierung Karls VI. angesehen, dieser an unglücklichen Ereignissen so fruchtbaren Regierung, daß man sie beynahe das Grab der guten Gesetze und guten Sitten in Frankreich ansehen kann. Die Nothwendigkeit vermehrte das Uebel, während es das Murren darüber unter Karl VI. verminderte, welcher die Engländer aus dem Reich zu vertreiben hatte, und dabey geschickt diesen Tribut in eine ordentliche und regulirte Abgabe verwandelte, welche von ihrer persönlichen Schatzung den Namen Steuer bekam, wiewohl sie nur unter verschiedenen Modifikationen nach Verschiedenheit der Provinzen eingeführt wurde. In einigen war sie Kopfsteuer, in den andern Grund- und Vermögensteuer, in andern endlich aus beydem vermischt. Sie wurden von Karl VII. auf eine Millpin achtmalhunderttausend Livres festgesetzt. Wir wollen sehen, wel-

che

che Fortschritte sie unter allen folgenden Regierungen bis auf uns, machte.

Ludwig XI erhöhte die Steuer auf vier Millionen siebenmalhunderttausend Livres. Im Jahr 1498, dem Todesjahr Karls VIII. findet man, daß bey dem Schatz eingenommen wurden, nach Abzug aller Kosten, vier Millionen, viermalhundert ein und sechzig tausend sechshundert und neunzehn Livres. Im Jahr 1515, da Ludwig XII starb, vier Millionen achtmalhundertfünf und sechzig tausend sechshundert siebenzehn. Einen erstaunlichen Sprung machte sie unter Franz I. der sie bey seinem Absterben auf vierzehn Millionen vier und vierzigtausend hundert funfzehn Livres stark hinterließ; Heinrich II. nur auf zwölf Millionen achtundneunzigtausend fünfhundert drey und sechzig Livres. Noch weiter fiel sie unter den beyden folgenden Regierungen indem sie zur Zeit Franz II. nur auf eilf Millionen hundert und viertausend neunhundert ein und siebenzig, und unter Karl XI nur auf acht Millionen sechsmal hundert acht und dreißigtausend neunhundert acht und neunzig stand. Die Regierung Heinrichs III. war ihr günstig, wenn man nicht auf die Zeit sieht, da er sich eines großen Theils von seinem Reich beraubt sah, wie in seinem Todesjahr, sondern z. B. auf 1581. wo sie ein und dreyßig Millionen sechsmalhundert vier und funfzigtausend vier hundert einbrachte. Statt sich von dem bösen Beyspiel hinreissen zu lassen, wollte Heinrich der Große bey all den unendlichen Schulden, die Er zu bezahlen, bey all dem beträchtlichen Ausgaben, die Er zu bestreiten hatte, doch nicht mehr als sechzehn Millionen erheben, halb Steuer halb Pachtgelder." —

Wenn dieser Herr, dessen unerachtet, Mittel fand, zwanzig Millionen in den Schatz zu legen, wie man

 in

in der Folge noch sehen wird, so hatte Er dieß nur einer Oekonomie zu danken, die man unter den vorhergehenden Regierungen nicht kannte, und deren man sich vielleicht geschämt haben würde. Die Fremden durften nicht mehr, so frey wie sonst, ihre Hände in die Finanzen stecken. Der Kurfürst von der Pfalz schrieb mir in diesem Jahr von Heidelberg, um mich aufs angelegentlichste zu bitten, Nachsuchung wegen Rückzahlung von Geldern anstellen zu lassen, die er, wie er sagte, dem König so redlich vorgestreckt habe, wofür er aber in acht Jahren nichts habe erhalten können, als eine einzige Anweisung. Carl Paul, sein würklicher Rath und Kammerherr wurde von ihm an mich geschickt, mit großen Diensterbietungen, um diese Sache zu betreiben. Mein Posten hat mir oft Komplimente von auswärtigen Fürsten zugezogen. Der Herzog von Savoien schrieb mir einen äußerst höflichen Brief bey Gelegenheit der Glückwünschung zu der Geburt unsers dritten Prinzen, die er Sr. Majestät durch den Sieur Jacop machen ließ.

Die Krankheit der Herzogin von Lothringen brachte den Herzog von Mantua nach Lothringen und von da nach Frankreich. Diese Fürstin befand sich auf ihre Niederkunft so übel, daß die Aerzte geraume Zeit an ihrem Aufkommen zweifelten. Sie hatte nur eine Tochter gehabt, welche sich wohl befand; die Mutter genas endlich auch wieder. Ihre Majestäten nahmen viel Antheil an ihrem Zustand, und unterließen ebenfalls nichts, um dem Herzog von Mantua seinen Aufenthalt in Frankreich angenehm zu machen. Man gab ihm eine Menge Ballets, und noch mehr gute Mahlzeiten, was der König, nach seiner Abreise, schwer zu büßen hatte, indem Er eine Menge Medicin nehmen mußte. Er ging erst in der Mitte des Oktobers wieder

der zurück, und führte viel Geld mit sich weg, das er dem König im Spiel abgewonnen hatte. Er behielt noch viertausend Pistolen gut, die er beym Abschied Heinrich bat seinem Kommissionair zu geben. Ich erhielt den Befehl dazu von Sr. Majestät durch ein Billet, das mir Eduard brachte.

Die Unterhandlungen wegen des Friedens oder eines langen Waffenstillstands währten unterdessen in den Niederlanden zu Haag, welches zu den Konferenzen ausersehen worden war, fort; aber so daß man lange Zeit glaubte, das Ziel, dem man sich so nahe hielt, würde sich auf immer entfernen. So sehr wurde alles durch verschiednes Interesse, Mißtrauen und Erbitterung durchkreuzt. Ein gewisser Spanischer Franciskaner, dem Se. katholische Majestät sehr viel Antheil an der ganzen Sache überließ, kam zu Anfang dieses Jahrs durch Paris, und hatte dabey die Ehre dem König vorgestellt zu werden, den er bereden wollte: der Frieden sey nicht ferne mehr. Dom Pedro (40) sprengte zu Paris überall aus: die Eilboten mit der Nachricht davon würden unverzüglich durchkommen. Der König und alle, die von der Lage der Sachen durch die Nachrichten von dem Präsidenten Jeannin und den andern Agenten Sr. Majestät in den vereinigten Provinzen besser unterrichtet waren, hatten eben nicht Lust allen diesen Gerüchten zu glauben. Und dies mit Grund. Denn es wurde von da bis Ende des Septembers und Oktobers die Erfüllung vergeblich erwartet. Es wäre nicht sicher, wenn man sagen wollte, die Hindernisse haben bloß von Spanien hergerührt. Alles was man thun kann, ist, wenn man es nach dahin gestellt seyn läßt. Was die Erzherzoge betrifft, so arbeiteten diese aufrichtig am Frieden. Seine allerchristlichste Majestät gaben ebenfalls, ganz gegen Ihr eignes Interesse,

 die

die friedfertigsten Vorschläge. Dieß war die einzige Partei, welche Heinrich bey der jetzigen Lage der Sache nehmen zu müssen glaubte.

In Ansehung des Prinzen von Oranien ist sicher, daß er, wenn nicht der einzige, doch gewiß der erklärteste Feind des Friedens war. Die Gründe und Vorwände, welche er und seine Anhänger dagegen vorbrachten, sind folgende: Bey allem Verlangen, welches Spanien nach einem Frieden oder langen Waffenstillstand zeige, würde es doch nie die Hände dazu unter der Bedingung bieten, daß es förmlich und ausdrücklich allen Hoheitsrechten über die vereinigten Provinzen entsagte; und ohne diese Clausel könnten diese Provinzen nie in Ansehung der Verträge sicher seyn; indem sonst die Spanier jederzeit das Recht behielten, sich der Häfen und festen Plätze der Kriegs- und Bootsleute, zu versichern, die ganze Handlung an sich zu ziehen, und sich so abermals den Weg zur Tiranney zu bahnen. Man würde unterdessen Mittel finden, die Redlichgesinnte einzuschläfern, und die Sturmköpfe und feile Seelen in Bewegung zu setzen. Die katholische Partie in diesen Provinzen, ohnehin schon aus Neigung für die Spanische Herrschaft gestimmt, würde ihr Haupt empor heben, sich öffentlich erklären, und das übrige, oder doch den größten Theil des Landes nach sich ziehen, so daß Spanien nach Ablauf des Stillstands den Krieg dann mit sichrem Erfolg wieder unternehmen werde (41). Der Frieden, wenn der Vertrag diesen Namen bekäme, schaffe nicht mehr Sicherheit als der Waffenstillstand, indem ihn der König von Spanien wohl zu brechen wissen werde, wenn er seine Zeit dazu bey einer guten Gelegenheit ersehen könnte. — Die Fürstin von Oranien fand für gut, ungefähr in demselben Sinn an mich zu schreiben, ausser daß sie, —

uner-

unerachtet sie schrieb, die Armee, Städte und sogar ganze Provinzen seyen dergleichen Gesinnung mit ihrem Stiefsohn, und dem Hause Nassau ganz ergeben — mir dabey doch nicht verhehlen konnte, daß die Gegenpartey wenigstens eben so stark sey.

Der Prinz Moritz ermangelte bey solchen Gesinnungen nicht, sich des Beystands unsers Königs zu versichern. Er schickte Lambert den Sohn im Oktober, mit einem Brief an Ihn, und mit aller Art von Beglaubigung für das, was er Ihm mündlich in seinem Namen sagen würde. Lambert erhob die Entwürfe seines Herrn gar sehr, und wollte sogar glauben machen: die Sachen seien auf dem Punkt, daß der Marquis Spinola, der Präsident Richardot und die Spanischen Kommissare am ersten dieses Monats abgedankt und verabschiedet werden würden. Alles dieß fiel den Räthen Sr. Majestät, welche bey der Erzählung Lamberts gegenwärtig waren, um so mehr auf, da Berry zuvor einberichtet hatte, das Gepäck dieser Spanischen Abgeordneten und sie selbst würden am 4. Oktober in Brüssel erwartet. Sie wollten nun alle den König bereden, Seine Freunde sowohl als Seine Feinde würden sich noch allzu glücklich schätzen, itzt die Bedingungen anzunehmen, welche ihnen vorzuschreiben Ihm belieben würde. Dieß schrieb mir Villeroy, indem er mir die ganze Sache vorlegte, und dabey eine Abschrift von dem Brief des Prinzen von Oranien nach Gergeau schickte, wo ich mich damals befand. Der König ging nicht so eilig. Die Reden Lamberts schienen Ihm von mehrern Seiten verdächtig. Er sah kein Schreiben von dem Conseil der Staaten; der Brief des Prinzen schien ihm voll Zurückhaltung und Verstellung; und Moriz selbst hatte bis itzt so wenig mit seinen Worten übereinstimmend gehandelt, daß es

schwer war, kein Mißtrauen in ihn zu setzen. Als Lambert nun noch vollends hinzu setzte, Seeland würde sich eher an England ergeben, als mit Spanien vertragen, und man bitte Se Majestät, sich wenigstens neutral zu verhalten, wenn Sie Ihren Alliirten auch nicht mehr beystehen wollten, wie zuvor; denn wenn sie auch nur noch drey Städte übrig hätten, getrauten sie sich, Spanien noch auf funfzig Jahre zu schaffen zu machen; so sah Heinrich in dem allem nichts als eine Prahlerei und Lüge, oder doch wenigstens eine sehr grob angelegte Finesse. Dieser Kunstgriff sprang noch mehr in die Augen als Lambert sich über tausend Dinge ausließ, welche Jeannin nicht hätten unbekannt seyn können, und von denen er doch Sr. Majestät gar keine Nachricht ertheilt hatte. Nach Lambert waren Barneveld und Aersens übel angesehn, und sogar in Gefahr, daß ihnen der Proceß gemacht werden sollte; man hatte in verschiednen Städten der Staaten darüber berathschlagt, ob man nicht die Partie ergreifen solle, um französische Herrschaft zu bitten. — — Wie hätte dieß alles so geheim zugehen können, daß davon in ganz Flandern nichts hätte ruchbar werden sollen? Allein selbst die Reden Lamberts waren nicht immer wohl mit dem eignen Brief des Prinzen von Oranien zu vereinigen.

Ich glaube wohl: wenn der König besser auf einige von diesen Propositionen, wie z. B. auf jene, die Flammänder unter Seinen Schutz und Scepter zu nehmen, hätte bauen dürfen, so hätte Er keines sonderlichen fremden Antriebs bedurft, um Sein ganzes Augenmerk auf diese Seite zu richten. Bisweilen konte Er sich sogar nicht erwehren, es Jeannin sehr übel Dank zu wissen, daß er diese Saite nicht stärker berührt hätte. Er ergriff jedoch endlich den weisesten Ent-

Entschluß, alles ruhig zu hören und zu sehen, ohne weder Abneigung noch Sehnsucht für den Frieden zu bezeugen, um so die Entwicklung zu erwarten, welche auf keine Art vor sich gehen konnte, ohne daß Er dazu berufen würde. Er befahl Jeannin sich hiernach zu richten; und um mein Gutachten darüber zu vernehmen, ließ Er mir alles ganz genau durch Villeroy auseinander setzen, und schickte mir noch über dieß Lambert selbst. Dieser führte bey mir ganz dieselbe Reden, wie bey Sr. Majestät. Ich hatte aber gegen seine Finessen ein gutes Präservativ an dem einzigen Brief, den ich von der Fürstin von Oranien erhalten hatte. Er konnte mir nichts entgegen setzen, wiewohl er vielleicht schlecht mit meiner Offenherzigkeit und mit den Benennungen: undankbar, und: der Güte Sr. Majestät unwürdig, zufrieden war, die ich den Staaten beylegte.

Ich antwortete Villeroy ebenfalls schriftlich, sagte ihm aber nicht alles, was ich dachte, sondern verschob es auf meine Zurückkunft, mehr davon zu sagen. Nur gegen den König selbst eröffnete ich mich ganz über alles, was ich von den Vorgängen in Flandern hielt. Wiewohl Moritz seinen Plan nicht immer getreu genug befolgt hatte, sogar einigemal ziemlich sichtbar davon abgewichen war, so war es doch nicht unglaublich noch sehr befremdend, daß er eine Partie bis aufs äusserste zu behaupten suchte, worein seine Ehre wirklich verflochten seyn konnte. Allein für Heinrich schickte es sich nicht weder als großen Feldherrn noch als großen König, sich blindlings in Händel zu stürzen, wozu man Ihn nicht rief, und dieß bloß auf das Wort eines simpeln Privatmanns. Seiner Würde kam es zu, zu prüfen und zu warten. Was die Staaten betrifft, so nahmen sie sich dabey sehr ungeschickt,

 wenn

wenn Moritz mit ihrem Vorwissen diese Sprache führte. Sie hatten Fehler begangen, welche nun Se Majestät wieder gut machen sollten, oder vielmehr sie fügten zu einer ausgezeichneten Undankbarkeit gegen den König noch den eben so unwürdigen Entwurf, Ihn noch zu täuschen, hinzu. Das Anerbieten von Seeland an England war ein bloßes Mährchen, und alles übrige Täuschung Betrug und List, worauf der König nichts zu erwiedern hatte, als daß Er fortfuhr sich in die Angelegenheiten dieser Provinzen, so weit es Seinem Ruhm und Vortheil angemessen war, zu mischen.

Es war zum Theil wegen dieser Sache, daß Heinrich mich so sehr von Gergeau zurück wünschte. Alles war in Flandern noch in derselben Ungewißheit, und die Neuigkeiten daher trugen alle das Gepräge dieses Zustands. Die Instruktion, welche die Erzherzoge ihren Deputirten nach Haag mitgegeben hatten, fiel im Original in die Hände des Prinzen von Oranien, sie mag nun von dem Präsidenten Richardot (42.) vernachlässigt oder ihm heimlich weggenommen worden seyn, oder mag er sie absichtlich gezeigt haben, um die Katholischen zu gewinnen, für welche sie günstig lautete. Moritz machte viel Aufhebens davon, und bediente sich derselben um seine Anhänger aufzubringen. Die Konferenzen gingen oft sehr schläfrig, geriethen aber doch nicht ganz ins Stocken. Der Krieg war durchaus unmöglich, folglich der Frieden durchaus nothwendig worden. Alles was man deutlich sehen konnte, war, daß die Partien bey all der Aufrichtigkeit, deren sie sich zu befleissen schienen, dennoch darauf ausgingen, sich eigne Auslegungen offen zu halten, um davon einen Grund zu Erneuerung des Kriegs hernehmen zu können, so bald sie im Stand seyn würde, ihn mit einigem Anschein eines guten Erfolgs wieder

der anzufangen. Wenn also Frankreich eine günstige Gelegenheit verlohr, seine Nebenbuhler zu demüthigen, so konnte es doch gewärtig seyn, sie noch schöner wieder zu bekommen, wenn es nur bis dahin seine Kräfte zu Rath zu halten wußte. „Ich bin — schrieb „mir Heinrich — noch immer der Meynung, daß „Gott bey dieser Gelegenheit ein Zeichen mit seiner „Hand thun will, woran die Menschen noch nicht ge„dacht haben, und das gegen alle ihre Anschläge geht. „Ich habe das schon seit dreißig Jahren so kommen „sehen, und immer zu meinem Besten; möchte es „doch dießmal wieder der Fall seyn, und möchten ihn „meine Fehler und mein Undank nicht davon abhalten! „Darum flehe ich ihn von ganzer Seele.“ —

Geschickte Politiker machten eine andre Bemerkung, noch wichtiger als die vorhergehende, daß nemlich die Spanische Macht zum ersten Grad ihres Verfalls gekommen sey. Wenn man so urtheilte, so geschah es nicht wegen der Achtung, die man den König von Spanien und die Erzherzoge gegen alle Agenten Sr. Majestät, besonders Jeannin, bezeugen sah. Die Einschränkungen welche sich diese Macht gegen die Flammänder vorbehielt, zeigten daß sie noch immer dieselbe Anmaßung und Herrschsucht hatte. Sie kannte vielleicht ihre Krankheit selbst nicht, oder wollte sie wenigstens nicht gestehen. Allein, wenn man sieht, daß ein Staat weder Kraft noch Weisheit in Geschäften zeigt, und Glück und Gelegenheiten ungenutzt vorüber läßt, dann ist die Sache wohl schon etwas mehr als bloße Muthmaßung.

Es bedurfte keines weitern Beweises als dessen, was an der Gränze von Navarra und Bearn vorging. Die Spanier hatten dort alte Streitigkeiten über die Gränzen beyder Reiche erneuert. Heinrich, fest ent-

schleßen, nicht nachzugeben, schrieb mir: ich sollte mit dem Kanzler darüber konferiren, und mit dem Spanischen Gesandten durch einen von dem Conseil davon reden lassen; — mehr um sich wegen der Folgen zu rechtfertigen, welche dieser Zwist haben konnte, als weil Er darauf gerechnet hätte, ihn auf diesem Wege beyzulegen. Er schrieb ebenfalls in demselben Geist an la Force, welcher in seinem Namen an dieser Gränze war: er solle Seine Rechte durch die schnellsten und wirksamsten Mittel zu wahren suchen. Und da dieser sich keiner großen Hülfe zu den Bewohnern des Landes versehen konnte, erhielt ich Befehl, ihm alle Vorschüsse zu erstatten, die er schon gemacht hatte, und ihm einen erforderlichen Fond auszuwerfen, damit er nicht Schaden dabey hätte.

Diese Vorkehrungen nun waren alle ziemlich vergeblich. Auf die erste Beschwerde, welche la Force bey dem Vicekönig von Arragonien anbringen ließ, versprach dieser Genehmhaltung alles dessen, was man von ihm verlangte; und gegen die Gewohnheit des Madriter Staatsraths blieb diese auch nicht lange aus. Man wußte aber freylich wohl, daß bey dem geringsten Anschein eines Bruchs eine große Anzahl von Mißvergnügten, wovon die Reiche Navarra und Arragonien voll waren, bereits Frankreich ihre Dienste anerboten hatten. (Jacob Nompar von Caumont nachher Herzog von) La Force, an den sie sich gewendet hatten, schrieb bey der Nachricht hievon an Se Majestät: wiewohl er wisse, daß auf den unruhigen und veränderlichen Geist dieser Nation nicht sonderlich zu trauen sey, so wäre es doch dießmal eine unfehlbare Gelegenheit, wenn man sich nur beeilte sie zu benutzen. Alle Geschicklichkeit der Spanier würde ihnen nichts helfen, ihren schwachen und erschöpften Zustand zu ver-

verbergen, der jedermann bekannt sey. Alle dortigen Regierungsangelegenheiten seien in einer unaussprechlichen Verwirrung. Nie schrieb er weder an den König noch an mich aus einem andern Ton, und er war doch mehr als sonst irgend jemand im Stand, genaue Kenntniß von der Lage der Sachen zu haben, sowohl hierinn, als in Betreff einer andern Faktion, welche dem Madriter Conseil ausserordentliche Unruhe verursachte, wiewohl dabey nur von den armseligen Ueberbleibseln eines beynah ganz ausgetilgten Volks, den Mauren, die Rede war.

Um diese Sache ganz zu verstehen, muß hier nachgeholt werden, was oben nicht wohl eine schickliche Stelle gefunden hätte, ohne die Erzählung zu unterbrechen. Als Heinrich noch nur König von Navarra war, hatte Er stets vor Augen, daß Er sich einst gegen Spanien dieser einheimischen Feinde bedienen könnte, welche durch ihre Zahl minder fürchterlich waren, als durch ihre lebhafte Erbitterung gegen ihre Unterdrücker. Als die Mauren ihrerseits durch das öffentliche Gerücht vernahmen, daß die protestantische Partey, die sie sehr mächtig in Frankreich, und Spanien entgegen wußten, an ihrer Spitze einen König von Navarra habe, d. h. einen Fürsten, der doppelt ein Feind dieser Krone seyn mußte, so fiengen sie an, alle diejenigen aufzusuchen, welche ihnen diesen Schutz verschaffen konnten, und unter andern die Herren Saint-Genies und Odou, denen sie versprachen, in Spanien einen beynahe allgemeinen Aufstand zu erregen, wenn sie Unterstützung wüßten. Sie verlangten nichts als einen General und gute Officiers, denen sie pünktlich zu folgen gelobten. Sie erboten sich alles nöthige Geld selbst herzuschießen, weit entfernt, welches zu verlangen, und in Ansehung des Muths und

der Streiter, versicherten sie, würde man mit ihnen zufrieden seyn. Ein Zufluchtsort in Frankreich, nebst Freyheit für ihre Güter und Personen war die einzige Bedingung, die sie für sich machten. In Ansehung der Religion zeigten sie sich so gesinnt, daß sie sich erboten, eine Landesreligion anzunehmen, nicht zwar eigentlich die Römische — die Tiranney der Inquisition hatte ihnen diese zwote Sklaverey noch unerträglicher gemacht, als die erste, — sondern die Reformirte. Sie fanden, daß sie sich ohne Mühe zu einem solchen Gottesdienst, welcher von Bildern und Ceremonien, die, wie sie sagten, nach Abgötterey schmeckten, frey wäre, bequemen könnten, einem Dienst, bey dem ein einziger von allen gleich andächtig angerufener und angebeteter Gott beynahe den einzigen Gegenstand ausmachte.

Saint-Genies und Odou ermangelten nicht, dem König von Navarra von diesem allem getreuen Bericht zu erstatten, besonders als Er die oberwähnte Reise nach Bearn und Foix machte. Heinrich gab ihnen auf, von den Mauren heraus zu bringen, wie hoch sich, genau berechnet, ihr Vermögen beliefe, welcher Waffen sie benöthigt wären, wie viel sie an Geld beyzutragen versprächen, und welcher Mittel sie sich zu Einleitung einer so wichtigen Unternehmung zu bedienen gedächten. Diese zween Edelleute bedienten sich anfangs zu diesem Geschäft nur eines einzigen Menschen, des Kapitain Danguin. So wie die Verständnisse sich erweiterten, stellten sie dazu immer mehrere, bis auf zwölf an. Dennoch blieb das so vielen Personen anvertraute Geheimniß so gut verschwiegen, daß Spanien nicht das mindeste argwohnte, bis es durch Nikolaus-l'Hote, Villeroy's Sekretär, dessen Geschichte man oben gesehen hat, Wind davon bekam. Man entdeckte leicht das Uebrige, und die Sache schien

um

um so wichtiger, da man herausbrachte, daß diese Partey, die anfangs unbedeutend schien, über fünfmal hunderttausend Personen stark war. Zweyerley hatte zu einem so beträchtlichen Anwachs beygetragen: erstlich die Hülfe, die sie sich durch Zeit und Geschicklichkeit bey den Türken, erbitterten Feinden Spaniens, zu verschaffen gewußt hatten, zweytens der Antheil, den eine Menge gebohrner Spanier an der Sache nahmen.

Das Conseil von Madrit hatte auf die erste Nachricht von dieser Aufwieglung überlegt, ob es nicht das Beste seyn möchte, wenn man das Land vollends von diesem Rest von Mauren säuberte und sie über das Meer schickte. Da es aber diesen Schluß dem Adel in Valencia mitgetheilt hatte; so wurde er daselbst so ungünstig aufgenommen, daß man einen Aufruhr in verschiedenen Provinzen darüber entstehen sah, wo der Adel, der sich umsonst von diesen Mauren dienen ließ, sie nicht vertreiben lassen konnte, ohne mit ihnen den vierten Theil seiner Einkünfte zu verlieren. Man zog das Schwerdt gegen die, welche diese neue Erklärung des spanischen Staatsraths anzukündigen dahin kamen. Der Vicekönig dachte diese erste Bewegung zu stillen, in dem er das Haupt der Justiz, welches bey der Kanzley der Regent heißt, dahin schickte. Dieser aber war ein furchtsamer Greis, der, als er sich plötzlich von Waffen und Rasenden umringt sah, ohne Zweifel aus plötzlichem Schrecken, mitten unter ihnen todt niederstürzte.

Das spanische Conseil konnte unter solchen Umständen nicht länger durch Verstellung handeln. Aber seine Schwäche verrieth sich durch die Unthätigkeit, worinn man es geraume Zeit erblickte. Die Mauren, welche sich nicht versehen hatten, so lange geschont zu werden,

erho-

erhoben daher nur um so dreister das Haupt. Sie erneuten ihr Anhalten bey Heinrich, der sie nun nicht mehr wie sonst, als Er noch König von Navarra war, mit der Abfertigung abspeisen konnte, daß Seine Partei zu schwach und sehr gehindert sey, viel für sie unternehmen zu können. Entschlossen alles zu thun, um nur das spanische Joch abzuschütteln, baten sie Ihn, sie unter Seine Unterthanen aufzunehmen, unter welchen Bedingungen Er wollte. Allein dieselbe Rücksichten, welche Ihn abhielten, öffentlich auf die Seite der vereinigten Provinzen bey einem viel stärkern Interesse zu treten, verboten Ihm auch, sich zum Befreyer eines Volks aufzuwerfen, das Spanien noch viel genauer unterworfen war, und welches man noch dazu an sehr entfernten Orten aufsuchen mußte, wozu eine Schiffsrüstung erforderlich gewesen wäre. Denn der Mittelpunkt der Empörung war Valencia, Murcia und Granada. Dazu kamen noch verschiedne andre von der Gemüthsart dieser Leute hergenommene Gründe, wenn man auch nicht auf Zwischenfälle rechnen wollte, die bey solchen Unternehmungen gewöhnlich sind, die aber die Entfernung immer verbirgt, oder zum Theil versteckt. Gründe genug, weßwegen man den König sicher nicht tadeln kann, daß Er den Wünschen der Maurischen Nation nicht besser entsprach.

Man mag denken, ob in dieser Zeit das spanische Conseil, dem von diesem allem, was vorgeschlagen wurde, nichts verborgen blieb, sehr ruhig gewesen seyn mag! Fünf Jahre waren es, seit es ein Uebel, von dem es völlige Kenntniß hatte, tief einwurzeln ließ. Dies wäre unter jeden andern Umständen viel zu viel gewesen. Endlich hielt es für dienlich, eine Anstrengung zu wagen, und der Entwurf, alles was von Mauren noch in Spanien war, einschiffen zu lassen, ward leb-

lebhafter als je wieder vorgesucht. Man hielt die Ausführung um so mehr für schwierig, weil das Gerücht ging, daß die Türken um Majorca kreuzten. Diesen Streich abzuwenden, mußte man eine Flotte ausrüsten, die man jener entgegensetzen könnte. Der Oktober brach an, ohne daß von einer oder der andern Seite etwas erschien. Sogar das ganze Jahr verlief noch, ohne eine Bewegung von Seiten der Spanier, welche wußten, daß die Barbaren sie mit zehntausend Mann zu Fuß und fünftausend zu Roß zu einer tapfern Gegenwehr entschlossen erwarteten. Das Warten war vortheilhaft für Spanien; und die Zeit verschaffte ihm endlich Mittel, sich einen Feind gänzlich vom Halse zu schaffen, (43) welchem alle Hülfsmittel fehlten; doch konnte es nicht geschehen, ohne daß sich Spanien selbst um fünfmalhunderttausend Unterthanen brachte (44). Dann so hoch belief sich die Anzahl derer, die es aus seinen Staaten vertrieb, nachdem es sie ganz geplündert hatte.

Der Kaiser behandelte in Teutschland eben so hart, und mit minderm Recht die Stadt Donauwörth; er bemächtigte sich derselben, wiewohl sie unter die Reichsstädte gehört, nahm ihr die Gewissensfreyheit und den größten Theil ihrer Privilegien. Diese Gewaltthätigkeit erregte dort viel Murren und Unruhe.

Sechs

Sechs und zwanzigstes Buch.

1609.

Am Neujahrstag ging ich wie gewöhnlich hin um dem König die goldnen Denkmünzen zu überreichen. Der Ruhm, den sich Se. Majestät durch die Ausgleichung des Papsts mit den Venetianern, der Spanier mit den Flammändern, auch einiger andern Europäischen Fürsten, miteinander erworben hatte, machte den Gegenstand derselben aus. Nach einer gleichgültigen Unterredung von einigen Augenblicken zog Er mich in ein Fenster, und sagte mir: ich sollte Ihm vier Etats, auf die Art, wie ich Ihm schon mehrere gemacht hätte, aufsetzen; einen von den bereits erhaltenen Aequivalenten in den zwölf Generalitäten des Reichs; den andern von allen Rechten und Gülten, welche zu den königlichen Einkünften gehören; den dritten von den Erhebungen der Hauptsumme der Steuer, l'ordinaire genannt, von den Jahren 1599 — 1609. einschließlich; einen vierten endlich von den Steuer-Erhebungen unter dem Namen grande Crue (große Erhöhung) oder Crue extraordinaire, in denselben eilf Jahren: um sie — sagte Heinrich — Personen zu zeigen, welche sich für sehr geschickt im Finanzfach hielten, ob sie gleich nichts von Bedeutung darinn gethan hätten, und andern, welche deren Methode, bey allen ihren Fehlern, bewunderten.

Er hatte eben nicht nöthig in meinen Augen ein solches Verlangen zu rechtfertigen. Mein Vergnü-

gen

gen darüber, Ihn sich mit mit auf alle Einzelnheiten der Regierungsgeschäfte einlassen zu sehen, ließ mich nicht einmal daran denken, über Seinen Beweggrund dazu erst nach zu grübeln. Ich sah wohl, daß Er sich seit einiger Zeit ein eignes Geschäft daraus machte, meine Handlungsweise in allgemeinen und besondern Geschäften genau einzusehen, und daß, — indem Er mir bald eine Rechnung, bald einen Aussatz, heute eine Instruktion, morgen eine Erläuterung abforderte, — alle diese Stücke für Ihn bald ein vollständiges System über die Finanz und andre Staats-Angelegenheiten bilden würden. Ich war aber hierüber ganz unbesorgt; und — es sey nun, daß Heinrich würklich darunter nichts suchte, als sich selbst zu unterrichten, oder daß Er neue Staats-Männer nach meinen Grundsätzen, bilden wollte, aus Furcht mich einst zu verlieren, oder in der Absicht mich ausser oder in dem Reich bey andern Geschäften anzustellen, welche mir nicht mehr Zeit für diese übrig ließen: — so ließ die Art, wie Er sich gegen mich benahm, mich darinn durchaus nichts anders als Güte, Weisheit und selbst Vortheil für mich sehen. 1).

Ich gab Ihm bey Seiner Zurückkunft am Ende des Monats, im Arsenal diese vier Etats, die ich hier nicht beybringen, sondern bloß daraus bemerken will, daß die Hauptsumme des ersten auswies, daß sich die Aequivalente auf hundert ein und funfzigtausend drey und siebenzig Pfund beliefen; eine weit geringere Summe, als sich Personen einbildeten, welche dem König vorgebracht hatten, daß sie einen Sous vom Pfund von allen königlichen Einkünften ausmachen müßte. In dem zweyten sah Er viele für Ihn barbarische Wörter, wiewohl mir, meiner Aufmerksamkeit unerachtet, noch verschiedenes entgangen war. Ich versprach Ihm,

 den-

denselben im folgenden Jahr vollständig zu liefern. — Die Hauptsumme des dritten war hundert und sieben Millionen, viermalhundert fünf und vierzigtausend dreyhundert drey und funfzig Pfund, sechzehn Sols, und eilf Deniers; und vom vierten zwey und funfzig Millionen, hundert und vier und vierzigtausend siebenhundert neun und siebenzig Pfund, zwölf Sols, sechs Deniers. Heinrich begnügte sich für den ersten Augenblick, nach den Titeln davon zu sehen; und gab sie dann la Varenne mit dem Befehl, sie Ihm wieder zuzustellen, sobald Er mit Beringhen im Bücherkabinet seyn würde. Ich gab Ihm auch noch ein Verzeichniß von allen Rechnungen, aus denen die Generalfinanzrechnung besteht, oder die in derselben angezeigt sind. (2).

Da Heinrich zween Tage darauf nach Chantilly abging, mochte Er wohl auf diese lange Liste von Rechnungen nicht sehr geachtet haben, welche nach einiger Zeit einen kleinen Streit veranlaßte, da das Gespräch bey einer Unterredung zwischen Ihm, dem Kanzler, Villeroy und mir, darauf fiel. Ich sagte, ausser den Rechnungen, welche ich meinen Sekretären zur Ausfertigung anvertrauen könne, indem ich ihnen nur den Inhalt davon angäbe, wären wohl noch über hundert, welche ich beym Anfang jeden Jahrs eigenhändig schreiben müße. Der König schien darüber verwundert, Villeroy ebenfalls: „Ich weiß wohl, Herr Feldzeug„meister — sagte Sillery mit seiner gütigen Mine — „daß es viele sind; aber hundert!... ich dächte nicht, „denn ich verstehe doch auch etwas davon.“ — Das „haben Sie gut gemacht, Herr Kanzler — antwor„tete ich — daß Sie sagten, etwas, Sie hätten aber „wohl besser gethan, gar nicht von Dingen zu reden, „die Sie doch nur durch mich wissen können.“ Um zu sehen, wer von uns beyden Recht hätte, dürfte man

nur die Augen auf das Verzeichniß werfen, das ich dem König gegeben hatte; sie standen alle darauf, und zwar nur diese. Da ich eine Abschrift davon in dem Schriftensack hatte, den einer meiner Sekretäre mir nachtrug, so rief ich diesen herbey, da dann Se. Majestät daraus ersahen, daß ich nicht zu viel behauptet hatte. Sillery selbst las sie her, und zählte zusammen.

Von Chantilly aus schrieb mir der König am Mittwoch den 25. März, folgendes Billet: „Mein „Freund, ich werde nach Tisch wegreiten, um zu Lusar„che zu übernachten. Ich werde mich morgen bey Zeit „in Paris einfinden, und da ich darauf rechne, bey „Ihnen zu Mittag zu speisen, so bitte ich Sie, mir „ein Mittag Essen für zwölf Personen machen zu las„sen und Fische. Guten Tag, mein Freund.“ Er blieb nicht aus, und ich machte meine Anstalten so, daß die Mahlzeit nach Seinem Geschmack war. Nachdem das Tischzeug weggenommen worden war, ließ ich Karten und Würfel auftragen, und setzte selbst dazu noch einen guten Beutel auf, mit viertausend Pistolen für Se. Majestät, und einen andern mit gleicher Summe, um denen von Seiner Gesellschaft welches daraus zu leihen, die etwa keins bey sich hätten, weil sie vielleicht nicht gedacht hatten, daß gespielt werden würde. Diese Ceremonie mißfiel Heinrich eben nicht. Sie sind „ein Goldmann, Zeugmeister — sagte Er — kommen „Sie, umarmen Sie mich, denn ich liebe Sie wie „Sie es verdienen. Ich fühle mich sowohl hier, setz„te Er nachher noch hinzu, daß ich auch noch da zu „Nacht speisen und schlafen will. Ich habe meine „Ursachen heute nicht ins Louvre zu gehen, die ich Ih„nen noch nach dem Spiel sagen will. Indessen lassen „Sie drey Carossen für mich rüsten, damit ich spazie„ren fahren kann, wenn ich ein wenig mit Ihnen ge-

„sprochen haben werde, und daß niemand herkomme, „so lang ich da bin, ausser wen ich verlangen werde, „und daß ich auch bey meiner Zurückkunft niemand „finde." Da der Tag so zur Zufriedenheit des Königs hingebracht war, gefiel es Ihm, auch noch am folgenden Tag bey mir Mittagstafel zu halten. Er brachte einen guten Theil des Vormittags mit mir eingeschlossen in meinem Kabinet zu; wir unterredeten uns von verschiedenen Dingen, welche geheim gehalten werden mußten. Er las mit Vergnügen die Etats, die ich Ihm gegeben hatte, und sagte beym Herausgehen ganz laut zu mir: „Sie haben mir Memoiren gegeben, welche „mir viel Vergnügen gemacht haben; es sind aber noch „verschiedene Besonderheiten, die Sie mir schriftlich „erläutern müssen, denn ich würde mich dessen nicht „wieder erinnern, was Sie mir dabey gesagt haben."

Da sich alles um Ihn her versammelt hatte, sprach Er öffentlich davon, daß Er künftig in jedem Monat zween oder drey Tage auf diese Art im Zeughaus zubringen würde. Er befahl mir, einen Saal, ein Zimmer, eine Garderobe und ein Kabinet für Ihn zurecht machen zu lassen, ohne jedoch von meinem Gelaß etwas dazu zu nehmen. Er würde sich dann, sagte Er zu mir, dabey weder Seiner Leute bedienen, noch sich etwas aus Seiner Küche bringen lassen, sondern ich sollte Ihn jedesmal traktiren wie dießmal; Er setzte verbindlich hinzu, in jeder Rücksicht glaube Er nirgends besser aufgehoben zu seyn als bey mir, und da es nicht billig wäre, daß dieß Zutrauen mir einen stärkern Aufwand verursachte, so sollte dieser von einem Gnadengeschenk von jährlichen sechstausend Thalern bestritten werden, das Er mir bloß dazu bewillige, wie Er auch noch über Tafel wiederholte.

Unter mancherley Reden fiel das Gespräch unter den zwölf bis funfzehn Personen, die bey Tafel seyn mochten, auch auf die großen Männer, deren die Geschichte gedenkt, und Heinrich fragte mich, welchem von ihnen ich wünschte, daß Er gleichen möchte? Das war denn freylich eine von den Fragen, auf die es eben nicht leicht ist, so kurz weg zu antworten, um so weniger, da Heinrich noch dazu setzte, ich sollte nicht nur auf das Benehmen und persönliche Verdienst, sondern auch zugleich überhaupt auf alles Rücksicht nehmen, was der gerechte Vorwurf der Wünsche eines Mannes seyn kann, wie z. B. die Eigenschaften des Körpers, Gesundheit, und der Zusammenfluß von Umständen, welcher macht, daß man einen Menschen glücklich nennt. Die Frage ließ sich also nicht beantworten, ohne geprüft und verglichen zu haben. — Eigentlich und aufrichtig, war mirs eben nicht unangenehm, daß sich die Gelegenheit darbot, die meisten der Anwesenden über ihre Unwissenheit in Dingen zu beschämen, von denen wohl jeder Mann von Erziehung wenigstens einigen Anstrich haben sollte. Der König begrif meine Absicht schon gleich aus der Wendung des Kompliments, womit ich Seine Frage erst beantwortete. „Wie ich merke, — sagte Er — werden Sie wohl „nicht sehr einsilbig darüber seyn; ich will Sie aber bis „zu Ende hören, das wird mir wohl soviel Vergnügen „und noch weit mehr Nutzen gewähren, als wenn ich „dem Mailspiel zugesehen hätte, wohin ich gehen wollte, „bis bey Ihnen aufgetragen wäre.“

Ich fing daher an, eine Schilderung von allen berühmten Männern des Alterthums zu entwerfen, wobey ich diejenige unter unsern Königen nicht vergaß, denen man diesen Namen geben kann; als da sind Clodwig, Karl der Große, Hugo Capet, Philipp August, Ludwig der Heilige, Karl V. Karl VII. und Lud-

wig XII. Daß einer ein Feind von Frankreich gewesen war, schien mir nicht hinlänglich, um Männer auszuschließen, wie Eduard III. und Kaiser Karl V.; ich nannte keinen ohne wenigstens einige Züge von ihren guten und bösen Eingenschaften, und den glücklichen und unglücklichen Begebenheiten ihrer Regierung zu skizziren; „Nun Sire — fuhr ich dann nach dieser Aufzählung fort, die mich ziemlich lang hatte nach einander weg reden lassen — nun kömmt es „einzig auf Sie an, zu wählen, welchem von diesen „großen Königen Sie, alles wohl erwogen, gleichen „wollen, und zuzusehen, ob Sie nicht dabey verlieren „würden, da Sie sie sicher in vielen Stücken schon über„troffen haben.“ — Um darüber gehörig zu entschei„den — sagten Seine Majestät, — müßte man bes„ser und aufmerksamer alles in Ueberlegung ziehen, „was Sie von jedem Gutes und Schlimmes gesagt ha„ben; allein da die Tafel servirt ist (man hatte so eben gemeldet, daß es Zeit sey, sich zur Tafel zu verfügen) „so haben wir dazu itzt keine Zeit, wollen es also auf „ein andermal verschieben; ich bitte Sie, es zu Papier „bringen zu lassen, und dann will ich Ihnen meine Ge„danken davon sagen, so wie auch von Ihren letzten „Worten, die Sie doch wohl nur hinzugesetzt haben, „um mich Ihre Schüsseln noch besser finden zu las„sen.“

Einige von der Gesellschaft wollten sich während der Tafel mit ihrer Belesenheit breit machen, indem sie nach allerley Brocken von der gedachten Materie an den Mann zu bringen suchten; sie warfen aber bey jedem Wort, Namen und Sachen so bunt und possierlich durcheinander, daß es weiter zu nichts diente, als den König lachen zu machen, und mir von Ihm ein Kompliment über mein Gedächtniß zu erwerben. (3) Ich

ließ

ließ Ihn bis nach der Tafel bey Seiner guten Meinung, da ich ihm dann allein gestand, daß es eigentlich die glückliche Wirkung eines Zufalls wäre. Ich war nämlich vor nicht ganz drey Tagen über einen Auszug aus Lebensbeschreibungen berühmter Männer gerathen, den ich schon vorlängst einmal gemacht hatte, als ich mich mit der Geschichte beschäftigte, und erst heute noch war es der Gegenstand einer Unterhaltung mit einigen Freunden gewesen, welche mir alle Ideen davon wieder frisch ins Gedächtniß gebracht hatten. — Karten, Würfel und Pistolen folgten auf diesen gelehrten Auftritt. Während dessen ging ich in den untern Saal, wo ich den König der Langweile der Audienzen überhob, welcher angenehmere Augenblicke oben zubrachte, indem Er diesen Nachmittag dritthalbtausend Pistolen gewann. Er ging aber auch sehr aufgeräumt weg, um wie gestern in den Wagen, die ich dazu bereit halten ließ, spazieren zu fahren, und dann wieder ins Louvre zurück zu kehren.

Fünf oder sechs Tage, nachdem ich die Ehre gehabt hatte den König zu bewirthen und zu beherbergen, gab man Ihm von Gerüchten Nachricht, die sich in den Provinzen von Dingen verbreitet hatten, die Er nur unter uns zu seyn glaubte, weil Er in der That sehr geheimnißvoll davon mit mir gesprochen hatte. Er hatte mich einige Tage im Verdacht der Unverschwiegenheit, ohne daß ich etwas davon merkte, wiewohl Er mich einigemal gefragt hatte, was ich denn für so gar sehr intime Freunde in Berry und Bourbonnois hätte? Endlich rief Er mich eines Tags, und sagte zu mir: „Kommen Sie her, Zeugmeister; wollen „Sie mir wohl genau die Wahrheit von dem sagen, „was ich Sie fragen will?“ Ich versprach es Ihm, mit dem einzigen Vorbehalt auf den Fall, daß wenn

es etwas beträfe, was Sr. Majestät mißfällig seyn könnte, ich mirs erst durchaus befehlen, und zugleich versprechen lassen dürfte, daß Sie sich nicht darüber ärgern wollten. „Was ich Sie zu fragen habe — antwortete Er dann, ist nicht von dieser Art," und darauf sagte Er mir dann alles, was er auf dem Herzen hatte. Nachdem ich mich durch Eide, von denen er wußte, daß ich sie nie ohne Wahrheit im Mund führe, gerechtfertigt hatte, folgte bey Ihm Erstaunen auf Verdruß, was ich nicht minder mitempfand.

Es vergingen nicht drey Tage, so sah ich hell in diesem Räthsel. Ein eigenhändiger Brief vom Pater Cotton an den Pater Ignaz, Jesuiten zu Moulins, den ich mit einem Päckchen von Bourges am dritten Tag erhielt, verschaffte mir volles Licht. Mit diesem Brief versehen, der mir wahre Freude machte, ging ich zum König, der mit der Königin ins Louvre zurück kam, nachdem Er ihr bis Anet entgegengefahren war. Nach einigen Reden über Anet und Chantilly sagte ich zu Ihm: „Sire, Sie verlangten vorgestern einen Eid „von mir, daß ich Ihnen die Wahrheit sagen wollte. „Werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich mich unterstehe Sie nun auch zu bitten, daß Sie mir sagen „möchten: ob Sie nie mit sonst jemand ausser mir von „dem gesprochen haben, dessen Entdeckung Sie nun „mir Schuld gaben? Wenn dieß nicht ist, so müssen „unter den Leuten, die sich Ihnen nähern dürfen, welche seyn, die einen Spiritus Familiaris haben, und „die Gedanken zu errathen wissen." Er gab mir einen sanften Backenstreich und umarmte mich dann, indem Er sagte: „ich wünsche zu sehr, daß Sie immer „offenherzig gegen mich seyn möchten, als daß ich Ihnen zuerst das Beyspiel von einer Lüge geben sollte. „Ich will Ihnen also nur gestehen, daß ich auch noch mit

„mit dem Pater Cotton und mit Beringhen davon gespro„chen habe; für diesen wollte ich wohl stehen, daß er „kein Wort wieder gesagt hat; .... Auch ist's nicht „er, sagte ich, sondern der Jesuite; — dieser Brief „hier wird es Ihnen beweisen! Ich gab ihn Ihm; „Er las ihn durch, und hier will ich ihn wörtlich „hersetzen."

Mein Ehrwürdiger Pater!

„Pax Christi! Nie habe ich so selten schreiben können „und dabey doch so oft wünschen sehen, daß ich es thun „möchte. Ew Ehrwürden werden die Güte haben, „die Schuld davon auf meine Geschäfte, besonders „itziger Zeit, zu schreiben. Herr de Citeaux wird sich „mit einer Abtei nahe an der seinigen begnügen, wel„che einem schon 70 jährigen Kanonikus von St. Cha„pelle gehört, und vermittelst dieser Abtei wird er uns „durch das General-Kapitel, das ungefehr um Pfing„sten gehalten wird, das zu verschaffen wissen, was „wir von Bellebranche verlangen. Es sind Unruhen „in Orleans, wegen des Kollegiums, durch die Rän„ke der Angemaßten; allein Gott wird den Sieg be„halten. Der König hat an die Maires und Eche„vins an Hern von Orleans, den Herrn Generalstatt„halter, Herrn Prevot, seinen Amts-Procurator, „und an Herrn de la Chatre geschrieben. Meine Brie„fe gebe ich dem Herrn d'Escures mit, der morgen „abgeht, und für alles zu sorgen verspricht. Der „König hat auch noch dreyßigtausend Livres für la Fle„che bewilligt, auf die Nachricht, die ich Ew. Ehr„würden mittheilte. Sr. Majestät gehen morgen nach „Chantilly ab, und die Königin vier Tage darauf „nach Chartres, sie wird dann zu Anet wieder zu Ihm „kommen, dann hieher und nach Fontainbleau. Die „bewußte Liebe dauert noch immer fort, dessen unge-

„achtet nach Ostern die Vermälungen des Herrn „Prinzen und des Herrn von Vendome vor sich gehen „werden. Mit dem Mann im Arsenal ist alles wieder „gut Freund, was man auch dagegen versuchen moch„te. Der Erstgebohrne des Herrn von Crequy wird „die kleine Verneuil bekommen, und das erste Vorha„ben wird auch durchgesetzt werden, die Verbindung „des Herrn Marquis von Rosny mit dem ältesten „Fräulein desselben Herrn von Crequy, indem der Va„ter nichts von einer Veränderung hören wollte. Herr „des Yvetaux wird geschult. Der Sieur Collin will „gern, bis in die Mitte des Augusts im Kollegium du „Mont bleiben, Herr von Savari will es ihm nur „bis Ostern gestatten. Man betreibt das Duellman„dat sehr; die Prediger thun wohl ihre Schuldigkeit „dabey, allein der Pater Gonteri macht den König „oft ungehalten, wiewohl ich die Folgen davon abzu„wenden suche. Er sagt: seine Predigten seien aufrüh„risch, und er werde eines Tags ein Schisma in uns„rer Religion oder in der Kirche bewirken. Herr „Bremont hat sich zu der Gesellschaft entschlossen; „Ew. Ehrwürden werden sein löbliches Verlangen „aus der Beylage ersehen, nebst einer von dem ehr„würdigen Pater de la Tour, die ich auf meinem „Tisch gefunden habe, ohne zu wissen wie? — Herr „von Bourges hat mir heute gesagt, daß der Pater „Sallian sich gut anschicke, und daß man nichts bey „dem Tausch verloren habe. Man wollte versichern, „daß der Pater Changer changirt habe; dieß wäre „denn, was man oft befürchtet hat. Mit dem Herrn „Graven von Soissons stehe ich wieder so gut, und „noch besser als je, aber ich habe seit dem Jenner we„der Fleisch noch Geld berührt. Die Königinn nimmt „mich mit nach Chartres, und vertraut auf mich in „dem Bewußten mehr als gewöhnlich. Herr von la

Va=

„Varenne sagt: er wolle sich gern für Ihren Herrn „Bruder verwenden; dieser Weg sey aber nicht gut, „indem man nicht Miethpferde einführen könne zum „Nachtheil der Vorspann und der Posten. Zu allem, „was er sonst thun könnte, ist er erbötig. Der Ehrw. „Pater Raimond ist hier gewesen, und hat vierhun„dert und einige Livres Allmosen mitgebracht ohne den „Theil der Baumaterialien von Talan, welche ihm „Herr le Grand versprochen hat. Unser Bruder Pa„ran ist gegenwärtig vom Amt los, denn ich habe Ant„wort von Rom, wie die Union von unserm Heiligen „Vater angenommen worden ist, auch bewilligten Sr. „Heiligkeit die unentgeltliche Ausfertigung, in Rück„sicht Meiner, als wie über etwas aus höchsteigner „Bewegung ertheiltes."

„Ich habe die Revision und den Druck meines „Buchs bis auf den Sommer verschoben, oder nach „dem Herbst. Der neunjährige Waffenstillstand in „Flandern ist beynahe ganz gewiß. Zehn von unsern „Vätern sind auf dem Wege von den Balearischen „Inseln durch einen holländischen zu Marseille ver„heiratheten Korsar Simon Dansa gefangen genom„men worden. — Der König verwendet sich für ih„re Befreiung, und unerachtet einiger Verdrüßlich„keiten unterläßt Er doch nicht, die Gesellschaft zu „schätzen und zu lieben. Quod superest bin ich geist„lichen Beystandes höchlich benöthigt, oraque pro „paupere welcher ist

Ew. Ehrwürden

Paris am 15
März 1609.

unterthänigster und zugethanster Diener
Peter Cotton.

„N.

„N. S. „Die Frau Marquisin von Mesnelay will „trotz alles Einredens Kapuzinerin werden. Herr „Avias, Rektor der Haupt-Schule, liegt an den „Flecken tödlich, wovon er im Hospital wo er pre„digte und servirte, angesteckt wurde. Es ist ein „guter Prediger und guter Freund, der zu Gott „heimgeht."

Heinrich las den Brief zweymal nach einander ganz durch, und wiewol Er mir die Hälfte von dem verbarg, was in ihm vorging, las ich doch auf Seinem Gesicht leicht Seine Unzufriedenheit. „Das „gesteh ich, sagte Er — daß mehr gutes Benehmen, „Klugheit und Treue in Ihnen und Wahrhaftigkeit in „ihren Worten steckt, so sehr Sie auch nichts als ein gott„loser Hugenotte sind, als in vielen Katholiken, sogar „Geistlichen, welche völlig die Andächtigen und Ge„wissenhaften machen." Er verließ mich um mit dem Herrn Grafen von Soissons zu sprechen, den Er herankommen sah, und ich glaube, daß Er ihm alles erzählte, und ihm selbst den Brief zeigte, worinn dieser Prinz ebenfalls das seinige abbekommen hatte, wie die andern. Es war mir sehr lieb, daß ich eine Abschrift davon behalten hatte, denn Sr. Majestät wollten mir die Urschrift nie wieder geben.

Der Pater Cotton erfuhr den Unfall, der seinem Brief begegnet war, und es kränkte ihn äusserst. 4) Er tröstete sich ein wenig, als man ihm sagte, daß ich ausser dem König sonst niemand etwas vom Inhalt gewiesen oder gesagt hätte. Er glaubte mir eine Danksagung dafür schuldig zu seyn, und fühlte auch, daß ein Wort zur Entschuldigung dabey nicht überflüssig seyn dürfte. Der Brief, den ich von ihm bey seiner Zurückkunft von einer Reise in die Provinz erhielt, ist in dieser doppelten Absicht geschrieben. — Er schrieb

ihn

ihn von Fontainebleau, wo der Hof damals war, an mich nach Paris. — Er nimmt darinn Gelegenheit, meine gute Denkungsart und Sanftmuth darüber zu loben, daß alles was man angewendet hätte, mich gegen ihn einzunehmen, nicht fähig gewesen sey, wie er sagte, meine erste Gewogenheit gegen ihn zu verändern. Er erkennt, daß ein Mann von etwas übler Laune, den gedachten Brief hätte zu einem Vorwand seiner Rache nehmen können. Er sagt nicht: mit Recht; weil, wie er meint, die Ausdrücke, deren er sich von mir bediene, nicht so ernstlich seyen, daß sie einen Mann von Ehre verdrüssen müßten. Auch war dieß mein Fall nicht; ich habe geglaubt, der Pater Cotton müsse besser als jemand den Sinn seiner Briefe verstehen, und wenn er sich wirklich in Ansehung des Manns im Arsenal schuldig fühlte, würde er nicht die Dreistigkeit gehabt haben, die man selbst in diesem Brief von ihm fand, jenen zu bitten: Er möchte des Kirchenbaues für die Jesuiten und der Lehrsäle für sie in Poitiers eingedenk seyn, und zu dem Ende die Rechnungen ausfertigen, worinn dergleichen Ausgaben begriffen sind. Neues Lob hiebey für mich wegen meiner christlichen Liebe, und darauf ein feuriges Gebet, zu Gott, er möchte sein Werk vollführen, und mir vollends die Gesinnungen der guten Religion eingeben. 5).

Einige Zeit darauf bemerkte ich deutlich, daß dem König etwas andres noch weit verdrüßlichers vorgefallen seyn müsse. Alles was Er that um sich zu zerstreuen, zeigte es nur immer deutlicher, und vermehrte vielleicht Seinen Kummer. Ganze acht Tage brachte Er ausser Paris zu, und trug Seinen Trübsinn in den Oertern mit sich umher, wo man Ihn sonst nie sah, zu Livry und in einem andern Landhaus,

das zu Montbazon gehörte. Bey seiner Zurückkunft waren alle Tage für Ihn Jagd-Tage, ohne Zweifel in der Absicht, damit Er sich desto länger und öfter allein befinden könnte. Da aber dieß alles nicht anschlagen wollte, kam Er endlich ins Zeughaus, um bey mir Sein Herz zu erleichtern. Er ging gerade auf mein Kabinet zu, ohne zuzugeben, daß man mir erst Nachricht davon gäbe, und pochte selbst an. Ich ging hin um aufzumachen, indem ich mich nichts weniger als eines solchen Besuchs versah und nur einen Schlafrock und die ganze Nachtkleidung anhatte. Er sagte zu mir: Bonjour! fragte mich, was ich machte? ließ jedermann sich entfernen, ging dann wieder mit mir hinein, und schloß die Thüre ab, während ich meiner Seits nichts that, als daß ich auf die Lebhaftigkeit aller dieser Bewegungen äusserst aufmerksam war, indem er sich niedersetzte, wieder aufstand, umher ging und mit sehr viel Feuer beynahe zwo Stunden lang, die wir bey einander zubrachten, sprach. Man soll die Ursache dieser heftigen Bewegung erfahren, denn ich habe unsre Unterredung nicht geheim zu halten, welche auch aussen sehr leicht verstanden wurde. Er hatte gedacht, daß jedermann aus dem kleinen Saal in dem großen und in die Höfe und Gärten hinaus gegangen sey. Es waren aber noch welche aus Neugierde an der Thüre des Cabinets geblieben, denn die Melancholie dieses Herrn war jedermann in die Augen gefallen. Diese nun konnten von Wort zu Wort beynahe alles verstehen, was wir sprachen.

Anfangs betraf es nur unbedeutende Neuigkeiten von dem Kaiser Leopold *) einigen teutschen Fürsten, den Erz-

*) Lies: Rudolph II. Wahrscheinlich ein Fehler des französischen Ueberarbeiters und so eines der vielen Beyspiele, wie wenig man es jenseits des Rheins mit — dem ganzen großen „Norden“ genau nehme.

Erzherzogen und dem Präsidenten Richardot. Dann aber gestand Er mir endlich: etwas anders liege Ihm schwer auf dem Herzen; und fing darüber eine Rede an, welche sehr lang währte, und wobey ich beynahe durchgängig nur den Zuhörer machte. Da ich wie jedermann, glauben konnte, die neuen Verdrüßlichkeiten Heinrichs mit der Königinn Seiner Gemahlin kämen einzig von der Leidenschaft her, welche Er, wie man laut sagte, für Fräulein von Montmorency, seit einigen Tagen Prinzessin Condé, hatte, so handelte Er zuerst von diesem Artikel, der mir jederzeit unendlich schmerzhaft gewesen war.

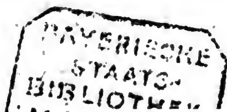
Als ich diese Neigung Heinrichs entstehen sah, so sah ich sogleich wegen des Stands und Hauses dieses Fräuleins weit größere Uebel davon voraus, als von allen andern. Ich that deßwegen mein möglichstes, ihr Wachsthum zu hemmen. Es war vergebliche Mühe und doch verdoppelte ich sie, als mir der König Sein Vorhaben entdeckte, sie an den Herrn Prinzen zu vermälen. Ich erwarte von Heinrich bey dieser Gelegenheit nicht die edle Entschlossenheit, deren sich manche Liebhaber fähig gezeigt haben, sich dadurch das Gesetz aufzulegen, der geliebten Person zu entsagen. Ich fürchtete vielmehr ganz das Gegentheil; und da diese Aussicht mir nichts als Erbitterung und Wut auf Seiten des beleidigten Prinzen, der Aeltern und Prinzessin und der Königin zum voraus zeigten, so versuchte ich durch das wärmste Bitten und durch unbeschreibliche Bemühungen Ihn von diesem Entschluß abzubringen. Ich bat, ich machte Vorstellungen, ich warf mich Ihm zu Füssen, ich war nicht nur zudringlich, ich ermüdete, ich verfolgte Ihn. Und doch ging die unglückschwangere Verbindung vor sich (6).

An dieß alles erinnerte mich nun der König selbst wieder, damit ich Ihm zugeben möchte, daß, wenn ich mich auch nicht in meiner Weissagung von den Wirkungen der Liebe und Eifersucht geirrt habe, ich doch nicht alles vorausgesehen hätte, was die Bosheit Seiner Feinde noch dazu zu machen wissen würden. Dieser Herr, in dessen Charakter es lag die Wahrheit zu respektiren, selbst wenn sie auch mehr Schuld auf Ihn häufte, getraute sich nicht, die Falschheit des öffentlichen Urtheils und Gerüchts zu behaupten. Er würde sich auch ohnehin durch die ganz leidenschaftliche Art verrathen haben, womit Er von dem Geist, der Geburt und allen Vollkommenheiten des Fräuleins von Montmorency sprach. Allein war Er denn solchen elenden Italienern, wie Concini, Vinti, Guidi, Giovannini, wegen Seines Benehmens verantwortlich? War es nicht vielmehr von allen diesen Ausländern eine sehr strafbare Frechheit über alle Seine Schritte Aufsehen zu erwecken, das sie an sich nicht hatten. Es war bloß, um sich dadurch ein Recht zu verschaffen die Königin zu gewaltsamen Entschlüssen zu verleiten, welche ihren eignen verderblichen Anschlägen zum Deckmantel dienen konnten. Diese Anschläge, von denen man Heinrich von allen Seiten Nachricht gab, waren es, was Ihn so sehr umhertrieb, daß Er nicht einen Augenblick Ruhe davor hatte. Er hatte mir schon etwas davon geschrieben, als Seine Gedanken davon nur noch bloßer Argwohn waren. Die Sache hatte sich aber jetzt in Gewißheit verwandelt, durch Briefe, welche la Varenne und Zamet Ihm mitgetheilt hatten, durch die Aussagen des jungen Zamet nach seiner Zurückkunft aus Italien und Spanien, und endlich noch durch alles, was Ihm Vaucelas, Sein Gesandter zu Madrit, gemeldet hatte. Man wird zugeben, daß mein Stiefbruder bey dieser Gelegenheit kein verdächtiger Zeuge war.

Als

Als er nach Spanien abging, hatte er Instruktionen (7) erhalten, welche mehr Abneigung als Vorsatz, sich dem Haus Oestreich zu nähern, bezeichneten. Er war aber nun Zeuge von all den Bewegungen, welche die Agenten der Königin auf eine so unbefangene und öffentliche Art zu Madrit machten, daß er sich nicht vorstellen konnte, der König habe davon keine Wissenschaft, und sie handeln nicht auf Seine Befehle. Dies befremdete ihn anfangs, und verdroß ihn nachher äußerst, weil er dachte, nachdem der französische Staatsrath nun ein ganz andres System angenommen habe, entziehe ihm der König das ganze bisherige Vertrauen, und wolle ihm nichts als den leeren Titel eines Gesandten lassen, während Er einem andern das Wesentliche Seiner Geschäfte und Seines Geheimnisses vertraue. In derselben Idee setzte er voraus, wenn der König äusserlich nichts in Seiner gewöhnlichen Art gegen ihn sich zu benehmen, verändert zu haben scheine, so geschehe dies aus Schonung meiner, und um mir nicht den Verdruß zu verursachen, daß ich sehen müßte, man setze meinen Stiefbruder zurück, welcher nicht ermangelt haben würde, sich darüber bey mir zu beklagen, wenn ihn der König nicht in der Meinung vom Gegentheil erhielte.

Voll von allen diesen Gedanken, die er für ganz gegründet hielt, entschloß sich Vaucelas nur mit zwey Worten la Varenne und durch ihn dem König vorzubringen: er fürchte mit Grund, die Gnade Sr. Majestät verlohren zu haben. In einem längern Brief schüttete er sein Herz gegen seinen Schwiegervater aus, wobey er ihn bat, sich zu erkundigen, was ihm diese Ungnade zugezogen habe, und sich bey Sr. Majestät mit allem möglichen Respekt darüber zu beklagen, daß Sie Ihrem Gesandten das Unrecht und gewissermaßen



die Beleidigung zufügten, ihm den Geschäftsträger eines fremden Fürsten zu Seinen Botschaften vorzuziehen. Er meinte damit den Gesandten des Herzogs von Florenz, der überdieß alles zu Madrit ohne Wissen oder mit Willen des spanischen Staatsraths mit so viel Autorität verhandelte, daß man sich nicht wundern kann, wenn Vaucelas dadurch getäuscht wurde. Dieser bat Se. Majestät noch, ebenfalls durch den Mund seines Schwiegervaters, ihm das vorige Vertrauen wieder zu schenken, mit der Versicherung, daß weder Freundschaft noch Verwandschaft ihn je gegen mich das Geheimniß und die Absichten des Königs seinen Herrn zu verrathen vermögen würden, das ich ihn selbst als die heiligste Sache betrachten gelehrt hätte.

Der König begriff durch diesen Brief besser als auf irgend eine andere Art die Wahrheit von diesem allem und war äußerst betreten darüber. In der That, wer konnte sich auch denken, daß eine ganze Hälfte vom Hof und Staatsrath sich erdreisten sollte, solche Maschienen ganz öffentlich gegen die Absichten des Königs spielen zu lassen, über welche er sich selbst deutlich erklärt hatte und daß seine Feinde ihm beim Publicum alle ihre Gesinnungen unterschieben sollten ohne seine Ahndung oder die Schande zu fürchten, welche in jedem andern Fall einem solchen Benehmen auf dem Fuß nachfolgt? Wirklich ein ziemlich sonderbarer politischer Vorfall, sehr verschieden vou allen andern. Man formirt da eine Partei durch alle Mittel, welche sie gewöhnlich zerstören; man gibt sich die Miene, als hätte man alles Erforderliche und Geheimhaltung ist durchaus das, was man am wenigsten sucht; was jedoch nur von dem äußerlichen und dem Schein der Sache, nicht von den Absichten und den Mitteln zu verstehen ist. Denn nachdem der König Vaucelas auf eine Art geantwortet hatte, welche

welche ganz fähig war ihn zu beruhigen, so konnte dieser doch bey allem seinem Bestreben weder den Grund dieses Geheimnisses, noch eine Menge von Besonderheiten entdecken, um die es ihm zu thun war. Er erfuhr bloß, daß es hauptsächlich im Werk sey, alle Entwürfe seiner Majestät gegen das Haus Oesterreich dadurch zu vereiteln, daß man Ihn gutwillig oder mit Gewalt mit Spanien vereinigte; daß der Florentinische Gesandte über all dieß im Briefwechsel mit gewissen Personen vom Hof der Königin stehe, welche er nannte und mit einigen andern noch Vornehmern, welche er aus Respekt nicht zu nennen wagte. Alles übrige aber blieb für ihn undurchdringliches Geheimniß.

Ich hatte einen Theil dieser sonderbaren Umstände bisher nicht gewußt, welche Heinrich mir nun erzählte. Er setzte hinzu: Er könne ganz nicht zweifeln, daß diese Namen deren Nennung Seinem Gesandten so schwer falle die der Königin und Villeroy's seyen, indem alle Reden, welche sie gegen ihn führen, einzig dahin abzweckten und die letzten Nachrichten, welche er von dem Project einer doppelten Heirath erhalten hätte, nur sie zu Urhebern haben könnten, da diejenigen, welche daran arbeiteten, bey dem Spanischen Staatsrath so weit gingen, wie man sagte, zu versichern: sie hätten Mittel des Königs Einwilligung zu bewürken, selbst bei der Clausel, daß Spanien indem es die Infantin dem Dauphin gäbe, sich alle Rechte vorbehalte, welche ihm diese Vermählung, vielleicht in der Folge, verschaffen könnte. (8) Dies war's, was Heinrich befremdete und selbst bestürzt machte. Er hätte in so starken und bestimmten Versicherungen noch einen Sinn finden können, wenn seine Entwürfe gegen das Haus Oesterreich noch nicht weiter vorgerückt gewesen wären, als drey bis vier Jahre zuvor. Allein,

daß man eine solche Sprache an einem Hof führte, wo es nicht unbekannt seyn konnte, daß Er in Ansehung alles dessen einen Entschluß gefaßt hatte, von dem in seinem Leben Ihn nichts wieder abzubringen vermöchte, — dies machte, daß selbst wider seinen Willen die fürchterlichsten Gedanken in ihm aufstiegen.

In der That war es Jedermann vollkommen bekannt, daß er daran arbeite, sich mit dem Herzog von Savoien zu verbinden, so wie auch den Dauphin mit der Erbprinzessin von Lothringen zu vermählen, um einst diesen Staat mit Frankreich zu vereinigen; daß er zum Theil in der Absicht, um dieß durchzusetzen, sich diejenige deutschen Fürsten durch seine Wohlthaten verbindlich zu machen suche, welche ihm bey dieser Unternehmung gegen die behülflich seyn konnten, welche ihr etwa Hindernisse in den Weg legen möchten. Man wußte überdieß, daß er im Sinn hatte seinen zweyten Prinzen mit Fräulein von Montpensier (9) zu vermählen, (sie waren bereits verlobt,) seine zwote Prinzessin dem Prinzen von Wallis zugeben, demjenigen von allen europäischen Prinzen, von dem er sich auf meinen Bericht am meisten versprach; endlich die Vermählung seines dritten Prinzen mit der Prinzessin von Mantua, Enkelin von Savoien, zu bewerkstelligen, um sich einen Grund oder wenigstens Vorwand zu verschaffen, sich in die Italiänische Angelegenheiten zu mischen. Man wird wohl zugeben, daß der König durch den Besitz von Mantua und Montferrat nebst freyem Zugang in diese zween kleine Staaten auf diese Art versichert des Herzogs von Savoien, welcher seiner Seits Besitzer von Meiland geworden wäre, und der Venetianer, unserer unzertrennlichen Bundesgenossen, gewiß, durch nichts verhindert werden konnte, ganz Italien Gesetze zu geben, ohne daß es ihm, wie er sagte,

die

die Ungerechtigkeit kostete, fremdes Gut an sich zu reissen.

Heinrich fand so viel Vergnügen daran, alle seine politischen Entwürfe nacheinander herzuerzählen, daß er darüber ganz vergaß, mit einem Mann zu sprechen, dem sie alle so gut bekannt waren, als ihm selbst. Er kam aber bald wieder auf die spanische Kabale zurück und auf seinen eigenen Schrecken darüber, daß er sie sich so benehmen sah, als wenn sie ganz sicher wäre, er habe nur noch ganz kurze Zeit zu leben. Was auch der Grund dieser Voraussetzung seyn mochte, so wurde sie ihm noch auffallender, als er dabey noch erwog, daß man von allen Seiten tausend Prophezeihungen im Publikum verbreitete, welche seinen Tod in das 58ste Jahr seines Alters setzten, eine Vorhersagung, welche man für eine göttliche Eingebung ausgab, weil sie sehr stark von einer gewissen damals sehr verehrten Nonne behauptet wurde. Pasithea, dieß ist der Name dieser Andächtigen, war eine Zeitlang in Frankreich gewesen, und hatte seit ihrer Abreise einen Briefwechsel mit der Königin unterhalten. Sie war es, deren man sich bediente, um der Königin in den Kopf zu setzen, daß sie sich zu Paris mit aller Pracht und allen denen Ceremonien krönen ließ, welche dazu dienen könnten, ihr die Autorität zu erhalten, deren sie, wie man sagte, nach dem nahen Tod des Königs, benöthigt seyn würde. Man sprach selbst ganz laut, daß man diese Schwärmerin wieder zurückkommen lassen wolle.

Dieses Vorhaben, alle diese Reden und diese Vorhersagungen kamen Heinrich beynahe gar nicht mehr aus dem Sinn, und erfüllten ihn mit Bitterkeit. „Ich „habe keine Neigung dazu, sagte er zu mir; indem er

von der Krönung sprach, — ich glaube seine eigene gewiß merkwürdige Worte hersetzen zu müssen, — „so wenig als zuzugeben, daß diese Pasithea nach „Frankreich zurückkomme. Mein Herz weissagt mir, „daß mir bey dieser Crönung ein Unglück oder ein aus„gezeichnetes Mißvergnügen bevorstehe. Wenn mei„ne Gemahlin darauf beharrt, wie man mir denn ge„sagt hat, daß Concini und seine Frau ihr ohnauf„hörlich dazu rathen, und durchaus diese Nonne kom„men zu lassen betreiben, so werden wir, meine Frau „und Ich, ohne Zweifel über diese zwey Sachen hart „an einander kommen. Besonders aber dürfte das, „was ich Ihnen von ihren Entwürfen in Spanien ge„sagt habe mich aufbringen und ganz wild machen, wenn „ich mehr davon entdecken kann." — Ich weiß nicht, ob dieser Herr, die Königin, seine Gemahlin, hinlänglich kannte, gestehe aber, daß mir die Betrachtung auffallend war, die er mich in der Folge machen ließ, daß nemlich diese Dame bloß darum so viel Lärm mit ihm wegen Fräulein von Montmorency und aller seiner andern Liebschaften anfange, weil ihre unwürdigen Rathgeber sie beredeten, sie müsse einen Vorwand haben, mit dem König gespannt zu seyn oder wenigstens zu scheinen; daß man das Publicum in Ermanglung eines Beßern, nun damit abfertige; und daß also jedermann und ich selbst vor allen, das der Eifersucht zuschriebe, was im Grunde die Wirkung einer äußerst raffinirten Bosheit sey. Ich entdecke hier sehr gehäßige Dinge, wenn es wahr ist, daß die Rathgeber der Königin sich dieses verdammungswürdigen Kunstgrifs bedienten, um Entwürfe, so schwarz, daß man sie nicht auszusprechen wagt, dahinteri zu verstecken und zu betreiben.

Um mir zu zeigen, daß ich gar nicht daran zweifeln dürfte, ließ mich Heinrich bemerken, wie man un-

ter einem so nichtigen Vorwande, wie der war, die Herzogin von Nevers öfters sprechen zu können, weil man Gefallen an ihrer Gesellschaft finde, diese Dame im vorigen Jahre und Fräulein von Montmorenci in dem jetzigen, an Hof gebracht habe, um weder den Hof noch das Publicum in Ansehung dieser Ursachen, der Uneinigkeit zwischen ihm und der Königin erkalten zu lassen, welche man, es koste was es wolle, unterhalten zu müssen glaube. Er schloß daraus, daß alle seine Mühe sie zu heben vergeblich seyn würde, und daß, wenn er auch Verzicht darauf thun wollte, die Prinzessin von Conde in seinem Leben je wieder zu sehen, Er es doch ewig wieder mit Leuten zu thun haben würde, welche so wichtige Gründe hätten den Frieden nicht zu wollen. Er sagte mir, in Ansehung dieses letzten Punctes: er habe es ganz aufgegeben, irgend Etwas von dieser Dame zu erhalten, und wenn er auch seine Liebe nicht besiegen könnte, würde er wenigstens ein gefährliches Aufsehen vermeiden und das geheiligte Band respektiren, das er bloß in der Absicht geknüpft habe, um seine Begierden zum Schweigen zu bringen. Er meinte es hier damit gewiß aufrichtig, und ich würde mich bey dieser Versicherung beruhigt haben, wenn mir nicht bekannt gewesen wäre, wie leicht ein allzuzärtliches Herz sich durch sich selbst betrügen läßt.

Indem der König so fort fuhr mir von den Rathgebern der Königin, unter andern von Concini und seiner Frau zu erzählen, erfuhr ich Dinge, nach welchen ich diese Fremdlinge nicht anders als wahre Ungeheuer betrachten konnte: daß sie die Königin abhielten, Speisen zu berühren, welche er ihr schickte und sie beredeten, ihr Essen oft in ihrer Stube zubereiten zu lassen. Allein, wozu diente es, bey dem König auf solche Art wechselsweise bald auf die Italiener,

bald auf die Königin loszuziehen? Ich gab ganz gern zu, daß es keine Züchtigung gäbe, welche die ersten nicht verdienten und daß es, wie Heinrich bemerkte, sonderbar genug sey, diese Dame nie mit andern Personen Verbindungen unterhalten zu sehen, als mit solchen, welche die heftigsten Anschläge gegen sein Leben zur Zeit der Bürgerkriege gegeben hätten oder mit andern welche ihm auch jetzt nicht besser wollten. (11). Allein was konnte ich thun diesen Herrn dem Zustand zu entreißen, worinn ich ihm erblickte, da er selbst sich in Nichts dabey zu Hülfe kam? Sollte man glauben, daß diese lange Unterredung, bey welcher sicher keiner meiner Leser ohne Theilnahme geblieben ist, seiner Seits auf nichts als auf Bitten hinaus lief, die Aufmerksamkeit gegen Ränke der Spanier zu verdoppeln und von neuem einen Versuch zu machen, die Königin zu überzeugen, daß sie die Concini's und andere unruhigen Geister gegen die Versicherung aufopfern müsse, die er ihr durch meinen Mund ertheile, weder Weiber noch Mädchen mehr zu sehen, wenn sie es verlangte. Indem es nicht billig wäre, sagte dieser allzugute Fürst, daß ich mich aller meiner Vergnügungen berauben sollte; bloß um sie zufrieden zu stellen, ohne daß sie ein gleiches thue, noch daß ich mich nach allen ihren Wünschen bequemte, während sie sich allen den Meinigen widersetzt.

Er erlaubte mir, Sillery alles zu entdecken, was ich nun von ihm gehört hätte, so weit ich es für sachdienlich halten würde, Villeroy aber nicht. „Ich lasse ihnen Zeit dazu die Sache ruhig zu überlegen, sagte er, und will nun zur Tafel gehen. (Es war in der That sehr spät) „Ich bin mit Tages-Anbruch aufgestanden, indem ich die ganze vergangene Nacht nicht schlafen konnte, weil mein Geist unaufhörlich mit allen die-

sen

sen verwirrten Händeln beschäftigt war, und ich die folgende Nacht eben so wenige Ruhe gefunden haben würde, wenn ich meinem Herzen nicht bey Ihnen Luft gemacht hätte. Er stieg in meinen Wagen, den ich ihm hatte vorfahren lassen und sagte zu mir in Gegenwart einer großen Menge Personen, welche im Hof standen: adieu, mein Freund, lieben sie mich rechtschaffen, dienen sie mir eben so, und vergessen sie nicht was wir mit einander gesprochen haben; denn ich liebe sie so sehr als sie es wünschen können.

Ich glaube oben durch die gültigsten Gründe meine Beharrlichkeit bey der Meinung gerechtfertigt zu haben, daß alle diese vorgeblichen, halb auswärtigen halb einheimischen Complots nie weder sehr reell noch sehr zu fürchten waren. Ich gestehe jedoch daß es Augeblicke gab, wo die Stärke meiner Zuneigung für meinen Fürsten mir nicht erlaubte, alles das gleichgültig anzuhören, was mir davon zu Ohren kam, und daß ich bey aller meiner Festigkeit mich dennoch wider meinen Willen durch das in Furcht setzen ließ, was ich doch selbst für ein bloßes Hirngespinst hielt. Dieß war genau der Zustand, in dem ich mich befand, so lange Heinrich jetzt mit mir davon sprach und noch nach dem er weggegangen war. Unsere Unterhaltung hatte das sonderbare, daß die ganze lange Zeit über von meiner Seite beynahe nicht ein Wort fiel. Als ich zur Mittagstafel kam, versetzte mich die Unruhe meines Herzens, und die Wolken, die sich vor meinen Geist gezogen hatten, in eine geheime Niedergeschlagenheit und machte mir alles widerlich, was man mir auftrug. Es war sicher nicht nöthig daß der König mich auffoderte neue Betrachtungen anzustellen. Ich versank ganz darein, so daß ich in meinem Geiste alles, wo ich nur die entfernteste Möglichkeit sah, nach einander musterte und anordnete.

Indessen als diese erste Verwirrung meiner Vorstellungen einer kältern und festern Ueberlegung Platz gemacht hatte, war ich genöthigt zu schließen, wie ich immer gethan hatte, daß meine Unruhe sich nur auf Heinrichs Unruhe gründe, welche aber selbst keinen sehr sichern Grund hätte. Da der Spanische Staatsrath sieht, daß der König von Frankreich anfängt tief in die Jahre zu kommen und einige heftige Anfälle von Krankheiten gehabt hat, so hat er die Vorsicht, die Königin und den Staatsrath von Frankreich für eine Politick zu gewinnen, in welcher er sein Heil sucht. Dabey ist doch wohl nichts so ausserordentliches. Er findet unter den Franzosen Leute, welche gutwillig genug sind, in seine Absichten einzugehen und bringt diese Leute ins Spiel, um sich die Beschämung eigener abgeschlagener Versuche zu ersparen. Wenn sie auch wirklich abgeschlagen würden, so kann der spanische Staatsrath doch lange Zeit das Gegentheil vorgeben und den Eyfer der Bundsgenossen Frankreichs, durch diesen Schein getäuscht, ganz erkälten oder doch lau machen. Auch bey dieser Vermuthung ist Nichts, was nicht auf den spanischen Character paßte, der sich durch eine Menge solcher Schritte auszeichnet. Als Phillipp II. den höchstseeligen Herzog von Alençon in die Unternehmung von Antwerpen hineinzog, welche sein Vermögen und seine Ehre zu Grunde richtete, so war dieß just das, was er sich innerlich davon versprach, während er äußerlich den Schein annahm, sie als einen nothwendigen Streich zu betrachten, um diesen Herrn die Oberherrschaft über die Niederlande zu versichern, womit er ihn bis ans Ende körnte. Muß man aber darum sagen, daß Spanien darauf umging, des Königs Leben in Gefahr zu setzen? Wie viele Gründe machten die Person und das Beste dieses Herrn allen Franzosen und selbst denjenigen Höf-

lingen

lingen theuer, welche diese Krone ganz auf ihre Seite gezogen zu haben schien? So weit sich auch das menschliche Herz durch eine heftige Leidenschaft hinreissen lassen kann, so entsetzte ich mich doch noch immer vor dem Gedanken an Verbrechen, die man nothwendig hier bey Personen hätte voraussetzen müßen, welche durch Geburt, Erziehung, Denkungsart gegen Greuel und Frevel geschützt werden, wiewohl diese sie nicht ganz gegen einige vorübergehende Schwachheiten verwahren können. Ist es Respect oder Zartheit der Empfindung, was mich so denken und reden läßt? Ist es blos Schauder und Abscheu vor jeder niederträchtigen und ehrwidrigen Handlung. Es sey was es wolle, so befand ich mich am Ende aller dieser Betrachtungen so ruhig, als ich es gewesen war, ehe der König mit mir gesprochen hatte, und wenn die Gelindigkeit, die man an Ihm kannte noch von Zeit zu Zeit befürchten ließ: die Frechheit möchte sie sich in Hoffnung der Straflosigkeit zu Nutzen machen, so fürchtete ich doch wenigstens keinen von jenen niederschmetternden Streichen, welche eine plötzliche Bestürzung verbreiten. 12).

Was den andern Punkt der Rede Sr. Majestät betrifft, so würde es wohl weit zweckmäßiger für diesen Herrn gewesen seyn, der Königin endlich einmal für allemahl den Mund dadurch zuschließen, wenn er angefangen hätte, mit einem mal alle die Bande zu zerreißen, welche Heinrichs Alter noch unanständiger machte. Wenigstens hätte er doch bey ähnlichen Verirrungen Herrschaft genug über seine Vernunft zu behalten suchen sollen, um jede Liebschaft zu vermeiden, welche aus einer bloßen Galanterie eine Staats-Angelegenheit machen konnte. Alle diejenigen, worein man Heinrich bisher verwickelt gesehen hatte, hatten entweder seinem Glück oder seinem Ruhm, jedesmahl

aber

aber gewiß seiner Ruhe geschadet. Es ist aber unwidersprechlich, daß die gefährlichste von allen Schlingen diejenige war, welche Ihm die Liebe in der Person der Prinzessin von Conde legte. Alle Folgen davon waren zu fürchten und konnten sich in sehr großer Anzahl einfinden.

Man hat in diesen Betrachtungen hier die Antwort voraus gesehen, welche ich dem König gab, als ich auf seinen Befehl 5. oder 6. Tage hernach wieder zu Ihm ging. Er kam aus seinem Zimmer, um durch die große Galerie nach den Tuillerien zu gehen; wir gingen in der ersten Gallerie beynahe eine Stunde auf und nieder. Ich brachte wieder Ruhe und Heiterkeit in sein Gemüth. Er beschloß seine Bemühungen zu verdoppeln, um wo möglich aus seinem Staatsrath und seinem Hof diese ganze spanische Politick zu vertilgen und versprach es sich, seine Kinder, besonders den Kronprinzen in allen seinen Grundsätzen zu erziehen, die Protestanten mit ihrem König und ihrem Vaterlande eng zu verbinden und mit gleicher Sorgfalt alle Fremde von allem Antheil an Staats-Geschäften auszuschließen. Dieß waren seiner Meynung nach die beyden Hauptmaximen, welche die öffentliche Ruhe gegen alle bürgerliche Stürme zu schützen vermöchten.

Ein natürlicher Schluß von diesem allem war, daß Heinrich so wenig Zeit als möglich verlieren durfte, an die Ausführung seiner großen Entwürfe Hand anzulegen, deren Erfolg aufs Spiel gesetzt wurde, sobald man sie auf die Zeit eines kraftlosen Alters verschob. Wirklich nahm auch seine Aufmerksamkeit auf alles, was darzu beytragen konnte von diesem Augenblicke an sichtbar zu. Die Besuche Sr. Majestät im Zeughaus wurden häufiger und ich ging beynahe zu

jeder

jeder Stunde früh und in der Nacht ins Louvre, wo es mir erlaubt war bis in den Hof zu fahren. Eine Auszeichnung, welche nur noch zween andere Herzoge 13) ausser mir genossen, und die der König deswegen, weil meine Unpäßlichkeit mir die Abendluft beschwerlich machte, und Er meiner Gegenwart beynahe stündlich benöthigt war, aber auch, wie ich glauben darf, aus Freundschaft für mich, mir zugestand.

Er fuhr fort sich alle die Rechnungen und Aufsätze von mir verfertigen zu lassen, welche dazu dienen konnten, ein vollständiges Politik- und Finanz Cabinet anzulegen. Damit Nichts an der Ausführung dieser Idee fehlen möchte, deren Zweck er mir nicht mehr verbarg, so wollte Er, daß ich ihm eine Art von Cabinet oder einen großen Schreibetisch, sauber gearbeitet und voll von Schiebladen und Fächern, alle mit Schlössern mit rothem Satin gefüttert und in hinlänglicher Anzahl machen ließ, um darein alle die Stücke, aus denen das Cabinet bestehen sollte, ihrer Ordnung nach einzeln einzulegen. Die Arbeit dabey ist beynahe unermeßlich, wie wohl es auf den ersten Anblick nicht so scheint.

Um eine Idee davon zu geben, ohne Wiederhohlungen zu häufen, stelle man sich vor, alles was nahe oder ferne Beziehung auf die Finanzen und die Artillerie, das Kriegswesen, Seewesen, Handlung, Policey, Münzwesen, Bergwerke, kurz auf alle Theile der äussern geistlichen und bürgerlichen politischen und einheimischen Regierung haben kann. Jede dieser Parteyen, sage ich, hatte ihr besonderes Fach in diesem Staats-Cabinet, welches in dem großen Bücher-Cabinet im Louvre aufgestellt war. Es sollte alle mögliche Bequemlichkeiten haben, damit alle Stücke, aus denen es bestünde, bey aller ihrer Menge den-

dennoch den Augenblick bey der Hand seyn könnten. Auf der für die Finanz-Sachen bestimmten Seite war die Sammlung von verschiedenen Verordnungen, die Aufsätze von den Operationen, von denen gemachten oder zu machenden Veränderungen, von denen in Einnahme oder Ausgabe zu bringenden Summen, eine beynahe unzählbare Menge von Rechnungen, Aufsätzen und Summarien mehr oder weniger abgekürzt. Dies kann man sich leichter vorstellen als darstellen. Alle Briefe von einiger Bedeutung, welche der König mir geschrieben hatte, waren in Fascicel̈n darein gekommen, nebst meiner Inhalts-Anzeige eines jeden derselben. Beym Soldaten-Wesen hatte man ausser den Rechnungen, Auseinandersetzungen, und Aufsätzen, welche darzu dienten den gegenwärtigen Zustand anzuzeigen, auch noch die Verordnungen zu finden und die Staats-Papiere, die Taktischen Werke, die Plans, Geographische und Hydrographische Charten sowohl von Frankreich als verschiedenen Theilen der Welt. Eben diese Charten im Großen und mit verschiedenen Mahlereyen vermischt sollten in der großen Gallerie aufgestellt werden. Dazu kam uns noch die Idee einen großen untern Saal mit seinem erstern Stockwerke zu einem Magazin einzurichten für Modell- und Original-Stücke von allen merkwürdigen Maschinen beym Kriegswesen, den Künsten, Handwerkern und aller Art von edlen freyen und mechanischen Gewerben, damit alle diejenigen welche es zu einer Vollkommenheit bringen wollen in diese stumme Schule kommen und sich unterrichten könnten; das untere Appartement hätte dazu gedient die schwersten Stücke aufzustellen, das Obere ware für die leichtern gewesen. Ein genaues Verzeichniß aller dieser Stücke wäre in das Cabinet gekommen, von dem hier die Rede ist. 14).

Listen

Listen von allen Beneficien im Königreiche mit ihren ganz genauen Angaben; Etats von der ganzen Welt- und Closter-Geistlichkeit vom höchsten Prälaten bis auf den geringsten Geistlichen herunter mit Angabe der Eingebohrnen und Ausländer und zwar von beyden Religionen — würden wohl nicht die unbedeutendsten Stücke unter denen ausgemacht haben, welche zu der Geistlichen Regierung gehören. Diese Arbeit war das Modell einer andern im weltlichen Fach, woraus der König bis auf einen hinaus die Anzahl der Adelichen im ganzen Reiche hätte ersehen können in Classen abgetheilt und nach Verschiedenheit der Titel, Güter und so weiter aufgezählt. Eine für den König um so angenehmere Idee, weil er schon lange Zeit mit dem Plane eines neuen Ritter-Ordens umgieng, nebst dem einer Academie, eines Collegiums und eines königlichen Hospitals bloß für den Adel, ohne daß diese so nützliche und so rühmliche Anstalt dem Volke oder den Finanzen zur Last gefallen wäre. Es war zu gleicher Zeit und mit denselben Vortheilen vorgeschlagen worden, ein stehendes Corps von 6000 Mann zu Fuß, 1000 Pferden und 6 Feldstücken vollständig ausgerüstet, zu errichten, 12 große Schiffe, und eben soviel Galeeren, entsprachen zur See dieser neuen militärischen Einrichtung.

Da das Projekt einer Verbesserung und Berichtigung nach allen Theilen eine Hauptstelle darinn einnahm, so waren erstlich neben demjenigen, welches nach Heinrichs Absicht ganz Europa eine andre Gestalt geben sollte, und das aufs deutlichste und vollständigste darinn auseinander gesetzt war, wieder besondere über alle Arten von Gegenständen vorhanden. Bey denen z. B. welche den Krieg betrafen, zeigte man die Mittel an, die Kriegszucht, nicht nur während des

des Kriegs sondern auch in Friedenszeiten so streng zu erhalten, daß sie für den Soldaten die Person des Kaufmanns, des Professionisten, des Hirten und des Bauers heilig gemacht hätte. Diese vier Professionen, von denen man mit Wahrheit sagen kann, daß auf ihnen der ganze Staat beruht, hätten alle Art von Sicherheit ebenfalls gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels vermöge andrer Aufsätze über die Polizey und innre Regierung gefunden. Diese steckten den Unterschied der Stände und den Umfang ihrer Rechte so genau ab, daß in der Folge keiner weder seine Superiorität hätte mißbrauchen noch sich der Subordination entziehen können. Der Zweck derer, welche auf die Geistlichkeit sich bezogen, war, alle Geistliche zu nöthigen, von einem Gut, das eigentlich nicht ihnen gehört, den Gebrauch zu machen, welchen die Kanon's vorschreiben; nicht zwo Pfründen von sechshundert Pfund Einkommen beysammen, überhaupt keine zu besitzen, welche mehr als zehntausend eintrugen, übrigens ihren Verrichtungen anständig obzuliegen, und das gute Beyspiel als das erste der Gesetze zu betrachten, welche ihnen gegeben sind.

Ich will mich hier nicht weiter darüber verbreiten, da ich Gelegenheit hatte von diesen Gegenständen an verschiedenen Stellen dieses Werks zu handeln. (16). Ich verweise eben so auf alles, was der Leser bereits gesehen hat oder noch sehen wird, in Ansehung der Sittenlehre und der Grundsätze einer weisen und guten Regierung, welche ebenfalls ihre Stelle darinn fanden. Ich kürze eine Auseinandersetzung ab, welche ich unendlich weit ausspinnen könnte und zwar gerade aus diesem Grund. Denn so weitläufig ich auch darüber seyn möchte, könnte ich hier doch nicht alles beybringen, wenigstens nicht ohne Ermüdung und Langeweile, welche

wenn

wenn man nichts ganz Neues darzustellen hat, unvermeidlich sind.

Unter andern Rechnungen über die Finanzen war eine, die ich nicht mit den andern Stücken des Staatscabinets mit Stillschweigen übergehen zu müssen glaube. Sie betraf die Mittel Geld aufzutreiben; man konnte sich davor in 3 bis 4 Jahren über 100 Millionen versprechen. Die einzige Vorsicht, die ich dabey empfahl, war, daß man sich derselben nur im Nothfall bedienen, und nur mit den leichtesten und erträglichsten Mitteln den Anfang machen sollte. Sie waren darinnen in der Ordnung ausgedrückt welche man hier sehen wird. Ich gebe jedoch hier nur einen bloßen Auszug (17).

Eine neue Verordnung über die Aussicht der Seehafen. Die Häuser für Zölle und Ausfuhrabgaben, Flußgeleite, und Einlaufzoll nebst einer neuen Taxirung dieser Gefälle und eine Errichtung von Einnehmersstellen darzu.

Eine andre Verordnung in Ansehung der Kaufleute, Käufer und Verkäufer von Vieh, Wein und andern Getränken, frischen und eingesalzenen Fischen, Holz, Heu und andern Bedürfnissen.

Eine andere in Ansehung der Posten, worinn die Postmeister und Gegenschreiber, die königlichen Stallmeister, die Pferdehändler und ihre Leute, die Postwägen, die gehenden und reitenden Boten und alles Fuhrwerk zu Wasser und zu Land begriffen waren. Als ich diesen Artikel dem König vorlas, sagte Er zu mir: ich übergebe Ihnen La Varenne und alle Postmeister; ich will sie alle an Sie weisen.

Eine andere in Ansehung der Lederstempler, Visirer, Gastwirthe, Krämer, Commissarien, Beysitzer und Sammler, Hausvermiether und so weiter.

Gut, gut, sagte Heinrich hiebey, das können wir alles selbst brauchen, denn ich werde so täglich überlaufen, den Vortheil davon bald diesem bald jenem zuzuwenden.

— In Ansehung der Steuer des vierten und achten Theils, Ein- und Ausfuhr, von Waaren sowohl von einer Stadt als von einer Provinz in die andere, Errichtung neuer Beamten über die Salz-Speicher nebst einer Erhöhung der Gebühren für sie und die Verkäufer im Einzelnen von 1 Thaler auf den Scheffel und andere Verordnungen sowohl wegen der Salzwerke als des Transports von denselben. Ich wollte es wohl, sagte Heinrich, allein es wird viel Schreyens sezen, wenn Sie nicht in ihrer Befehlshaberschaft den Anfang damit machen. Wegen der unständigen (nicht bleibenden) Gefälle, den jährlichen Gebühren, Umgeld; (19) Die Secretaire des Königs und deren Vermehrung um sechszehn betreffend; Erhöhung auf das Salz nach dem Steuerfuß, um davon den Fond für die Besoldungen und Einkünfte mehrerer Obern- und Subalternen vornehmlich Justizstellen anzulegen. Wegen der Gemeinen-Pfennige, Patrimonial- und Octroi- Gelder von Provinzen, Städten und Gemeinheiten. Wegen der Lieutenants-Gegenschreiber- und Schatzmeister-Stellen, sowohl allgemeinen als besondern, bey der Artillerie, Brücken, Straßen und so weiter. Wegen der Aemter bey den Landvoigteyen, Steuercraiße und Salz-Speicher, sie durch Gehalt, Freyheiten u. s. w. zu verbessern, wozu der Fond von denen Steuern bis auf 5 Sols vom Pfund genommen worden wäre. Wegen der in Guyenne, Languedoc, Bretagne und Bourgogne zu errichtenden Steuer-Craisen, wobey der König viel Murrens in diesen vier Provinzen voraus sah. Wegen der Anstellung neuer Cassiere in den Finanzexpeditionen, zwey zu Seins und Cahors, sechs in Bretagne

und

und drey noch sonst. Heinrich sagte: es wäre wohl besser gethan gewesen, die Anzahl dieser Harpyen zu vermindern als zu vermehren. Ich schlug noch eine ungleich größere Errichtung von Aemtern auf den Nothfall vor, unter den Cassierern, Renten- und Besoldungs-Bezahlern, Einnehmern und andern Steuer-Beamten, Secretairen und Bedienten der großen und kleinen Canzley, so wie auch neue Zulagen für die bereits vorhandene. Die amtsmäßige Anstellung der beyden ersten Schreiber aller Rechnungs-Beamten in Frankreich u. s. w. Die Ausführung dieser Stücke würde zu viel Platz wegnehmen. Da das gute Herz des Königs ihm alles dieses als schon würklich ausgeführt vorstellte, was doch erst bloß Projekt war, so hielt er sich über so viele Verordnungen auf. Ich stimmte aber ganz mit Ihm überein, daß man das Volk nicht ohne Noth damit überhäufen müsse.

Ferner: neue höchste Stellen in verschiedenen Städten zu errichten, z. B. ein Parlement, Rechnungskammer, Steuerhof zu Lyon, Poitiers, neben Einziehung des Steuerhofs von Montferrand, einen Steuerhof in Bretagne, weil man dort ebenfalls die Trankstener einführen wollte. Einen andern zu Bordeaux nebst einer Rechnungskammer, einen dritten in Bourgogne und einen vierten in Provence. Der König schüttelte hier den Kopf und sagte nichts. Ich will hier nicht wiederholen, was bereits an andern Stellen dieser Denkwürdigkeiten vorgekommen ist. Der Abscheu, den ich dort gegen alles geäußert habe, was Luxus heißt, kann jeden vermuthen lassen, daß der thörichte und überflüssige Aufwand bey dieser Gelegenheit streng taxiert wurde; und diese Vermuthung ist ganz richtig. Man kann versichert seyn, daß, wenn man mir hätte folgen wollen, nicht nur ein großer Theil dieses mit den drin-

genden Bedürfnissen des Staats unverträglichen Aufwands ganz hatte wegfallen müssen, sondern daß ich auch Carossen und andere Erfindungen des Luxus nur unter Bedingungen geduldet hätte, durch welche sie der Eitelkeit theuer hätten zu stehen kommen sollen.

Wenn es nothwendig ist, so den Luxus zu bezähmen, welcher unvermerkt alle Theile des Staats angesteckt hat, so ist noch weit nothwendiger, die traurigen Folgen desselben bey denen aufzuhalten, für welche er nicht mehr bloß eine Gelegenheit zu Verschwendung und Weichlichkeit, sondern selbst eine Ursache des häuslichen Verderbens und Verfalls ist. Dafür wurde durch ein anderes Project gesorgt, welches ebenfalls einen Theil des Staatscabinets ausmachte. Es ist keine der geringsten unglücklichen Folgen, welche der zu frühe Tod des Königs hatte, daß mit Ihm in dasselbe Grab so viele nützlichen Einrichtungen schon in ihrem erstern Entstehen wieder hinabsanken.

Eine andere Verordnung befahl den Advocaten und Generalprocuratoren bey den Parlementern, alle diejenigen rechtlich zu verfolgen und exemplarisch zu bestrafen, welche durch das Aergerniß einer verschwenderischen oder ausschweifenden Lebensart dem Publicum, Privatleuten oder auch sich selbst einen wesentlichen Nachtheil zufügten, bey Strafe, selbst für alle die durch ihre Nachläßigkeit oder Nachsicht vorfallende Unordnungen verantwortlich zu werden. Das Mittel, das man ihnen darzu verlieh, um es thun zu können, ohne ihre Verrichtungen sonderlich beschwerlich zu machen, bestand darinn, daß man ihnen in jeder Untergerichtsbarkeit 3 öffentliche Personen unter dem Namen von Censoren oder Reformatoren zugab, welche von 3 zu 3 Jahren in einer öffentlichen Versammlung gewählt wurden,

den, und durch ihre Stelle autorisirt wurden. Mit dieser wurden alle Arten von Freyheiten verbunden, nicht nur bey den Richtern alle Hausväter, Kinder und andere Personen anzugeben, welche beschuldigt waren, eine unehrbare Lebensart zu führen, und einen überflüßigen über ihr Vermögen gehenden Aufwand zu machen, sondern auch die Richter selbst anzuhalten und sie, im Fall einer Weigerung, zu belangen, damit sie die Mittel zur Anwendung bringen müßten, welche ihnen gegen diese Ausschweifungen in den Gesetzen vorgeschrieben wurden. Zwo Warnungen mußten vor jeder gerichtlichen Verfolgung vorhergehen. Auf die dritte verfügte man eine Art von Vormundschaft, wodurch üblen Haushaltern der freye Gebrauch ihrer Güter abgenommen und in Hände gegeben wurde, welche ihnen nur zwey Drittheile übrig ließen, und das dritte zur Schuldenbezahlung und zu denen Verbesserungen, welche die Grundstücke erforderten, so lange zurück behielt, bis sie Beweise von einer aufrichtigen Rückkehr zu einer vernünftigen Denk- und Handlungsweise gaben. Kein Stand war hievon ausgenommen, und kein Bürger würde sich wahrscheinlich dieser Censur entzogen haben, weil sie selbst wieder von ihren Handlungen einem höhern Tribunal Rechenschaft zu geben hatte, dessen Diener so gut wie sie für ihre Pflicht durch die Androhung einer gleich entehrenden Strafe thätig erhalten wurden.

Um dieß Uebel ganz mit der Wurzel auszurotten, wäre zu gleicher Zeit die Einrichtung getroffen worden, daß Niemand, wes Stands oder Würden, hätte eine im Verhältniß seines Vermögens beträchtliche Summe aufnehmen noch ein anderer bey Gefahr seiner Forderung verlustig zu werden, ihm hätte borgen können, ohne daß zu gleicher Zeit bey dem Leihcontract und der Ver-

schreibung angezeigt wurde, wozu man dieß Darlehn zu verwenden gedenke, welche Schulden der Empfänger bereits habe, gegen wen, auf welche Güter, und was ihm an Einkommen übrig bleibe, sowohl um diese Schuld zu versichern, als um seine Familie zu unterhalten. Dabey war noch in eben der Absicht allen Hausvätern oder andern Personen, die sie vorstellen, verboten, einem ihrer Kinder bey dessen Ausstattung eine größere Summe mitzugeben, als in Rücksicht auf ihr jetziges Vermögen, auf die Anzahl ihrer gebohrnen oder ungebohrnen Kinder, billig wäre, wobey man sich an die bloße Wahrscheinlichkeit hielt; ausgenommen in dem einzigen Fall, welcher dem verachteten oder verletzten väterlichen Ansehen gestattete, sich an einem lasterhaften oder unnatürlichen Kinde zu rächen. Allein dieser Fall mußte klar dargethan seyn und alsdann waren die Errungenschaft, neuerworbene Güter und Fahrniß das Einzige, worüber man nach besonderer Gunst disponiren konnte. (20).

Diese Einrichtung einer einheimischen Oeconomie machte nur einen Theil einer allgemeinen Gerichts- und Proceß-Ordnung, wovon, wie ich glaube, dem Leser eine nähere Angabe ebenfalls nicht unwillkommen seyn wird: Denn das Interesse bey Verbesserung der unzähligen Gerichtsmißbräuche ist zu stark, zu allgemein und zu allgemein bekannt. Heinrichs Vorhaben war, sie den Präsidenten der verschiedenen Cammern und die königlichen Fiscalen bey seinen Parlamenten vorlegen zu lassen. Nicht um sie dort Widersprüchen auszusetzen, sondern um ihre Vorstellungen und Gutachten darüber zu vernehmen; vorausgesetzt, daß sie in seine Absichten eingingen, und etwas thunlicheres zu Abkürzung der Processe und Zerstörung der verächtlichen Kunst der Chicane ersinnen würden.

Wenn

Wenn die letzte Hand an die einzelnen Artikel der Verordnung nach den für die bestgehaltenen Meinungen gelegt worden seyn würde, so wollten Se. Majestät sie, eigenhändig geschrieben, vor das Parlament bringen, um sie einregistriren zu lassen. Folgendes hatten wir vorläufig aufgesetzt, wovon man wahrscheinlich nur sehr wenig abgegangen seyn würde. Bey Rechtssachen zwischen Verwandten, wobey man so ziemlich auf die Grade sowohl der bürgerlichen als der kanonischen Verwandschaft und Schwägerschaft Rücksicht nahm, war der Kläger gehalten, fürs erste sich zu erbieten und selbst sein rechtliches Gesuch darauf zu richten, daß die ganze Streitigkeit dem schiedsrichterlichen Spruch von Vier aus der beyderseitigen Verwandtschaft paarweise von beyden Seiten erwählten Personen unterworfen werden solle. Er hatte sein Paar von Schiedsrichtern sogleich zu nennen, und in einer eigenhändig unterschriebenen Schrift alle seine Ansprüche und Beschwerden zu artikuliren. Dies mußte auch der Beklagte thun, welchem nur ein Monat zu Ernennung seiner Schiedsrichter anberaumt ward.

In einem andern Monat mußten den Schiedsrichtern alle Beweisstücke und rechtliche Hülfsmittel beyder Parteyen behändigt seyn. Der nächste Monat war diesen zu Findung des Urtheils anberaumt und noch ein Monat endlich für einen durch die Schiedsrichter ernannten Oberschiedsrichter zu endlicher Entscheidung von Punkten, über welche die Stimmen etwa getheilt waren. Denn alle andern wurden für entschieden angesehen, und der Oberschiedsrichter konnte nicht darüber erkennen. Gleiche Regel hatte bey denjenigen Richtern statt, bey welchen eine Berufung von dem Spruch der Schiedsrichter eingelegt worden war; sie konnten weder die Hauptsache an sich abrufen, noch über den

den Grund der Klage erkennen; sondern einzig nach den vor den Schiedsrichtern producirten Beweisstücken darüber sprechen: ob richtig oder schlecht geurtheilt sey. Die höchsten Gerichtshöfe hatten keine weitere Gerechtsame hierinn, als die bloßen Untergerichte. Sie konnten weder ein neues Verfahren beschreiten, noch neue Beweise zulassen, und hatten nur 1 Monat oder höchstens 6 Wochen zu ihrem Spruch, welcher sonst in die Nullität, die Richter selbst aber in alle Kosten, Schadenersatz und Interesse gegen beyde Parteyen verfallen waren. Die Notarien wurden zu competenten Richtern in Erster Instanz über alle Verträge, Vergleiche, Verschreibungen, Cessionen, Uebertragungen, Tausch, Verkauf, Pacht und so weiter, erklärt, so daß das Urtheil, das sie zu Auslegung des Sinns der Bedingungen bey ihren Instrumenten fällten, provisorisch gegen alle Einwendung oder Berufung statt hatte. Die Obrichter konnten unter gleicher Strafe, wie bey dem vorhergehenden Artikel, nicht anders gegen einen solchen Spruch verfahren als man gegen den eines wahren Tribunals verfährt. Die Vorkehrung die man gegen die Schelmerey und Treulosigkeit machte, welche von Seiten der Notarien etwa zu befürchten war (21) bestand erstlich darinn, daß jede Handlung vor zween Notarien oder vor einem Notar und zween Zeugen vorgenommen werden mußte; zweytens: daß die contrahirenden Theile verbunden waren, jeder einen rechtlichen Beystand mitzubringen, dessen Angaben die Notarien vernehmen und den Namen in dem Instrumente ausdrücken mußten. Es war überdieß verboten gegen ein solches Instrument, dessen Werth sich über 100 Livres belief, nur zum Schein als Kläger sich anzugeben. Der Klaglibell konnte bey keinem andern Richter eingereicht werden, als bey dem des Beklagten und mußte, wie gesagt, alle Beweise des Klägers so voll-

vollständig enthalten, daß dieser nachher nicht anders als zur Replik auf die Einwendungen des Beklagten, zugelassen wurde, unter den obgemeldten Strafandrohungen gegen die Richter, Advocaten und Sachwalter. Diesen, nemlich den Advocaten und Sachwaltern lag es daher ob, die ganze Rechtssache auf einmal urtelfähig darzustellen; auch war es verboten, eine gerichtliche Ladung zu erlassen und das rechtliche Verfahren zu beschreiten, ehe die Sachen im Stande waren, gerichtet zu werden. Die von größerm Belang, worinn producirt und in Schriften verfahren werden muß, hatten höchstens drey monatliche Frist. Revision hat nicht statt und hier so wie in allen andern den wichtigsten Fällen, war das einzige rechtliche Hülfsmittel, ein im Staats-Rath unter dem großen Siegel ausgefertigtes Patent.

Diese Verordnung ließ sich auch auf einige andere besondere Rechtspunkte oder Gewohnheiten ein, welche einer Besserung bedurften; wie die vorhin angeführten Verfügungen in Ansehung der üblen Haushaltung der Bürger, der Gemeinschaft zwischen Ehegatten, und andere sind, die ich hier übergehe. In Ansehung der Sporteln, Salarien, Advocatengebühren und anderer Kosten, so wie auch aller verschiedenen Schlupfwinkel der Chikane, aller andern Mißbräuche der Gerichtsstuben bey mündlichen Vorträgen, Schriften u. s. w. worüber von allen Seiten Klagen gehört werden, glaubte der König nichts bessers thun zu können, als die nähere Auseinandersetzung und Festsetzung davon 12. Männern aufzutragen, welche aus den rechtsverständigsten, weisesten und billigsten gewält werden und bey ihrer Arbeit folgende Ordnung beobachten sollten. Sie hatten schriftlich in Form von Denkschriften ohne Ausnahme alle gewöhnliche

liche Proceßformalitäten aufzusetzen, alsdann alles, was sie für dienlich hielten, um des allgemeinen Besten willen daran abzukürzen, und endlich das, was man dagegen einführen sollte, anzumerken. Diese Arbeit, so geordnet, sollte dann drey von den vorzüglichsten Ministern und Räthen Sr. Majestät zur sorgfältigen Prüfung übergeben werden, welche ihr Gutachten darüber auszustellen hatten, nach welchem der König auch seine Willensmeynung erklären und dem Ganzen alles erforderliche Ansehen beylegen würde, damit diese neue Gerichts-Praxis von nun an durchaus gleichförmig und unveränderlich würde.

Da wir einmal Hand an die Verfertigung dieses allgemeinen Staats-Inventariums gelegt hatten, so wurde es einer der gewöhnlichsten Gegenstände unserer Unterredungen und der König zeigte eine große Ungedult, es zu Stande gebracht zu sehen. Er ließ mich eines Morgens früh, da es außerordentlich warm war, durch einen Cammerdiener holen. Als ich zu seinem Cabinet ging, war er eben heraus durch die Galerie und schon in den Tuilerien, wo ich ihn erst auf der Capucinerterrasse bey der kleinen Pforte einhohlen konnte, durch welche er hinaus ging um bey den Capucinern Messe zu hören. So weit er mich mit einem Gefolge von dem Clientenhaufen, welche jede Stelle, wo sich ein Minister blicken läßt, aufzuspüren scheinen, daher kommen sah, so sagte er: gehet, sagt den Capucinern, daß man mit meiner Messe warten soll, denn ich habe mit diesem Mann hier zu reden, der kein Mann für die Messe ist. Wenn er mir freilich hierinn folgen wollte, so würde ich Ihn darum noch weit mehr lieben, und Nichts wäre, was ich nicht für Ihn thun wollte. Doch, so wie er einmal ist, liebe ich Ihn auch sehr, und kann Ihn sehr nütz-

nützlich brauchen. Er nahm mich bey der Hand und ohngefehr zwo Stunden lang, die wir mit Spazierengehen zubrachten, sprach er mit mir von Nichts, als von neuen Aufsätzen, die er von mir für das Cabinet verlangte. Indem er mich verließ, empfahl er mir ganz laut den möglichsten Fleiß und Sorgfalt auf dieses Geschäfte zu verwenden. Wenig Worte und viel Sache! sagte er zu mir und — daß alles doch recht deutlich sey. Denn ich will Etwas davon einigen meiner Diener mittheilen, die ich Ihnen nennen werde. Ich antwortete Ihm: ich müßte darzu ein wenig Zeit haben, da es hier darauf ankäme, Ordnung, Kürze und Deutlichkeit mit einander zu verbinden. „Machen Sie es nur wie Sie wissen, versetzte Heinrich darauf, denn Sie kennen meinen Stil und ich den Ihrigen; sie vertragen sich gut mit einander.“

Ich ließ dem Canzler sagen: ich würde heute nicht in den Staatsrath kommen, und blieb den ganzen Tag und einen guten Theil der Nacht eingeschlossen zu Haus, mit Nachschlagen in Büchern und Papieren beschäftigt. Ich setzte mich sogar nicht zur Tafel, um zu Nacht zu speißen. Um sieben Uhr früh sah ich den König mit den Personen kommen, von denen er mir gestern gesagt hatte; sie waren die Herren d'Ornano, de Boesse, Du Bourg, de Lisle, de St. Andre de Montpellier, de Piles, de Fortia, de Saint-Canard, de la Buisse und de la Vieuville. Es waren auch noch die Herren de Vetri, de Vic, de Nerestan, de Saint-Geran, la Varenne, d'Escures, Erard und Chatillon, der Ingenieur (es betraf zum Theil Geschäfte von diesem Handwerk) auch Bethune, mein Vetter, dabey. Endlich einige fremde Abgeordnete, einer von Lesdiguieres, der andere von dem Herzog von Bouillon und ein dritter, Pucharnault, von de la Force.

Mein

Mein Cabinet wurde beynahe ganz voll. Ich hatte den verlangten Aufsatz noch nicht machen können. Der Grund, den ich dem König, welcher ihn so gleich verlangte, davon angab, war, daß die Depeschen, die ich so eben von de la Force wegen einer neuen Beunruhigung von Seiten Spaniens in Bearn und Niedernavarra, erhalten hatte und worauf ich so gleich hatte antworten müssen, meine Arbeit unterbrochen habe. Ich schrieb auch, fuhr ich fort, wegen meines Neveu und meiner Nichte Biron, welche man scheiden will, was mir eine schöne Sache wäre. Denn sie glaubt schwanger zu seyn, und ist es auch wirklich. Dieß ist doch, erwiederte Sr. Majestät, eine der ärgerlichsten und tollsten Geschichten, die ich je gesehen habe, und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie, alle diese Köpfe da je zur Vernunft bringen sollten. Vollenden Sie ihre Depeschen, setzte er hinzu, nachdem er mir ganz leise Etwas gesagt hatte, vollenden Sie auch unsere Aufsätze so geschwind als es Ihnen möglich ist, und gehen sie heute nicht eher ins Conseil. Das kann nicht seyn, Sire, erwiederte ich, denn es giebt dort dringende Geschäfte, welche schon gestern aufgeschoben wurden, weil ich nicht dabey seyn konnte. Nun so machen Sie es, so gut Sie können, und — adjeu, ich gehe nach den Tuilerien. Ich unterließ nicht an dem Aufsatz mit solchem Fleiße zu arbeiten, daß er am andern Morgen früh fertig war, da ich ebenfalls wieder zu Sr. Majestät in die Tuillerien gerufen wurde. Ich gab diese Papiere meinem Secretair, in einen Bogen Papier eingesiegelt, zu tragen. Sillery und Villeroy waren bey ihm und wir fuhren fort alle Vier mit einander spazieren zu gehen, beynahe zwo Stunden lang, während deren wir von dem Entwurf dieser Aufsätze mit so vieler Wärme und Lebhaftigkeit sprachen, daß jedermann leicht sah, daß wir nicht

nicht einig darüber seien. Ich begab mich weg, ohne dem König Etwas von meinem Paquet gesagt zu haben, als er mich auf hundert Schritte zurück rief, um es von mir zu fodern. Ich zeigte es Ihm in den Händen meines Secretairs, dem ich alsdann befahl, es Sr. Majestät zu überreichen, wenn Sie es lesen wollten, übrigens aber Sorge zu tragen, daß er es selbst wieder und zwar versiegelt, wie es war, von Ihnen zurück erhielte. Was so eben vorgegangen war, nöthigte mich zu dieser Vorsicht, worüber mein Secretair sich bey Heinrich mit dem ausdrücklichen Befehl entschuldigte, den ich ihm deßwegen gegeben hatte. Er folgte dem König, welcher zur Messe bey den Capucinern ging, und benutzte diesen Augenblick um zu frühstücken. Es wäre ihm schwer gewesen, nachher in langer Zeit die Bequemlichkeit dazu zu finden. Der König sagte, als er aus der Messe kam, zu ihm; folgt mir ins Louvres und geht nicht weg, bis ich es euch sage. Er forderte ihm das Paquet ab, als er nach seinem untern Cabinet gekommen war, und da ihm mein Secretair den Befehl, den er von mir erhalten hätte, jetzt sagte, so begnügte, sich Sr. Majestät ihm zu antworten: Nun gut, ich will es thun; aber noch einmal, geht nicht weg von hier. Der König ging dann in das Büchercabinet um das Paquet dort nieder zu legen, während er zur Mittags-Tafel ging. Der Hof war nicht sehr zahlreich, weil es schon später als gewöhnlich war. Der König sprach beynahe mit Niemand und sein tiefes Nachsinnen äusserte sich dadurch, daß Er von Zeit zu Zeit mit dem Messer auf den Teller klopfte. Mein Secretair glaubte, daß er abgefertigt werden würde, als er diesen Herrn nach der Tafel wieder in eben dieß Cabinet gehen sah, und er sich ohngefähr nach einer halben Stunde rufen hörte. Allein da einige Prinzen und

Herren

Herren in diesem Augenblicke angekommen waren, und er sah, daß Sr. Majestät anfiengen, sich mit Ihnen zu unterhalten, zog er sich mit la Varenne und Beringhen in eine Ecke zurück.

Der Ort, wo sie waren, war dunkel genug, daß man sie nicht leicht gewahr werden konnte, besonders bey einiger Sorgfalt, sich verborgen zu halten. Dieß thaten sie ohne besondere Absicht. Einige Augenblicke darauf kam Heinrich mit einigen von der Gesellschaft, die er von den andern ausgesondert hatte, so nahe bey ihnen vorbey, daß sie hören konnten, was er sagte, wiewohl er halb leise sprach. Sie verdoppelten ihre Aufmerksamkeit, als sie Ihn folgendes sagen hörten: Ich bin müde vom Spazierengehen seit heute früh; denn ich hatte über zwo Stunden mit drey Männern wichtige Dinge abzumachen, wobey ich sie in ihren Meynungen so sehr entgegen gesetzt gefunden habe, als sie es in ihrem Temperament und ihren Neigungen sind. Ein anderer, als ich, würde Mühe haben sich ihrer gut zu bedienen; allein ich kenne ihre Phantasien, so, daß ich selbst aus ihren Streitigkeiten und entgegengesetzten Meynungen Nutzen ziehe. Sie dienen dazu, die Sachen so deutlich und klar zu machen, daß es mir leichter wird, den besten Entschluß darnach zu wählen. Sie werden sie leicht kennen, ohne daß ich sie zu nennen brauche.

Er fuhr dann fort, das Gemählde dieser drey Minister so zu zeichnen, wie man hier sehen wird. Ich werde so ehrlich seyn, nichts an den Ausdrücken, selbst in dem was mich betrifft, zu ändern. — Mit mir machte Er den Anfang. „Es beschweren sich „manche — sagte Heinrich — und manchmal ich „selbst, daß er rauh, ungedultig und zum Widersprechen geneigt ist. Man beschuldigt ihn, er habe einen

„un-

„unruhigen Geist, habe hohe Begriffe von seinen Meynungen und Handlungen, und sehr geringschätzige „von andern, er wolle sein Vermögen vergrössern, „und trachte nach Gut und Ehrenstellen. Wiewol „mir nun ein Theil dieser Fehler an ihm wohl bekannt „ist, und ich daher bisweilen genöthigt bin, ihm den „Zaum kurz zu halten, wenn ich übler Laune bin, und „er verdrüßlich und durch seine Einfälle hingerissen „wird; so höre ich darum doch nicht auf, ihn zu lieben, ihm vieles zu gut zu halten, ihn hoch zu schätzen, und mich seiner gut und mit Vortheil zu bedienen. Ich erkenne, daß er mir selbst mit aufrichtiger „Liebe zugethan und ihm an meinem Leben gelegen ist, „daß er mein und meines Reichs Ruhm, Ehre und „Größe leidenschaftlich wünscht. Ich weiß auch, daß „kein Arges in seinem Herzen wohnt, daß er ein „reger an Auskunftsmitteln fruchtbarer Geist ist, und „mit meinem Gute wohl haushält; er ist ein sehr arbeitsamer und fleißiger Mann, der sich bemüht, von „allem Kenntniß zu erlangen, und sich zu jeder Art „von Kriegs- und Friedensgeschäften geschickt zu machen. Er spricht gut und schreibt in einem Stil, der „mir gefällt, weil er den Stempel des Soldaten und „Staatsmanns zugleich trägt. Kurz ich muß Ihnen „gestehen, daß ich bey allen seinen Wunderlichkeiten „und Uebereilungen niemand finde, der mich so kräftig in allen meinen Verdrüßlichkeiten zu trösten vermöchte, als gerade er.“ —

Ich will mich hier weder über den Tadel noch über das Lob in diesen Worten aufhalten. Zugegeben, — wie man, denke ich, redlicher Weise thun muß — daß wahrscheinlich bey mir zu beydem Grund vorhanden ist; besteht alles, was ein rechtschaffener Mann dabey zu thun hat, darinn, daß er beydes zu im-

immer mehrerer Berichtigung seines Herzens und seiner Sitten zu benutzen sucht.

„Der zweyte — fuhr Heinrich fort (indem Er „von dem Kanzler von Sillery sprach) ist geduldiger „und gefälliger Gemüthsart, gar wundersam geschmeidig, gewandt und anschlägig in seinem ganzen Benehmen. Er hat einen sehr guten Kopf und ist ziemlich „in Wissenschaften und Geschäfften aller Art von seinem Fach geübt, selbst in den Andern nicht Fremdling. Er spricht ziemlich gut, deducirt und versinnlicht eine Sache sehr deutlich; ist nicht der Mann „zu schwarzen Bosheiten; ist jedoch nicht frey von einer großen Liebe zu Gütern und Ehrenstellen, und „bereit sich zu allem zu bequemen, um sie zu erlangen. „Er ist nie ohne Neuigkeiten und Zuträger; nicht dazu gestimmt, seine Person oder seine Güter leicht „für einen andern zu wagen. Da seine Tugenden „und Fehler sich so unter einander aufheben, so wird „es mir leicht, von den ersten nützlichen Gebrauch zu „machen, und mich gegen die Nachtheile der andern „zu verwahren.“ 22)

„Was den Dritten betrifft — fuhr der König fort „(indem Er auf Villeroy kam) so hat er eine starke „Uebung in Geschäfften, und eine vollständige Kenntniß von denen zu seiner Zeit vorgefallenen. Er wurde darinn schon von seiner frühsten Jugend an gebraucht, mehr als die beyden andern. Er hält genaue Ordnung in der Verwaltung seiner Stelle, und „in Vertheilung der Aussertigungen, die durch seine Hände gehen. Er hat eine großmüthige Denkungsart, „ist rein von Geitz, und zeigt sein Talent zum Staatsmann durch seine Verschwiegenheit und seine große „Behutsamkeit, wenn er öffentlich redet. 23) Indessen „kann er nicht vertragen, daß man seinen Meynungen

gen

„gen widerspricht; er glaubt, sie müssen jedem statt „Gründe dienen. Sie laufen darauf hinaus, daß man „zum Temporisiren Gedult haben und auf fremde Feh„ler rechnen müsse; wobey ich mich indeß doch ein paar„mal recht gut befunden habe.

Diese Reden des Königs waren an Personen vom ersten Rang gerichtet, welchen es, glaube ich, im Herzen nicht an Lust fehlte, darauf zu antworten. Doch sagte keiner ein Wort, und da der König einige Augenblicke darauf meinen Sekretär gewahr worden war, ließ Er ihm meine Papiere versiegelt zurückgeben, die er mir dann brachte.

Ehe ich diese allgemeine Finanzangelegenheiten verlasse, muß ich noch nachholen, was von diesem Artikel für dieß Jahr besonderes vorkömmt. Denis Feydeau und seine Compagnie hatten sich den Generalpacht der Trankfsteuer gerichtlich zusprechen lassen, indem sie die vorhergehenden Pächter mit zweymalhunderttausend Livres aufs Jahr überbot. Ich sah voraus, was auch richtig eintraf, daß Feydeau sein Geld nicht würde herausbringen können. In der That reichte er Sr. Maj. eine Bittschrift ein, worinn er um Nachlaß dieser zweymalhunderttausend Livres nachsuchte. Ich fand, daß diese Pächter im Grund nichts litten, was sie nicht wohl verdient hätten, da weder ein unvorhergesehener Unfall noch irgend Etwas anderes darzwischen gekommen war, das ihnen hätte nachtheilig seyn können. Es ärgerte mich auch, daß die Unvernunft dieser Neulinge uns um Pächter gebracht hatte, welche sehr gute — und uns andere dafür gegeben hatte, welche sehr schlimme Zähler waren. Ich vermochte indeß doch Se. Majestät, ihnen diesen Nachlaß als Gratial zu bewilligen, ohne welchen man einem Banquerot und der Verlegenheit ausgesetzt gewesen wäre, die Trankfsteuer abermals

zu versteigern. Nur war meine Meinung, daß dieser Abzug erst zum 10ten Jenner 1610 oder wenigstens zum ersten October des jetzt laufenden Jahrs eintreten sollte, damit Se. Maj. nicht auf einmal viermalhunderttausend Franken dadurch verloren. Ich ließ Ferrand, erstem Huissier der Rechnungs-Cammer von Paris, den Proceß machen. Man nahm ihm alle seine Stellen und Commissionen, die er bey dieser Kammer hatte, Se. Maj. selbst begnadigte damit, noch vor dem Richterspruch, den la Fond, von dem schon in diesen Denkwürdigkeiten die Rede war. Er war bereits Intendant, und der König dachte seine Treue auch noch dadurch belohnen zu müssen, daß er ihm alle seine Meublen in der Conciergerie schenkte. Der Herr Graf von Soissons und die anderen Officiers von der Leibwache des Königs reichten ebenfalls gegen den Schatzmeister Pajot eine Bittschrift ein, die an mich verwiesen wurde. Pujet, ein anderer Cassier bey der Schatzkammer, hatte im vorigen Jahr auf Befehl und unter Garantie Sr. Majestät eine günstige Erklärung für Placin, seinen ehemaligen Commis, ausgestellt, welche bey mir niedergelegt worden war. Der König schrieb mir jetzt: ich solle diese Versicherung Pujet erfüllen, wie Er sich dazu verbindlich gemacht hätte, auf den Fall, daß er derselben benöthigt wäre, wenn der Proceß dieser beyden nicht beygelegt werden könnte.

Der König ließ, nachdem er mein Gutachten darüber erfordert hatte, dem Mortier-Choisy ein Decret ausfertigen, vermöge dessen er von seinem Pachtrest gegen funfzigtausend Livres freygesprochen wurde, die zur Hälfte baar, das andere in sechs Monaten zu bezahlen waren. Er ließ Zamet die Quittungen von fünftausend Thalern am Werth über die beyden Reststellen in der Normandie zustellen, nebst den nöthigen Ausfertigungen, um eben-

ebenfalls die Bezahlung von neun und vierzigtausend neunhundert und einigen Livres zu erhalten, welche er ihm im vorigen Jahr gegen eine gleiche Summe, die er Ihm vorstreckte, auf die zween Sols sechs Deniers vom Scheffel Salz angewiesen hatte. Heinrich ließ auch noch an Montigny zwölftausend, an Escures sechstausend, und verschiedenen Pensionarien von Bourgogne durch Herrn le Grand 2400 Livres, auch dem Präsidenten Tamboneau seine Pension für das letzte Jahr bezahlen. Ich nehme diese kleinen Umstände aus eigenhändigen Briefen Sr. Majestät, die ich besitze.

Ich erhielt auch einige von der Königin. In einem derselben war die Rede von gewissen Gerechtsamen, die ihr überlassen worden waren, und deren sie sich nun in Ansehung der Ländereyen der Königin Margarethe begiebt, welche ein Befreyungsdecret darauf hatte. Nach einem andern sollte die Frau de Consine zwanzigtausend Thaler bekommen, welche ihr der König aus Gefälligkeit für die Königin auf die wiederhergestellte Präsidenten in den Finanzbänken angewiesen hatte. Die Leonore hatte, wegen dem Interesse das sie dabey hatte, ihre Sachen so gut gemacht, daß die Gelder, wie mir die Königin sagte, erhoben werden konnten. Die Summen, wenigstens die beträchtlichsten, welche ich auf die persönlichen Ausgaben Heinrichs verwendete, sind zwey und zwanzigtausend Pistolen, die er am 18. Jenner von mir verlangte, und im Spiel verlohren hatte, hunderttausend und wieder ein und funfzigtausend Livres, die er ebenfalls vom Spiel her dem Portugiesen Eduard Fernandes schuldig war. Er schrieb mir: ich solle diese letzten ein und funfzigtausend von den sechzig tausenden nehmen, welche ihm von der Stelle eines General-Advocaten zu Rouen einkämen. Nach dem

Tod des Marguerite, dessen Erben Er die übrigen neuntausend in Betrachtung der guten Dienste überließ, welche ihm ihr Vater bey diesem Parlement geleistet hatte, gab Er die Stelle an des - Yveteaux einen Anverwandten des Verstorbenen. Wieder tausend Pistolen zum Spiel; Heinrich nahm anfangs nur fünfhundert davon, schickte aber nachher Beringhen um die andern fünfhundert zu Etwas andern abzuholen. Ich brachte ihm noch tausend andere ebenfalls zum Spiel, indem ich mit dem Canzler nach Fontainebleau zu ihm ging, wo er am Ende der Osterfeyertage purgirte. Es betraf eine Depesche, welche Preaux von Jeannin brachte. Da Er ernstlichere Ueberlegungen über die Ausschweifungen anstellte, worein Ihn die Spielsucht stürze, so suchte Er sich zu bessern und versprach mir verschiedenemal sich wenigstens zu mäßigen. Gleichen Aufwand setzte er für sein Bauwesen fort. Er brauchte Zamet (24) zu Versendungen nach Fontainebleau, um darauf Acht zu haben, wenn er selbst nicht dahin gehen konnte. Ich finde auch noch eine Quittung von Marcade für viertausend siebenhundert drey und vierzig Livres, für eilfhundert und sechszehn Perlen, womit Heinrich seine Tochter von Vendome beschenkt hatte, dreytausend für Fräulein des - Essarts, auch drey tausend für Saubion, seinen Domestiken.

Ich bekam den Auftrag mit dem Canzler Commissarien zu ernennen, um mit denen des Herzogs von Lothringen die Gränzberichtigung des Gebiets von Mez zu Stand zu bringen, worüber täglich neue Streitigkeiten entstanden. Ich schickte den Controleur vom Fortificationswesen mit einer Summe Gelds nach Calais, um den Schaden ausbessern zu lassen, welche das Meer an den Dünen von Risban gemacht hatte. Ich erhielt Nachricht davon durch Vice Admiral de Vic,

wel-

welcher sehr wünschte, daß man noch einen größern Aufwand für diese Stadt machen möchte, und in diesem Geist mehrere Projecte, sowohl zu ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit angab, als auch um die Ueberschwemmungen zu verhindern, denen diese Stadt und Gegend ausgesetzt ist.

Es wurde keine nützlichere Verordnung erlassen, als die, welche gegen betrügerische Banquerutmacher erschien. Sie besagt: daß diese als Räuber und öffentliche Betrüger mit dem Tod bestraft, daß alle von ihnen an ihre Kinder, Erben, Freunde und falsche Gläubiger gemachte Schenkungen, Cessionen, Verkaufe und Uebertragungen für null und nüchtig erklärt und solche Geschenknehmer, Cessionare und Käufer als Mitschuldige der Banquerutmacher bestraft werden sollten, wenn für den Richter auch nur ein geringer Schein vorhanden wäre, daß jene Handlungen zum Schaden der wahren Gläubiger unternommen worden seyen. Es wird darinn, bey gleicher Strafe der Mitschuld, verboten dem, welcher Banquerut macht, oder seinen Bürgen, Factoren und Commissarien Aufenthalt zu verstatten, irgend welche von ihren Meublen, Papieren und Effecten zu verheimlichen und endlich ihnen in irgend Etwas fortzuhelfen. Allen wird erlaubt, ohne Decret oder besondere Erlaubniß die Banquerotirenden fest zu setzen, ohnerachtet aller entgegen stehender Verordnungen und Gewohnheiten. Endlich wird den wahren Gläubigern derselben verboten, irgend einen Accord, Contract oder andern Vergleich mit ihnen oder ihren Unterhändlern zu schließen, bey Strafe ihre Schuld zu verlieren und selbst nach Befinden der Umstände peinlich verfolgt zu werden. Der Weg der gerichtlichen Klage ist der einzige, den man ihnen offen läßt. Dies ist ohngefähr alles,

 was

was man meines Erachtens thun kann, um die Handlung und die öffentliche Ruhe zu sichern, welche bey einem so gemein gewordnen Mißbrauch gleich stark interessirt sind. Zu diesem Edict kam noch ein anderes gegen den Zweykampf, um das ich mir schon lange viele Mühe gegeben hatte. Da der Staatsrath in dieser Absicht in der erste Galerie zu Fontainebleau ausserordentlich versammelt war, verlangten Se. Majestät, um diese Sache gründlicher behandeln zu können, daß man dabey von dem Ursprung, den Gewohnheiten und den verschiedenen üblichen Formen des Zweykampfs referiren möchte. Seine Räthe gaben ihm eben keinen Anlaß, ihnen über ihre Gelehrsamkeit Complimente zu machen. Alle verstummten. Ich machte es wie die andern, aber so, daß der König leicht gewahr wurde, daß ich bloß seines Befehls bedürfe, um zu reden. Er wendete sich zu mir und sagte: Zeugmeister, ihre Miene läßt mich schließen, daß sie mehr davon wissen, als sie von sich ausgeben. Ich bitte sie und befehle ihnen zugleich ausdrücklich, uns zu sagen, was sie davon wissen und denken. Ich zierte mich noch Wohlstands halber; da aber von neuem in mich gedrungen wurde, hielte ich eine Rede, die ich hier nicht beybringen will, weil man nichts darinn finden würde, als was ich oben schon über diese Materie gesagt habe.

Ich trug Sorge, das Edict gegen die Zweykämpfe sogleich in meine Befehlshaberschaft zu schicken und es daselbst sehr genau beobachten zu lassen. (25)

Wir wollen zu diesen Regierungsangelegenheiten noch die Erzählung von einigen Hofintriken hinzusetzen. Als der König auf die oben gedachte Nachrichten von den Factionen in einigen Provinzen Jemand dahin schicken wollte, so schlug er mir den N. vor.

Die-

Dieser Mensch soll weder die Freude noch den Verdruß haben, sich hier genannt zu sehen. Die Wahl war ganz nicht nach meinem Geschmack, indem ich wohl wußte, daß sein persönlicher Haß ihn verleiten würde, Leuten Verbrechen anzudichten, an die sie nicht gedacht hatten. Ich sagte dem König: wenn er ihn von seiner Seite dahin schicken wollte, so würde ich Niemand von der Meinigen dahin schicken, weil ich nichts mit einem solchen Gehülfen zu thun haben wollte.

N. um diese Hofnung gebracht, beschloß, sich jedes Mittels zu bedienen, um seine Empfindlichkeit gegen mich zu befriedigen, und erbot sich gegen diejenige am Hofe, die er als meine Feinde kannte, zum Werkzeug ihrer Entwürfe. So redete er eines Tags den Marquis de Coeuvres an, dem er, indem er sich Verschwiegenheit über eine Eröffnung ausbedung, welche sein Eifer allein ihm machen heiße, versicherte: daß ich unter dem Vorwand einiger Geschäfte ins Parlement gegangen sey, um aus der Registratur den Legitimationsbrief für den Herrn von Vendome wegzunehmen, den man dahin gebracht hatte, um ihn von dem Parlement bestätigen zu lassen. De Coeuvres ging ohnverzüglich hin, um dies der Person zu hinterbringen, die am meisten dabey interessirt war, und Herr von Vendome ging den Augenblick zum König um sich darüber zu beschweren.

Dieser fragte ihn, woher er diese Nachricht habe? Allein ohne ihm den Angeber zu nennen, verbürgte man ihm die Wahrheit der Sache, so daß der König nicht weiter daran zweifeln konnte. Er fragte mich am andern Tage, so bald ich mich ihm näherte: was ich im Parlement zu thun gehabt habe? Ich antwortete, wie es denn auch wahr war: ich habe aus den

Parlementsregistern Abschrift von einigen Stücken zu nehmen gehabt, deren ich benöthigt gewesen sey. Betrift Etwas davon meinen Sohn Vendome, sagte Heinrich. Nein, Sire, antwortete ich und warum Herrn von Vendome? setzte ich hinzu, betreten über die Miene, womit er mit mir sprach. Ich weiß wohl, warum, versetzte er frostig. Einige andere eben so wenig deutliche Worte, welche dem König entschlüpften, machten mir begreiflich, daß er etwas auf dem Herzen haben müsse. Ich bat ihn, es mir zu sagen; was er auch that, und bald überzeugt wurde, daß die Verleumdung hier ihr gewöhnliches Spiel treibe.

An eben dem Tage Nachmittags, als der König bey der Gräfin von Moret war, kam ein kleiner Junge dahin, der dem ersten Bedienten, dem er begegnete, ein Paquet gab. Frau von Moret, der man es brachte, fand ein Billet darinn, worinn man ihr in Ansehung ihrer Kinder dieselbe Nachricht ertheilte, die man dem Herrn de Vendome gegeben hatte. Sie fing an zu weinen, und da der König sie um die Ursache ihrer Thränen fragte, gab sie ihm das Billet zu lesen. Heinrich wollte den kleinen Knaben selbst hören; er war aber nicht mehr zu finden. Madam, sagte er zur Frau von Moret mit einer tiefdenkenden und etwas düstern Mine. Es ist hier viel Bosheit auf einer oder der andern Seite. Man fing an über die ganze Sache Untersuchungen anzustellen. Der kleine Knabe wurde leicht entdeckt und durch ihn errieth der König bald den N. Denn nachdem er fruchtlos versucht hatte de Coeuvres dahin zu bringen, daß er ihn ihm nennen sollte, nannte er ihn ihm selbst, und in der Bestürzung darüber, konnte dieser es nicht leugnen, gab aber sogleich diesen Menschen Nachricht von dem, was vorgefallen war. Da dieser sah, daß die Sache eine ernsthafte Wendung

nahm,

nahm, warf er sich Villeroy zu Füßen, mit der Bitte ihm gegen mich beyzustehen. Villeroy fand so viel Gefahr dabey, wenigstens es öffentlich zu thun, daß er es ihm nicht zusagte. Er begnügte sich, da sich eine günstige Gelegenheit dazu darbot, im Gespräch einige für N. günstige Reden hinzuwerfen, welche der König auf eine Art aufnahm, die ihn seine Gefälligkeit sehr bereuen ließ.

Heinrich hatte kürzlich noch zween andere Streiche von N. entdeckt, welche ihn des Mangels an Respect gegen Se Majestät selbst schuldig machten; Erstlich, daß N. die Unverschämtheit gehabt hatte, öffentlich einen Liebeshandel Heinrichs mit einem gewissen Mädgen fälschlich auszusprengen, und die Bosheit, die Königen davon zu benachrichtigen; Zweytens, daß er den Jesuiten, Pater Gonthier, angestiftet hatte, jene heftige Art von Canzelvorträgen fortzusetzen, welche ihm schon einmal einige Händel zugezogen hatten. Er versicherte ihn nehmlich, daß eine gewisse Predigt von ihm, die er ihm nannte, und die just eine der hitzigsten war, allgemein von den Herrn am Hofe, namentlich den Marschallen von Brissac und Ornano bewundert und gelobt worden sey; (26) wobey N. das Unglück hatte, daß diese beyden Herren, welche bey dem Verweis zugegen waren, welchen der König dem Pater gab, denjenigen Lügen beschuldigten, der sich erdreistet hatte, ihnen Bewunderung einer so unverschämten Rede anzudichten.

Alles dieß hatte Heinrich so sehr gegen den Betrüger aufgebracht, daß, als ich am folgenden Tag zu ihm kam, um mir Genugthuung von ihm zu erbitten, er zu mir sagte: ich habe nun nur zu viel Licht in der Sache, es ist die boshafte Seele, der N., welcher alles dies erdichtet hat; aber, sowahr ich sie liebe, ich

will ihn vom Hof verbannen. Der Befehl dazu wurde auch würklich sogleich gegeben. Die Sache machte ganz das Aufsehen, das man sich vorstellen kann, und ich gestehe, daß sie mich zehen ganzer Tage in Verlegenheit setzte.

Dies ist aber noch nichts gegen das Aufsehen, welches die Sache des Herrn Prinzen von Conde machte. Die Vermählung dieses Prinzen mit Fräulein von Montmorency, welche zu Anfang dieses Jahrs vollzogen worden war, brachte am Hof die Gerüchte von Galanterie zwischen dem König und der Prinzeßin so gar nicht zum Schweigen, daß diese dadurch vielmehr erst recht in Bewegung kamen; wie ich immer voraus vermutet hatte. Zweytausend Thaler, welche der König dem Fräulein zum Brautkleid gegeben hatte und für achtzehentausend Livres Juwelen, welche für sie durch Frau von Angouleme von dem Goldschmid Messier auf der Wechselbank gekauft wurden, wovon das Certificat vom 29sten May bekannt war, eine Menge anderer Gnadenbezeigungen und Geschenke, welche dem Prinzen von Conde in Rücksicht auf diese Verbindung gemacht wurden, schienen hinreichende Beweise von dem Verständnisse; wiewohl in der That nichts von diesem allem unwiderleglich war. Da ich aber eben so wenig auf der andern Seite ausschweifen will, wie die Schmeichler dieses Prinzen thaten, welche sich öffentlich zu behaupten bemühten, daß es nicht bloß aus Rücksicht auf die junge Prinzessin geschehe, so halte ich mich an das, wes ich bereits von meinen Gesinnungen hierüber geäußert habe. Dies hält das Mittel zwischen beyden Behauptungen; wenige blieben dabey stehen.

Die Königin und der Prinz von Conde, welche diese Sache näher anging, erhitzt durch alle die Reden, die man ihnen unaufhörlich zuflüsterte, hatten bald

bald den ganzen Hof in Aufruhr gebracht. Alle meine Bemühungen blieben bey der würklich ganz wütenden Königin fruchtlos. Und was den Prinzen betraf, so blieb er nicht dabey stehen, öffentliche Beweise von seiner Unzufriedenheit zu geben. Er ging sogleich damals schon mit dem unvorsichtigen Schritt um, den man ihn bald darauf thun sah.

Die erste Nachricht davon erhielt Heinrich durch ein Billet zu Fontainebleau, wohin er sich begeben hatte, um seine Ostern daselbst zu halten. Er schickte es mir sogleich nach Paris, wo ich zurückgeblieben war. Es enthielt folgendes. Der Prinz von Conde sey nach seiner Abreise von Fontainebleau nach den Feyertagen, von seinem Arzte begleitet, nach Paris gekommen, und habe bey einem spanischen Pensionair übernachtet. Die ganze Nacht habe man, unter heftigen Bewegungen auf Seiten des Prinzen mit Berathschlagungen zugebracht, ob er sich nicht jetzt sogleich nach Spanien entfernen sollte. Sein Wirth habe ihn aber durch Vorstellungen der Folgen noch davon abgehalten; Am folgenden Tag habe man dem Herrn Prinzen in eben das Haus einen Beutel mit tausend Doublonen gebracht mit dem Versprechen, ihm in kurzem den Rest von dem nachzubezahlen, was er sich wahrscheinlich schon durch Vermittlung des Arztes hatte versprechen lassen. Denn diesen beschuldigte man, daß er die ganze Unterhandlung leite, daß er schon daran gearbeitet hätte, die Verbindung des Prinzen zu trennen, und ihn Fräulein von Mayenne heirathen zu lassen; daß er mit einem andern genuesischen Arzt in Verbindung stehe, welcher bey Don Juan gewesen und seit sechs Wochen zu den Grafen Spinola nach Haag gegangen sey, von wo er bis nach England gehen solle. Dies stimmte mit einem andern Billet überein, welches Beringhen

hen erhalten hatte: daß der Herr Prinz Briefe von dem König von England an den Staaten der Niederlande erhalten hatte. Alle diese Nachrichten, welche man Sr. Majestät sehr geheim zu halten bat, vermochten Ihn doch nicht, den Prinzen eines so großen Versehens fähig zu halten. Heinrich kam zu Anfang des Junius nach Paris, von wo er nach einigen Tagen nach Fontainebleau zurückging. Der Prinz folgte ihm dahin nach. Es ist wahr, nach den Reden, die er dort öffentlich führte, hätte man glauben sollen, daß er nur dahin gehe, um Sr. Majestät zu trotzen. Mein Freund, schrieb mir Heinrich vom 12. Junius, der Prinz ist hier und spielt den Teufel. Sie würden sich ärgern und schämen, wenn sie hörten, was er alles von mir sagt. Endlich läuft meine Geduld zu Ende und ich werde ernstlich mit ihm reden. Um ihn zu bestrafen, befahl mir der König, seine Pension vom April zurück zu behalten, und seinen Einkaufer und alle seine Gläubiger abzuweisen, welche, da sie die Freygebigkeit des Königs gegen den Prinzen aus Gelegenheit seiner Vermählung wußten, sich an mich als den Austheiler derselben, wendeten. Wenn man ihn nicht durch dieß Mittel im Zaum halten kann, fuhr der König fort, so wird man zu einem andern greifen müssen; denn es ist schändlich zu hören, was er sagt. Wir werden mit einander davon sprechen, wenn sie bey mir seyn werden. (27).

Der Prinz ersah nun mich, um mir seine Unzufriedenheit zu eröffnen; in welcher Eigenschaft? wüßte ich selbst nicht recht anzugeben. Denn wenn ich mir schmeicheln konnte, daß ihm mein Rath nicht ganz gleichgültig sey, so mußte ich auf der andern Seite vermuthen, daß er bey den Versicherungen von Ergebenheit, welche man einem Mann von seinem Rang selbst dann macht,

macht, wenn man in dem Gespräch mit ihm die Kühnheit hat, ihm nicht recht zu geben, einen Vorwand suchte, um in der Folge mit einiger Wahrscheinlichkeit vorgeben zu können, daß ich mich seinem Vorhaben, aus dem Reiche zu entweichen, widersetzt habe. Dies nöthigt mich von der Unterhaltung Rechenschaft zu geben, die wir mit einander hatten, als er einst Mitwochs Nachmittags zu mir kam, da er wußte, daß ich nicht ins Conseil ging.

Er kam in mein Kabinet und trug in seinem Gesicht alle Spuren der heftigsten Gemüthsbewegung. Es befremdete mich gar nicht, daß er ohne weitere Vorrede mit mir von den Ursachen zu reden anfing, welche er hatte, sich über das Benehmen des Königs gegen ihn zu beschweren. Ich antwortete ihm dadurch, daß ich ihm die gewissermaßen unendliche Verbindlichkeiten vorstellte, welche sein ganzes Haus überhaupt und er insbesondere gegen Se. Majestät habe; Verbindlichkeiten, welche es verdienten, daß er ihnen nicht nur einen bloßen Verdacht und eine vielleicht auf bloßen Einbildungen gegründete Empfindlichkeit, sondern auch selbst eine ganz gerechte Unzufriedenheit aufopfern sollte. Da dem Prinzen diese Gründe nicht recht eingehen wollten, so unterhielt er mich von ich weiß nicht wie vielen Anschlägen, welche Heinrich gegen ihn gefaßt haben sollte; welches ich nur für Würkung der Unruhe und eines zu weit getriebenen Mißtrauens ansah. Ich hoffte sie zu zerstreuen, indem ich ihm auf eine Art, die er unmöglich für nicht aufrichtig halten konnte, vorstellte, daß der König, weit entfernt von jedem Gedanken einer Gewaltthätigkeit gegen ihn sich nur darum erinnere, daß er von gleichem Rang mit Ihm sey, um mit den Gesinnungen seiner natürlichen Güte gegen Jedermann noch die der Freundschaft und einer vorzüg-

lichen

lichen Auszeichnung gegen den Prinzen zu verbinden. Ich erinnre mich sehr wohl, daß ich, statt ihm aus Gefälligkeit zuzugeben, Heinrich könne einen Unschuldigen unterdrücken (Worte die mir in der That oft genug wiederholt wurden), ihm bloß sagte: die Strafbarsten seyen gewöhnlich diejenige, welche die Unschuld am öfftesten im Munde führten; dessen unerachtet könne man nicht unterlassen, sie zu züchtigen. Der Prinz, der nach diesem auf der Hut gegen mich hätte seyn sollen, stand nicht weiter an, mir zu erklären, daß er entschlossen sey Frankreich zu verlassen. Der Gedanke kam mir nicht, eine so unvorsichtige Rede für etwas anders anzusehen, als für die Wirkung eines verwundeten Herzens und wenn ich sie mit Festigkeit aufnahm, so geschah dies darum, weil ich der Meynung war: bey solchen Gelegenheiten müsse Festigkeit den Rath begleiten, den man giebt. Ich sagte ihm: ich könne nicht glauben daß er fähig seyn sollte, bis auf diesen Punkt an seinem König, seinem Vaterlande, seiner Ehre und seiner Pflicht untreu zu werden. Das Reich und selbst der Hof seyen der einzige Aufenthalt für Prinzen vom Geblüt; sonst überall müsse ihr Glanz sich verdunkeln; sie würden so gar für strafbar gehalten, wenn sie sich zu lang und an irgend einem andern Ort, ohne Erlaubniß von Sr. Majestät, zu verweilen bemühten. Als der Prinz darauf versetzt hatte, daß ein solcher Zwang weder seinem Stand noch seiner Geburt anständig sey, so erwiederte ich ihn eben so bestimmt darauf: die Staats-Gesetze verbinden die Prinzen und Brüder des Königs so sehr, und vielleicht noch strenger, als den geringsten Unterthan. Ich bewies es ihm durch Beyspiele aus der Geschichte Ludwigs XI. des verstorbenen Herrn Herzogs von Anjou und Heinrichs selbst. Das war nun freylich nicht der Ton, welchen der Prinz von mir

zu

zu hören gewünscht hatte. Ich wurde gewahr, daß er nun mit Hülfe einiger Milderungen sich meiner Meinung zu nähern suchte, und Nichts zeugte mir besser, als eine so plötzliche Veränderung, daß in seinem Herzen derjenige Entschluß fest sey, von dem er durch seine letzte Reden, ganz entfernt zu seyn, mir hatte beweisen wollen. Ich zweifelte um so weniger daran, da ich erfuhr, der Prinz habe beym Weggehen von mir ganz besänftigt geschienen, er habe selbst bey der Königinn sich beklagt, daß man das Gerücht verbreite, er gehe darauf um, den Hof zu verlassen, und diese Dame versichert, er hätte nie einen Gedanken daran gehabt, mit den Ausdrücken, er sey mit Sr. Majestät ziemlich zufrieden. Da er eben dieß öffentlich in denselben Worten sagte, so wollte ich es keinen Augenblick anstehen lassen, mich zu dem König zu verfügen, und diesen zu versichern (nachdem ich ihm getreulich alles erzählt hatte was zwischen dem Herrn Prinzen und mir vorgefallen war) daß derselbe in acht Tagen nicht mehr in Frankreich anzutreffen seyn werde. Es fehlte wenig, daß mich Heinrich nicht als einen albernen Menschen behandelte. Es sey eben so wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, sagte Er, daß er im Ausland ohne den Zuschuß, den er aus Seiner Hand empfange, als Prinz leben könnte, als daß er alles was ihm zuständig sey, mit sich fortnehmen könne, ohne daß man es sehen und aufs leichteste verhindern könnte. Dazu setzten Sr. Majestät noch, was der Prinz der Königinn gesagt hatte. Was Sie mir sagen mögen, Sire, antwortete ich, kann mich nicht anderer Meinung machen. Ich werde immer mehr darinn bestärkt. Sie ärgern sich über mich; allein die Zeit und die Sache selbst werden Ihnen zeigen, daß ich recht habe. Ich sehe viele Personen, setzte ich hinzu, welche mit in diesem Verständ-

ständ-

ständniß sind, und Sie betrügen, wiewohl sie Ihnen die größte Verbindlichkeiten haben. Allein dies darf Niemand befremden, da Sie selbst sich betrügen helfen. „Sie nennen mir Niemand, sagte der König, ich sehe aber wohl, wen sie meinen". Er begriff wohl, daß ich ihm von den Domestiken der Königin reden wollte. Weder der König noch ich waren die Einzigen, welche sahen, daß die Cabale hier einen großen Streich ausführe. Denn sie verbreitete nicht nur, wie gewiß, tausend erdichtete Dinge auf Rechnung des Königs und der Prinzessin von Conde. (Dies wäre nur gewöhnliche Bosheit gewesen). Aber was man nicht wohl charakterisiren kann, ist die abscheuliche Kunst, womit diese Leute ihre Betrügereyen dazu anzuwenden wußten, um den König der Königin durchaus gehäßig zu machen, und diese Dame dahin zu bringen, daß sie sich in der Bestimmung ihres Betragens ganz ihnen überließ. Daher alle diese Complotte, wo man es ohne ihr Vorwissen wagte, sich ihres Namens zu bedienen; daher alle die Beweggründe von tausend neuen dringenden Bitten, die gedachte Crönungsceremonie nicht länger aufzuschieben. Es vergingen nur vier Tage nach dieser Unterredung mit dem König bis zu der Entweichung der Prinzen. Am 29sten August (25) um Eilf Uhr Abends als ich mich so eben niedergelegt hatte, sah ich Praslin in mein Schlafzimmer kommen, der mir sagte: der König verlange mich und ich solle sogleich kommen. Wie, Vetter, was will denn der König? antwortete ich ihm in der ersten Bewegung, und ohne ihm zur Erklärung Zeit zu lassen: par dieu; Er will mich doch noch zu Tod quälen; ich kann nicht leben und nicht schlafen vor Ihm. Ich muß, fuhr ich ungedultig fort, indem ich glaubte, diese Reise wäre eine von denen, deren ich mich durch gute Gründe überheben könnte, ich

muß

muß Morgen früh um 3 Uhr aus den Federn, um Briefe und Rechnungen durchzusehen, welche ich erhalten habe, und darauf Antwort zu ertheilen; ich muß Verzeichnisse über alles aussetzen, was ich den Tag zu thun habe, was im Staatsrath vorgenommen werden soll, was ich dem König zu sagen habe und was meine Commis, meine Sekretärs und alle, welche unter mir stehen, thun sollen. Urtheilen sie, ob ich Zeit zu verlieren habe und ob ich, wenn ich ins Louvre gehe, woher ich bey aller Eilfertigkeit vor 2. bis 3. Uhr nicht wieder zu Hause seyn kann, dieß alles vor 8. Uhr früh, da ich mich in Staats-Rath begeben muß, verrichten kann. Den ganzen Rest des Tags aber ist gar nicht an Cabinetsarbeit zu denken. Er geht ganz auf Audienz für Jedermann, und auf Sprechen mit den Rechnungsführern und andern Beamten, die mit mir zu thun haben. — Das sehe ich alles wohl, sagte Praslin zu mir, und dem König selbst ist es nicht unbekannt. Er hat ganz laut vor der Gesellschaft gesagt: ich würde Sie in Zorn bringen, wo ich so ausser der Zeit käme, da dieß die einzigen Augenblicke seyen, die ihnen übrig bleiben, Cörper und Geist ruhen zu lassen. Da ist aber nun einmal nicht zu helfen, Herr Feldzeugmeister, sie müssen kommen; denn es ist wegen einer Sache, die Ihn sehr beunruhigt und von welcher Er überzeugt ist, daß wenn irgend noch zu helfen seyn mag, Sie allein es vermögen. Der bewußte Mann ist, (wie sie es wohl voraus gesagt hatten, sagte der König) auf und davon, und hat was das schlimmste ist, selbst die Damen aufgepackt und mit sich davon geführt. O ho! ists das, sagte ich, warum man mich verlangt? Warlich, da wird es was zum ärgern geben. Denn ich sehe wohl, daß wir nicht alle einerley Meinung seyn werden; ich weiß wohl, daß Mars und Venus in gutem

Vernehmen mit einander stehen. Indessen wenn wir durch den erstern glücklichen Erfolg haben wollen, muß doch die andere weichen, und dieß kann uns einen guten Grund geben, die Sache zu beschleunigen; also frisch auf, Vetter.

Ich komme ins Louvre und finde den König, im Zimmer der Königin mit hängendem Haupte und die Hände auf dem Rücken zusammen gelegt umhergehen. Nebst der Königin waren noch anwesend die Herrn von Sillery, von Villeroy, von Gevres, von la Force, la Varenne und einige andere, die an den Wänden herum lehnten, und zwar so weit auseinander, daß sie nicht einmal mit einander flüstern konnten. Nun, sagte Heinrich und ergrif mich bey der Hand, so bald er mich hereintreten sah, „unser Mann ist fort, und hat alles mit genommen; was sagen Sie dazu? Ich sage, Sire, antwortete ich, daß mich das nicht befremdet. Seit er im Zeughaus mit mir gesprochen hatte, habe ich mich dieser Entweichung täglich versehen, welche Sie wohl hätten verhindern können, wenn Sie mir hätten glauben wollen. Dachte ichs doch, daß ich das von Ihnen würde hören müssen, antwortete Er mir; aber man muß nicht von vergangenen Dingen reden, denen man damit nicht abhelfen kann. Denken wir bloß auf die Zukunft, und sehen, was jezt zu thun ist! Sagen sie mir zuerst ihre Meinung davon; denn ich habe noch keine Seele darum befragt. — Sire, erwiederte ich, ich bin noch nicht hinlänglich von allen Umständen der Sache unterrichtet, und habe noch nicht so darüber nachgedacht, wie sie es verdient. Ich bitte Sie, lassen Sie michs beschlafen. Morgen will ich dann wieder zu Ihnen kommen und Ihnen ein brauchbares Gutachten zu geben versuchen, statt daß ich, wenn Sie jezt in mich dringen wollten,

Ihnen

Ihnen nichts kluges sagen würde; denn mein Verstand geht nicht so schnell. — Nein, unterbrachen mich Se. Majestät, just umgekehrt; ich kenne Sie besser, sagen Sie mir also, was Sie davon halten. Sire, ich weiß wahrhaftig nichts, sagte ich abermals; und zuverläßig, wenn Sie so sehr in mich setzen, wird nichts taugliches heraus kommen. Haben Sie also die Gnade mich bis auf morgen zu entschuldigen. — Durchaus nicht, versetzte Heinrich, ich will, Sie sollen jetzt sogleich reden; Was soll ich thun? — Nichts! antwortete ich ihm, da ich nicht weiter ausweichen konnte. —

Wie! Nichts? rief er aus; dies ist kein Rath. Verzeihen sie, Sire, antwortete ich; Es ist einer, und zwar einer der besten, die Sie befolgen können. Es giebt Krankheiten, welche eher Ruhe als Arzney-Mittel erfordern; und diese, denke ich, ist von dieser Art. All' das Vernünfteln da kommt jetzt zur Unzeit, beharrte Heinrich mit gleicher Ungeduld; Gründe brauche ich jetzt, und was haben sie für welche?" — Keine gute, sagte ich, wenn sie ihren Wünschen entgegen sind; es scheint mir jedoch, daß die Sache von selbst spricht, und verlangt, daß man einige Aufklärung abwarte, ehe man etwas unternimmt, damit Sie darnach einen guten Entschluß fassen können. Indessen finde ich, daß es zweckmäßig wäre, von der Sache so wenig, als möglich zu reden, und zu thun, als sey sie von gar keiner Bedeutung, und beunruhige Sie auf keinerley Art. Ich unterstützte diese Meinung mit einer Bemerkung, welche mir passend schien: daß nemlich der gute oder schlechte Empfang des Prinzen bey den Spaniern vielleicht von dem starken oder schwachen Eindruck abhangen werde, welche seine Entweichung auf den König gemacht hätte. Es sey nicht unmöglich, daß sie den Prinzen mit Verachtung empfangen werden, um sich den Aufwand zu ersparen, den er

 ihnen

ihnen sonst verursachen müßte, besonders, wenn man ihnen dabey noch einigen Argwohn beybringen könnte, daß dieser Schritt des Prinzen von Conde vielleicht blos ein abgeredter Handel zwischen Sr. Majestät und ihm sey. Was? sagte der König mit Kopfschütteln, ich sollte also leiden, daß ein kleiner benachbarter Fürst wider meinen Willen den ersten Prinzen von Geblüt an sich ziehe und sollte ihn nicht meine Empfindlichkeit darüber fühlen lassen? Ein schöner Rath; daraus wird nichts: Ich will: Praslin (26.) soll in einigen Tagen abreisen, um meine Absicht zu erklären. — Ich hatte es Ihnen ja gesagt, Sire, erwiederte ich, daß nichts gescheides heraus kommen würde, da Sie mir nicht Zeit genug gelassen haben, es zu überlegen. Es steigt mir ein anderer Gedanke auf, welcher dem, was Sie thun wollen, nichts schaden wird. Ich kann ihn aber Ihnen erst in zween Tagen sagen, und bin versichert, daß Sie besser damit zufrieden seyn werden, als mit meinem ersten Vorschlag. Der König bewilligte es, und sagte zu mir, indem er mich umarmte: gehen Sie, legen Sie sich nieder und schlafen Sie bis 6. Uhr. Denn ich will lieber, daß der Staatsrath und meine gewöhnlichen Geschäfte Morgen ausgesetzt bleiben, als daß Ihre Gesundheit darunter leide.

Ich betrog mich nicht in meiner Erwartung, daß die andere Eröffnung, welche ich Sr. Majestät in Ansehung der Entweichung des Prinzen nach Flandern zu machen hatte, mehr nach Seinem Geschmack seyn würde. Er kam 3. Tage darauf in Zeughaus, um mich darnach zu fragen. Wir waren eine Stunde in mein Cabinet verschlossen. Allein ich darf nichts von dem entdecken, was darinn unter uns vorgieng. Der König sagte beym Weggehen ganz laut:

Adjeu, mein Freund, kommen Sie nicht, vollenden Sie meine Geschäfte, und hauptsächlich arbeiten Sie an der Ausführung der Eröffnung, welche sie mir gemacht haben. Denn ich finde sie weit besser, als den Rath, den sie mir auf dem Zimmer meiner Gemahlin im Louvre gaben.

Der Prinz glaubte seinen Schritt rechtfertigen zu müssen, indem er einige Tage darauf einen Brief an den König schrieb (27.) Er richtete zu gleicher Zeit einen zweyten weit umständlichern und durchdachtern an Herrn De Thou, worinn er unter andern vorgab: ich seye die Ursache seiner Entweichung aus Frankreich. Er mag seine eigene Bosheit anklagen, sagte der König, und die vielen andern, welche ihm gerathen haben, und nicht Sie. Sie sollen ihm einen derben Brief schreiben, worin Sie ihm alles vorstellen, was vorgegangen ist, und mit dem seinem Stand, nicht seiner Person, gebührenden Respect, die Wahrheit ganz sagen, welchem Elend er sich unausbleiblich aussetze, wenn er nicht zu seiner Pflicht zurückkehrt. — Ich gehe also nach Haus, Sire, antwortete ich Ihm; (denn wir waren damals bey dem Herrn Connetable) um das Concept davon zu machen, und Ihnen her zubringen. Nein, Nein! sagten Sr. Majestät, Sie sollen jezt gleich hier schreiben; ich will Ihnen Dinte und Papier geben lassen. — Aber Sire, versetzte ich darauf, der Brief ist von Wichtigkeit und verdient wohl, daß man mit Bedacht dabey zu Werke geht und wohl prüft, ehe man ihn abgehen läßt. Denn auf einer Seite muß er Sie befriedigen, auf der andern dem Stand des Prinzen und dem Meinigen angemessen seyn. Niemand weder in Frankreich noch im Auslande noch Er selbst, von dem Sie wohl sehen, daß er nur Gelegenheit sucht, mich anzuschuldigen und zu beschim-

schimpfen, muß eine Veranlassung dazu darinn finden können. Ich habe nicht so viel Geisteskraft, um dies alles so gut in solcher Eile zu thun. — Ich hatte gut reden; ich mußte diese Antwort auf der Stelle schreiben in Gegenwart Sr. Majestät und an einem Ende der Tafel, an welcher wir gesessen hatten. Der König war sehr zufrieden mit der Art womit ich mich gegen den Prinzen erklärt hatte. Folgendes ist das Hauptsächlichste daraus.

Ich beklagte mich im Eingang gegen den Prinzen. Da ich in dem Wahn gestanden hätte: er achte mich hinlänglich, um bey seinem Besuch keine andere Absicht zu haben, als mich um Rath zu fragen; so nöthige er mich gegenwärtig zu dem Verdacht, daß er nur gekommen sey, um mich zu überraschen. Uebrigens wisse er besser, als irgend Jemand, daß er mir diese Schlinge vergeblich gelegt hätte. Bey dieser Gelegenheit legte ich, weniger für ihn, als für das Publikum, alles weitläuftig dar, was bey unserer Unterredung im Zeughaus vorgefallen war; wie man dies so eben gesehen hat. Hierauf sagte ich ihm ohne viele Schonung: Da ich troß aller seiner Verstellung in sein Vorhaben eingedrungen sey, habe ich dem König sogleich davon benachrichtigt, der ihm wohl die Ausführung hätten vereiteln sollen, wenn er mir geglaubt hätte oder nicht so gut und nachsichtsvoll gewesen wäre. Wegen dieses Raths, den ich Sr. Majestät gegen ihn gegeben hatte, entschuldigte ich mich blos damit, daß das Beste des Staats und sein eigenes, wenn er nur ein wenig darüber nachdenken wolle, ihn gefordert habe. Dies führte mich dann darauf, ihm die Folgen eines so wenig überlegten Schritts vor Augen zu stellen. Was könne er von den Erzherzogen und den Spaniern erwarten, welche ihn als ein un-

unnütze Last für sie betrachten, durch trotzige Behandlung seines Unglücks spotten und sich innerlich noch freuen würden? Ich ließ die Stimme der Ehre, der Tugend, der Geburt und der Pflicht sich gegen einen Fehler erheben, um dessen Verzeihung aufs bäldeste anzusuchen, ich ihn ermahnte. Ich verband mit dem Bitten das Erbieten meiner Dienstleistung, welche ihm meinen Eyfer und meine Ergebenheit gegen seine Person beweisen sollte.

Man wird ohne Mühe zugeben, daß diese Sprache etwas stark in dem Munde eines Manns gewesen wäre, der, wenn er sich einige Connivenz hätte zu schulden kommen lassen, durch ein einziges Wort dagegen von einer Person, wie der erste Prinz vom Geblüt, hätte niedergeschmettert werden können. Ich gieng noch weiter. Damit man auch nicht einmal sagen könnte: ich habe den Innhalt des an De Thou geschriebenen Briefs zu berühren vermieden, setzte ich noch gegen den Prinzen hinzu, daß zu meinem großen Verdruß die Höflichkeiten, Lobsprüche und Danksagungen, womit er mich im Zeughaus überhäuft hätte, sehr übel durch die Nothwendigkeit vergolten werden würden, worein sein Brief mich versetze, die Wahrheit auf eine Art bekannt zu machen, welche er vielleicht nicht wohl mit dem ihm schuldigen Respect zu vereinigen wissen dürfte. Er müßte mir innerlich alle verdiente Gerechtigkeit wiederfahren lassen, erführe aber jezt, daß der erste Schritt, den ein Mann aus seiner Pflicht thue, ihn auch nach einer nothwendigen Folge allen Gesetzen der Aufrichtigkeit untreu mache. Endlich, was auch seine Absicht dabey seyn möge, daß er so die Schuld auf mich zu schieben suche, hätte ich es mir jederzeit zum Ruhm und zur Ehre angerechnet, von den Feinden des Königs und des Staats, so be-

behandelt zu werden, und ich bitte den Himmel, dem Prinzen einen Entschluß einzugeben, welcher vergessen machen könnte, daß sein Fehltritt ihm mit Recht diese beyden Namen zugezogen habe. Dieser Brief (28) wurde public und blieb ohne Replic, was selbst bey meinen Feinden die Beschuldigungen des Prinzen entkräftete.

Es fiel eine Streitigkeit zwischen Villeroy und de Fresne wegen den Briefen vor (29), welche der König zween Tage nach der Entfernung des Prinzen in alle Provinzen schreiben ließ, um daselbst seine Absichten in Ansehung dieses Vorfalls bekannt zu machen. Villeroy machte einen Aufsatz davon, nach welchem sich alle Staats-Sekretäre richten sollten. De Fresne fand, daß die Ausdrücke desselben der Majestät dessen, dem sieeigentlich in den Mund gelegt wurden, nicht sehr angemessen seyen; und dieß war auch wahr. Da er mit Grund der Wahrheit dafür galt, eine eben so gute Feder zu führen, als sein College, so fürchtete er ausgepfiffen zu werden, wenn er diesen Brief als von seiner eigenen Hand geschrieben, an alle die abschickte, mit welchen ihn sein Amt in Verbindung setzte. Er kam zu mir und entdeckte mir seine Verlegenheit, mit der Bitte, ihn daraus zu reißen.

Von den Angelegenheiten des Protestantischen Religionstheils habe ich nichts zu sagen, außer daß er sich glücklich gegen die Verläumdungen behauptete, die man fortfuhr gegen ihn zu erfinden, und durch Nachrichten und Reden aller Art selbst bis vor den König zu bringen. Der König erhielt einen Brief, datirt vom 15. Julius, angeblich von Rochelle geschrieben, von einer nachgemachten Hand, und mit der falschen Unterschrift: Emanuel de la Faye. Man ertheilte darinn die Nachricht, daß in einer zu Saint

Mairent gehaltenen Versammlung der Prediger von Blois, Viguier, ein Buch unter dem Titel: Le théatre de l'AntiChrist, haben überreichen lassen. So ärgerlich und im höchsten Grad zügellos dieß sey, habe man in dieser Versammlung doch beschlossen es drucken zu lassen, wenn es erst der Akademie von Saumur vorgelegt worden seyn würde. Es sey wirklich jetzt unter der Presse (30), unerachtet der ausdrücklichen Verbote Sr Majestät.

Dieser Brief (31) ist voll von so vielen Kleinlichkeiten, und die Leidenschaft leuchtet so klar daraus hervor, daß man mir es Dank wissen wird, daß ich ihn hier weglasse. Wem schmeichelte sich z. B. der Verfasser einzubilden, daß die Rocheller ihre Stadt befestigten, indem sie einer nahen Belagerung entgegen sähen, und daß eine Protestanten-Versammlung zu Marseille gehalten worden sey, um den König zu einer Zusammenberufung der Stände des Reichs zu nöthigen? Du Plessis war der, welchem man hauptsächlich diese Complots Schuld gab, die alle durchaus falsch waren, außer dem Murren über die Salzsteuer in Mirabelais und Loudunois; woran jedoch nur eine äußerst geringe Anzahl der Protestanten Antheil hatte. Was du Plessis betrifft, so war er der erste, der dem König Nachricht davon gab; und ich hielt mich verbunden, so sehr er sich auch bisher feindlich gegen mich bewiesen hatte, ein Zeugniß für seine Unschuld abzulegen, als ich dem König, der in mich drang, zu Zerstörung dieser vorgeblichen Entwürfe der Reformirten eine Reise nach Poitou zu machen, zeigte: die wahren Feinde Sr Majestät suchten sich verborgen zu halten, indem sie diesen Namen Personen gäben, die ihn nicht verdienten. Du Plessis dankte mir in einem langen Brief, der eine förmliche Rechtfertigung gegen alle Hauptpunkte der Beschuldigung enthält.

Folgende Nachricht, die ich durch einen Ehrenritter erhielt, scheint besser durch Umstände unterstützt, und eher Aufmerksamkeit zu verdienen. In einer der Straßen von la Fleche, die Vierwindstraße genannt, nahe bey dem Gasthofe gleiches Namens hielt sich seit einigen Monaten ein gewisser Medor, von Avranches gebürtig, bey einer Wittwe, Johanne Huberson, auf, welche an Schüler von gutem Haus, deren Hofmeister dieser Medor war, Zimmer vermiethete. Eine Nichte von dieser Wittwe, ungefehr sechs und zwanzig Jahr alt, Namens Rahel Renaud, die bey ihrer Muhme wohnte, nebst einem Vetter, der ebenfalls Huberson hieß, kam einst in das Studierzimmer Medors, und fand ein Buch, das ihre Neugier erregte. Es war durchaus vergoldet, prächtig gebunden, mit blau und rothen Bändern, einen Fuß groß. Nachdem sie es aufgemacht hatte, sah sie, daß dieß Buch, das nur bis zur Hälfte vollgeschrieben war, und zwar halb mit Tinte, halb mit Blut, eine Menge Signaturen, meistens mit Blut geschrieben, enthielt, unter denen sie, ihrer Bestürzung unerachtet, die Namen Medor, einen andern, Noyer, aus einem Dorf in der Gegend von Paris bey Villeroy, und einen du Cros aus der Gegend von Billon in Auvergne, welcher ehmals im Dienst des Herzogs von Mercoeur gewesen war, deutlich unterschied und erkannte. Sie kannte diese zween Menschen, weil sie oft zu ihrem Miethsmann kamen.

Beym Herausgehn aus diesem Cabinet, als sie dieses Buch ihrer Muhme bringen wollte, begegnete ihr Medor, der es ihr aus den Händen riß, und sie zornig fragte, was sie damit machen wolle? worauf sie unbefangen antwortete: sie habe es so artig gefunden, daß sie es ihrer Tante habe zeigen wollen. Sie

fragte

fragte ihn, was denn die Blutzeichen bedeuten, die sie darinn gesehen hätte? Medor befürchtete, sie möchte den Vorwitz so weit getrieben haben, die Schrift darinn zu suchen, nach welcher alle diese Unterschriften waren, und die eine Verbindung von Verschwornen gegen die Person des Königs enthielt, und sagte ihr: es sey ein Eid, welchen eine Menge eifriger Katholiken der Religion wegen ablegten, dem Papst stets getreu zu verbleiben. Dies hielt jedoch das Mädchen nicht ab, ihrer Muhme und ihrem Vetter davon zu sagen, dem einzigen im Haus, welcher reformirter Religion war, und diese Entdeckung so wichtig fand, daß er das Mädchen nach allem ausfragte, was sie gesehen hatte, und es dann der Person, die mir Nachricht davon gab, mit allen nöthigen Erläuterungen entdeckte (32).

Das Buch war unverzüglich aus Medors Zimmer weg, und, wie Huberson und das Mädchen glaubten, zu du Cros geschafft worden, der, ihrer Nachweisung nach bey einem gewissen Dreuillet außer den Ringmauern der Stadt vor dem Thor St. Germain zur Rechten wohnte, wo man es aufsuchen könnte, falls es nöthig seyn sollte. Dieser Dreuillet hatte ebenfalls mehrere junge Leute von Stand bey sich in Pension, vorzüglich aus Bretagne, weil er ebenfalls im Dienst des Herzogs von Mercoeur gewesen war. Du Cros war die Seele dieser ganzen Cabale. Eine Congregation bey den Jesuiten, worinn er eine der Hauptstellen einnahm, und oft öffentliche Reden zu halten hatte, gab ihm alle mögliche Bequemlichkeiten an die Hand, um eine große Anzahl von Personen in seine schwarze Entwürfe zu ziehen. Dadurch waren Medor und Noyer mit ihm bekannt geworden.

Zu diesen Aufklärungen kamen noch alle diejenigen, die ich selbst auftreiben konnte, indem ich es für dienlich hielt, sogleich am andern Tag nach dem Empfang dieses Billets, am 19. Oktober eine sichre Person mit dem Befehl abzuschicken, der Sache auf den Grund zu gehen. Allein obschon nichts entdeckt wurde, das die Sache nicht bestätigt hätte, und obschon das Mädchen sich erbot, ihre Aussage vor jedermann, selbst vor Sr Majestät, zu erhärten, war doch der Credit und die Geschicklichkeit derer, welche diese Anklage interessirte, groß genug, um eine Sache in Stillschweigen zu verhüllen, welche sicher hätte untersucht werden müssen. Die häuslichen Uneinigkeiten und einheimischen Verständnisse waren die zwo Geiseln, die Heinrich bis auf seinen letzten Athemzug verfolgten, nachdem er sich von der Plage des Kriegs befreyt hatte.—

Der Graf von Auvergne war noch immer in seinem Gefängniß in der Bastille. Er ließ bey Sr Majestät um Erlaubniß ansuchen, wegen einer Unpäßlichkeit eine Luftveränderung vorzunehmen, und ward in dem Pavillon am Wasser gebracht, am Ende des Zeughausgartens. Allein man gab ihm die ganze Zeit, die er da zubrachte, Wache; er erhielt auch ein andermal die Erlaubniß, den Herren von Chateaumorand zu sprechen.

Die Gesundheit Heinrichs wurde in diesem Jahr nur durch einige leichte Anfälle von Podagra unterbrochen. Er brauchte keine Brunnenkur, weil das Wasser nichts taugte. Der Dauphin und alle königlichen Kinder genossen ebenfalls einer guten Gesundheit. Heinrich hielt sich nicht weniger als gewöhnlich zu Fontainebleau auf. Er brachte den ganzen Herbst daselbst zu, nach einer Reise von einigen Tagen im August nach Monceaux, und kam wie gewöhnlich zu Anfang des Winters nach Paris zurück.

Sieben und zwanzigstes Buch.

1609.

Was ich von diesem Jahr noch beyzubringen habe, betrifft die auswärtige Angelegenheiten, die ich mit den Niederländischen anfangen werde. Der König ließ den vereinigten Provinzen im April abermals eine Summe von dreymal hunderttausend Livres auszahlen. Preaux ging ab, um den Staaten die angenehme Nachricht von diesem Geschenk zu überbringen, und brachte mir den Befehl Sr Majestät, diese Summe nach Dieppe bringen zu lassen, wo sie auf ein Schiff der Republik geladen werden sollte. Heinrich glaubte diese letzte Belohnung der Achtung schuldig zu seyn, welche ihm der Staatsrath der vereinigten Provinzen dadurch bewiesen hatte, daß er Ihm die Hauptrolle bey der Ausgleichung mit Spanien zutheilte. Denn in diesem Jahr endlich wurde dieser so lang erwartete Stillstand geschlossen (1), welcher so durchgängig allgemeiner Wunsch war, daß diejenigen, welche sich anfangs am meisten abgeneigt bezeugt hatten, und der Prinz von Oranien selbst endlich die Hände dazu bieten mußten.

Ich will den darüber zu Haag, dem gewöhnlichen Konferenzort, ausgefertigen Traktat nicht hier anführen, sondern schränke mich auf den ein, welcher die Vermittlung der beyden Könige von Frankreich und England, als Gewährsmänner der Vollziehung zum Gegenstand hat. Er ist ebenfalls zu Haag abgeschlossen, und

und datirt vom 17. Jun. 1609. in Gegenwart des Herrn Peter Jeannin, Ritters, Freyherrn von Changy und Montreu, Sr allerchristlichsten Majestät Staatsraths und außerordentlichen Gesandten bey den Herren Staaten, und des Herrn Elias de la Place, Ritters, Herrn auf Russi, Wickgraf von Machaut, ebenfalls Mitglieds von ermeldtem Rath Sr Majestät, wirklichen Kammerherrn und ordentlichen Gesandten, beyde im Namen und auf höchsten Auftrag des allerhöchsten, großmächtigsten und fürtreflichsten Fürsten, Heinrichs des Vierten ꝛc. Dann folgen darinn die Namen der zween Minister Sr Britanischen Majestät, in denselben Eigenschaften eines außerordentlichen und ordentlichen Gesandten, und hierauf die der Räthe und Minister der verschiedenen niederländischen Provinzen, mit wechselseitiger Verpflichtung binnen zween Monaten die respektive Ratifikation vorliegenden Traktats beyzubringen.

Die Vermittlung und Garantie werden darinn folgendermaßen ausgedrückt: Demnach beyde Majestäten ungeachtet aller angewandten Bemühung einen wahren, festen, dauerhaften Frieden zwischen beyden kriegführenden Mächten herzustellen, zu diesem christlichen Zweck nicht hätten gelangen können, so hätten Höchstdieselbe sich auf den Vorschlag eines vieljährigen Waffenstillstands beschränkt, worüber aber neue Schwierigkeiten sich hervorgethan hätten, welche wahrscheinlich das ganze Vorhaben umgestoßen haben würden, wenn nicht Ihre Majestäten zum Besten der Parteyen und zu gänzlicher Sicherstellung der Herrn Staaten sich zu dessen Versicherung und Garantie verstanden hätten. In Gemäßheit dessen nun versprechen und verbinden sie sich, mit gesammter Macht den vereinigten Provinzen beyzuspringen, nicht nur im Fall

Spanien

Spanien den Waffenstillstand brechen, sondern auch wenn ihre indische Handlung von Sr katholischen Majestät, den Erzherzogen, deren Bestallten oder Unterthanen gehemmt oder auch nur beunruhigt werden sollte. Dies solle sich sowohl auf diejenige, welche die Staaten mit in diese Handlung aufnehmen würden, als auf das Land, wo sie solche treiben wollten, erstrecken; jedoch unter der Bedingung, daß die Republik sich nicht herausnehme, selbst in Ansehung der Wirklichkeit der ihr zugefügten Beschädigungen zu entscheiden, sondern sich in Ansehung dessen an den Ausspruch beyder Majestäten in einem gemeinschaftlichen Rath halte, worinn sie eine Stimme haben sollte. Uebrigens, im Fall sich die Untersuchung zu sehr in die Länge zöge, bleibe ihr unbenommen, Maaßregeln zur Sicherstellung ihrer Unterthanen zu ergreifen. Dem zu Folge erneuten und bestätigten die kontrahirenden Theile die besondern vorjährigen Verträge, vom 23. Jenner zwischen Frankreich und den vereinigten Provinzen, und vom 26. Jun. zwischen England und eben denselben, so, daß für den Waffenstillstand dieselbe Verabredungen, Versprechungen und Verpflichtungen gelten sollten, welche diese Verträge für die Zeit des Friedens festsetzten, den man damals seinem Schluß nahe glaubte. Zur Dankbarkeit für diese Garantie beyder vermittelnden Könige und der Hülfsleistungen, welche sie von Höchstdenenselben erhalten hätten, machten sich die Generalstaaten verbindlich, in den zwölf Jahren des Stillstandes keinen Vertrag noch einige Uebereinkunft mit den Erzherzogen anders als mit Vorwissen und Gutheißung Ihrer Majestät zu schließen, welche Ihrer Seits versprächen, sich in kein Bündniß einzulassen, das der Freiheit und Erhaltung Ihrer Freunde und Alliirten — denn diese Namen

gaben hier diese Fürsten den Staaten — zum Nachtheil gereichen könnte.

Um dem König von Spanien nicht mißfällig zu werden, hatten die Erzherzoge nicht darein willigen wollen, daß in dem Vertrag über den Waffenstillstand zugleich von einer Versicherung der indischen Handlung für die Holländer die Rede seyn sollte. Unerachtet alles Drängens von diesen letztern, hatten sie von Seiten Sr katholischen Majestät bloß widerruflich versprochen, sie solche treiben zu lassen. Da sich nun die Republik gegen eine neue Wortbrüchigkeit der Spanier sicher zu stellen suchte, so hatte sie diesen Punkt wenigstens in dem Vermittlungsvertrag der Könige von Frankreich und England zu einem ausdrücklichen Artikel gemacht. Da der Krieg zwischen Spanien und Flandern nun doch einmal zu Ende gehen sollte, so sah es Heinrich nicht ungern, daß er wenigstens doch auf diese Art beendigt wurde.

Eine Verbindlichkeit, die ich bey dieser Gelegenheit mehr noch diesem Herrn als dem Staatsrath der vereinigten Provinzen zu danken hatte, darf ich hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie betrifft meine Neffen Epinoy. Der König, welcher oft geruht hatte, sich von mir von dem Unrecht erzählen zu lassen, welches diesen Kindern durch den Grafen und die Gräfin von Ligne zugefügt wurde, und der ihnen seit der Zeit, daß sie zu mir nach Frankreich gebracht worden waren, Beweise seiner Gnade, wovon ich schon oben gesprochen zu haben glaube, gegeben hatte, wollte nun auch etwas mehr für sie thun. Jeannin (2) erhielt Befehl, mit dem Erzherzog von dieser Sache zu reden, um ihn dahin zu bringen, daß er das Gesuch meiner Neffen günstig anhören und dann ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen möchte, die ihnen gebührte.

bührte. Er, oder Caumartin, überreichte sogar diesem Fürsten eine schriftliche von mir aufgesetzte Darstellung der Rechte des Hauses Epinoy auf die Erbfolge in dem Hause Melun. Die Antwort, welche der Erzherzog dem König 1601 bey dieser Gelegenheit gab, ließ mich alles hoffen. In der That beschleunigte er auch, so bald er den Antheil sah, welchen der König daran nahm, die Sache so sehr, daß mein Neffe Epinoy (3), welcher durch den Tod seines Bruders jetzt einziger Erbe war, zu Folge einer durch den Erzherzog getroffenen provisorischen Verfügung sogleich die Wiedereinsetzung in einen großen Theil der seinem Vater vom Fiscus weggenommenen Güter erhielt. Dieser Vergleich, welcher durch die Vermittlung des Königs und des Erzherzogs eine sehr wichtige Urkunde wurde, war in der Folge das Hauptbeweisstück, dessen sich die Fürstin von Ligne (4) bediente, um ihre Behauptung zu unterstützen, daß alle Güter aus dieser Erbschaft, so fern sie deren nicht entsetzt sey, ihr zugestanden worden seyen.

Ich verfiel auf ein Auskunftsmittel, dieser ganzen Schikane ein Ende zu machen. Es bestand darinn, daß der niederländische Staatsrath in den Waffenstillstandstraktat einen Artikel einrücken sollte, kraft dessen diese Frage ganz zum Vortheil des jungen Epinoy entschieden würde; was ich sogleich, auf das erste Ansuchen, das ich unter der Hand darum thun ließ, leicht erhielt. Dieser Artikel besagt: daß auf die Weigerung der Frau Fürstin von Ligne gegen den Staatsrath der vereinigten Provinzen, die von ihr mit Unrecht besessene Güter des Hauses Epinoy herauszugeben, zween Schiedsrichter von Seiten Sr allerchristlichsten Majestät, und eben so viele von Seiten der Erzherzoge ernannt werden, und bis nächstkünftigen

Johannistag zu Vervins zusammentreten sollten, um über diese Frage endlich und für immer abzuurtheilen. Im Fall, daß die Stimmen getheilt seyn würden, sollten sie sich über einen zu ernennenden Oberrichter vergleichen, und, könnten sie in Ansehung der Person nicht einig werden, so sollten Se allerchristlichste Majestät dieses oberste schiedsrichterliche Amt versehen, dessen Spruche sodann die Fürstin von Ligne und alle andre respektive Erben gehalten seyn sollten, sich zu unterwerfen, so wie ihrer Seits die Erzherzoge — von denen diese Güter zu Lehn gehen — die Vollziehung des Spruchs zuzulassen. Indessen sollten die Güter des Hauses Wassenard, und alle andre dem Prinzen von Epinoy in den vereinigten Provinzen, ihm provisorisch wieder eingeräumt werden.

Die Fürstin von Ligne setzte alles in Bewegung, um die Entscheidung zu vereiteln, und da ihr diese letztere Klausel alle Hoffnung abschnitt, führte sie endlich noch den vorgedachten Vergleich für sich an. Sie suchte in dem Vorgeben Schutz, daß derjenige Theil der ihr abgefoderten Güter, welcher in der Provinz Holland liege, mit beträchtlichen Auflagen belastet worden sey, worüber sie Vergütung und Gegenrechnung verlange. Als sie sich endlich im Gedränge sah, schien sie nachgiebiger zu werden, und fieng an, blos noch auf der Bitte zu bestehen, daß man die Sache auf jede andre Art, nur nicht durch ein strenges Gericht beendigen möchte. Sie ließ verschiedene Wege vorschlagen, besonders da sie merkte, daß ihr Neffe geneigt sey, die Ausgleichung selbst mit Aufopferung einiger seiner Gerechtsame, zu erkaufen. Der Erzherzog schien mit ihr bey allen Mitteln einverstanden, die man ersann, mich zum Nachgeben zu bringen. Denn mich betrachtete man bey dieser Gelegenheit als den eigentlichen

Wider-

Widerpart. Es wurde vorgeschlagen, meinen Neffen mit der zwoten Tochter der Frau Fürstin zu vermählen, welche noch zu vergeben war. Dies Auskunftsmittel war nicht übel ausgesonnen, wenn nur die Mutter eine billige Frau gewesen wäre. Allein sie wollte dieser Tochter nicht einmal so viel zur Mitgabe geben, als sie ihrer ältern Schwester gegeben hatte. Ich ließ ihr durch Preaux sagen, daß sie zu wählen habe, ob sie dem Epinoy entweder fünf und zwanzigtausend Livres Renten zur Ausstattung ihrer Tochter abtreten, oder sich genöthigt sehen wolle, ihm seine Güter wieder herauszugeben. Es war bey diesem Erbieten Verlust, und selbst beträchtlicher Verlust; dannoch schlug sie es trotzig aus. Der Rest des Jahrs verstrich unter Mittheilung und Verwerfung von Vorschlägen, welche zu nichts führten.

Es war abermals nöthig, daß sich der König darein mischte. Er hatte auch wirklich die Gnade dies zu thun, indem er am 19. Oktober an den Erzherzog schrieb, und sich über das Benehmen der Fürstin von Ligne und den wenigen Ernst beschwerte, den man zeige, den Artikel des Traktats in Betreff des Prinzen von Epinoy zur Vollziehung zu bringen. Der König machte dem Erzherzog in Ansehung des Vergleichs, auf den sich die Frau Fürstin vorzüglich stützte, die Bemerkung: außer dem, daß sich gegen eine in einem zwischen Souverains geschlossenen Vertrag gegebene Entscheidung nichts aufbringen lasse, sey auch sein Staatsrath, in Gemäßheit der Gesetze seines Reichs, der Meynung, daß das Ansehen des Königs, der einen Vertrag vermittle, demjenigen seiner Unterthanen, der sich dadurch verkürzt finde, nicht entgegen stehe, sein Recht zu reklamiren. Er bittet ihn, sich hierüber vortragen zu lassen, was Berny und Preaux davon zu

sagen hätten, denen Er aufgetragen habe, ihm die Sache umständlicher darzustellen. Nach einer wiederholten Vorbitte für Epinoy sagt er endlich für den Gehorsam und die Treue dieses neuen Lehnmanns gut. Er gesteht ihm in dem Brief, Epinoy würde gern den Frieden und die Einigkeit mit seiner Tante durch Aufgebung eines leidlichen Theils von seinem Vermögen erkaufen; allein Er selbst sey der erste gewesen, ihm davon abzurathen, so lange sie nicht mehr Mäßigung in ihren Forderungen zeigen würde. Dieser ganze Brief ist nicht wie von einem Könige, sondern wie von einem Freunde geschrieben, und beynahe in allen, welche Villeroy und Jeannin auf seinen Befehl an den Staatsrath der vereinigten Provinzen schrieben, machte die Sache Epinoys einen besondern Artikel aus. Ich meiner Seits fuhr fort, stark in sie zu dringen, besonders in Briefen an Preaux, welcher mir bey ihnen Dienste that, die ich ihm nicht unbelohnt zu lassen versprach.

Der Herzog von Bouillon erhielt das Naturalisations-Patent für seine zu Sedan gebohrne Kinder. Der König bemerkte nicht, daß Bouillon in dieser Urkunde, so wie in der deswegen bey der Rechenbank eingereichten Bittschrift die Eigenschaft eines souverainen Herrn von Sedan angenommen hatte, und ließ keine Einwendung dagegen durch seinen Oberfiskal machen. Nachher aber holte Er dieß nach, indem Er durch diesen Fiskal, Hieronymus l'Huillier, ein Instrument darüber verlangen ließ, daß die königliche Einwilligung in die Bittschrift des Herzogs von Bouillon und das Stillschweigen zu dem angenommenen Titel nicht zum Nachtheil der königlichen Gerechtsame sollten angezogen werden können, falls sich einst durch Schriften, Urkunden oder andre Beweisführen aus

dem

dem Archiv oder den Registraturen darthun ließe, daß Sedan ein ehemaliges Lehen von dem mit der Krone vereinigten Mouson wäre. Dies Instrument vom 11. April befindet sich in der Registratur der Rechnungskammer.

Der Abgeordnete des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg wurde mit einer Anfoderung für seinen Herrn von 7000 Thalern an mich gewiesen, mit dem Befehl von Sr Majestät, solche in Rücksicht auf die Unbeträchtlichkeit der Summe ohne weiters zu bezahlen. Ein an rer Grund, den ich mir hinzudachte, war die feine Behandlung, wodurch Heinrich die deutschen Fürsten nach und nach immer mehr auf seine Seite zu ziehen suchte. Ich leistete gleichergestalt dem Herrn Herzog von Savoyen einige Dienste, welche mir ein Schreiben von diesem Herrn und eine Danksagung von Herrn von Jacop, seinem Gesandten erwarb. Diese Willfährigkeit, zusammengehalten mit den Besuchen, die man mich dem Savoyischen Gesandten machen sah, schien den Feinden, die ich am Hof hatte, ein hinreichender Grund, dem König die Furcht beyzubringen: der Herzog von Savoyen möchte aus mir machen, was er aus dem Marschall von Biron gemacht hatte. Heinrich hütete sich wohl, ihnen zu sagen, daß er alle meine Schritte wisse und gutheiße. Er dankte ihnen vielmehr, überschrieb mir alle ihre Reden, und befahl mir, Ihm das nächstemal die letztern Briefe mitzubringen, die ich aus Turin erhalten hätte.

In diesem Jahr wurde auch wieder eine Unternehmung auf die Stadt Genf versucht, wobey der oftgedachte du Terrail (6) der Anführer war. Sie lief aber so übel für ihn ab, daß er dabey gefangen genommen und ohne Umstände enthauptet wurde. Er

war ein Mann von viel Kopf und Muth, aber voll Ehrsucht und Laster. Der König sah es daher auch nicht ungern, daß ihm die schleunige Justiz zuvorgekommen war. Auf die erste Nachricht von der Gefangennehmung du Terrails wurde Er mit Vorbitten für ihn bestürmt. Allein die Nachricht von seinem Tod folgte so schnell darauf, daß er nicht lange in der Verlegenheit darüber blieb. „Eine gute Botschaft, — sagte Er zu mir — das war ein gefährlicher Mensch. Seit ich sah, daß er nachließ, Sie zu besuchen und Ihnen anzuhängen, wie sonst, und seit wir beyde von dem Balcon der Galerie herab ihn jenen Menschen tödten sahen (7); gab ich alle Hoffnung von ihm auf."

Der außerordentliche Gesandte des Herzogs von Florenz, den der Herzog (8) nach dem Ableben seines Vaters zur Obedienzleistung an den Papst geschickt hatte, machte — auf Befehl seines Herrn oder vielleicht aus Unachtsamkeit — dem Spanischen Gesandten die erste Visite eher als dem unsrigen. Kaum hatte es Heinrich erfahren, als er darauf bedacht war, sich Genugthuung dafür zu verschaffen. Er machte den Anfang hiezu damit, daß er einen erst kürzlich auf die Vorstellungen des Ritters Guidi gegebenen Befehl zurücknahm, welcher die Ausbezahlung einer dem Großherzog noch schuldigen Summe von hunderttausend Livres betraf. Der Agent dieses Fürsten, Giovanini, welcher alle Folgen dieses Handels voraussah, versammelte seine Freunde und Anhänger, um mit ihnen zu verabreden, wie es anzufangen seyn möchte, daß die Genugthuung, die wir zu fodern berechtigt waren, sich wenigstens nur auf den Herzog von Florenz einschränken und nicht zugleich eine Art von Beschimpfung für Spanien selbst werden möchte. Da

ich für den Mann galt, der unter allen Gliedern des Staatsraths am meisten fähig wäre, dem König einen festen, kühnen Entschluß beyzubringen, so beschlossen sie, daß Giovanini zu mir gehen und sein Möglichstes thun sollte, um mich auf gelindere Gesinnungen zu bringen.

Es war eine Kleinigkeit für mich, ihm auf sein Anhalten zu versprechen, daß ich bey dieser Gelegenheit nichts weder thun noch reden würde, als zu Vollziehung der königlichen Befehle. Ich wußte, daß Heinrich in dergleichen Dingen eben nicht nöthig hatte, zu Behauptung seiner Rechte angetrieben zu werden, und Giovanini war nicht weniger davon überzeugt als ich. Ich bezeugte ihm jedoch, daß es mich sehr befremde, wie ein so kleiner Fürst, der erst seit kurzem in den Rang der Herzoge erhoben worden sey, sich darein habe einlassen mögen, den Rang zwischen den Königen von Frankreich und Spanien auszumachen. Giovanini nahm diese Reden auf, wie jeder Gesandte bey solchen Gelegenheiten. Um mir zu beweisen, daß ich seinen Herrn mit mehr Respekt behandeln müßte, ließ er sich in eine weitläuftige Auseinandersetzung von dessen Qualitäten und Genealogie ein, die er dem Hause Oestreich gleichsetzte, dessen Lobpreisung er ebenfalls anstimmte. Ich unterbrach ihn aber, indem ich ihm sagte: alle Welt sey, so gut als er, im Stand den ächten Grad der Hoheit des Herzogs von Florenz zu würdigen, indem man dieselbe in unsern Tagen habe beginnen sehen. Was das Haus Oestreich betreffe, so bedürfe ich davon nicht fremder Belehrung, indem ich unter meinen Ahnen eine vor anderthalbhundert Jahren verstorbene Tochter aus diesem Hause zähle. Allein man könne dies Haus doch nicht im Ernst mit dem Durchlauchtigsten Hause Frankreich in Vergleichung setzen.

Es wurden bey dieser Gelegenheit verschiedene Hofstückchen gespielt, wobey die Königin die Zärtlichkeit der Blutsverwandschaft ein wenig weit zu treiben schien. Der König machte ihr ziemlich lebhafte Vorwürfe darüber, und sie ließ mich wohl fühlen, daß sie niemand als mir die Schuld davon beimesse. Indessen hatte diese Sache doch weiter keine üble Folgen, indem der Herzog von Florenz, auf die erste Beschwerde welche der König darüber bey ihm anbringen ließ, versicherte, daß er ganz keinen Antheil an dem unvorsichtigen Schritt seines Gesandten habe, und zu allem erbötig sey, was Se. Majestät von ihm zur Genugthuung für diese Beleidigung verlange. Ohne zu warten, daß der König mehr in ihn dränge, rief er diesen Gesandten ab, und befahl ihm, vor seiner Abreise eine authentische Erklärung wegen seines Fehlers auszustellen, welche zu Rom und in Frankreich öffentlich bekannt gemacht wurde. Heinrich war mit dieser Genugthuung zufrieden, und um dem Großherzog zu zeigen, daß er alles vergessen habe, ließ er ihn versichern, daß er gegen ihn die nämliche freundschaftliche und wohlwollende Gesinnungen hege, wie gegen den verstorbenen Herzog, gab ihm auch den ersten Beweis davon dadurch, daß er ihn über das Ableben seines Vaters und seinen Regierungsantritt eben so, wie es alle andern Europäischen Fürsten thaten, bekomplimentiren ließ.

Spanien hatte es durch den Kardinal Zapata gethan. Heinrich fand daher für gut sich ebenfalls eines Kardinals dabey zu bedienen um nicht ein neues Misverhältniß zu veranlassen, das sich nicht eben so vortheilhaft für uns möchte beylegen lassen. Denn man weiß, welche persönliche Vorrechte die Kardinäle in Italien bey den Fürsten genießen. Ich nannte

nannte Ihm den Abt de la Rochefaucault, der nach Rom gieng um von der Cardinalswürde Besitz zu nehmen. Der König wollte ihn aber eben deßwegen nicht. Er dachte: dieser Abbé, von dem man wohl wüßte, daß er noch nicht Kardinal sey und von dem man wohl sehe, daß er nicht ausdrücklich zu diesem Gesandschaftsposten aus Frankreich abgegangen sey, möchte nicht so gut aufgenommen werden als ein alter Kardinal, wenn er ihn von Rom abgehen ließe. Er warf daher seine Augen auf den Kardinal Delphin, dem Er zweytausend Thaler Reisekosten ausbezahlen ließ. Denn diese Eminenz war nicht vermöglich. Concini hatte diese Ehre gesucht, und durch Vorsprache der Königin erhalten, ehe man noch diese Ueberlegungen angestellt hatte. Sicher hätte er diese Reise nicht so wohlfeil gemacht. Heinrich freute sich daher auch doppelt, daß sie rückgängig wurde, erstlich wegen seines Hasses gegen diesen Menschen und dann aus Sparsamkeit.

Uebrigens hatte vielleicht die Verwandschaft nicht mehr Antheil an allen diesen Gefälligkeiten des Königs gegen den Herzog von Florenz, als die Politik und das Interesse seiner großen Entwürfe, die ihm nicht zuließen, den winzigsten Fürsten zu mißhandeln oder auch nur zu vernachlässigen. Die Anweisung der hunderttausend Livres für den Ritter Guidi wurde wieder gültig gemacht. Heinrich begnügte sich von diesem Italiener zu fordern, daß in den Quittungen, die er von dem Großherzog erhalten würde, die beträchtliche Summen abgezogen werden sollten, welche Sr. Majestät für Don Johann von Medicis vorgestreckt hatte. Nebst diesem Geld brachte Guidi nach Florenz eine goldne Kette von fünf bis sechshundert Thalern an Werth, die ich ihm im Namen des Königs geschenkt hatte. Heinrich hielt übrigens viel auf diesen Italie-

ner. Auf alle Fälle, er möchte von dieser Zeit an jenseits der Apenninen bleiben oder von seinem Herrn wieder nach Frankreich geschickt werden, hielt es der König für nichts Unbedeutendes, ihn für sich zu gewinnen.

De Refûge setzte sein Gewerbe als französischer Agent bey den Schweizern und Graubündtern so wenig pünktlich fort, daß ich glaubte, ihm durch Villeroy Verweise darüber geben lassen zu müssen. Er getraute sich vielleicht nicht, mir selbst darauf zu antworten, sondern entschuldigte gegen Villeroy seine Nachlässigkeit, die Rechnungen über die Austheilung der Gelder einzusenden, welche der erste Punkt meiner Beschwerden über ihn war, damit, daß er sagte: ich hätte diese Rechnungen von den Commis erhalten sollen, welche die beyden vorherigen Austheilungen gemacht hätten, ausser denen die ich noch ausführlicher von den Kassirern der Bünde erhalten müßte, und ich würde ohne Zweifel eben so die von der nächsten Austheilung bekommen. In Ansehung meiner zwoten Beschwerde, der Schuldentilgung, antwortete er Villeroy ganz unbestimmt: er habe deren verschiedenemal abbezahlt, und auf alle übrige ihm gemachte Vorwürfe erwiederte er nicht bestimmter oder befriedigender.

Nachdem mir Villeroy seinen Brief gezeigt hatte, schrieb ich ihm selbst, wie ich glaubte daß es mir mein Posten gestatte und zur Pflicht mache: ich hätte die vier Rechnungen, deren er in seinen Brief an Villeroy erwähnt habe, nicht von den Commis erhalten, und wenn dies auch wäre, so wären doch solche Hauptrechnungen noch nicht hinreichend. Da die Kassenanweisungen allein von ihm ausgestellt würden, so komme es auch ihm zu, die Rechnungen darüber zu führen,

worinn

worinn alle die verschiedenen Gelder specificirt einzeln angegeben und mit Quittungen belegt seyn müßten. Er selbst müsse mir sogar für die Richtigkeit der Kassiere stehen, und mich benachrichtigen, ob sie keine Ungültigkeiten in ihre Rechnungen brächten. So habe es sein Vorgänger, Caumartin, damit gehalten und nie unterlassen die Einnahmrechnungen der Bündtischen Kassiere nebst seiner Rechnung über die Austheilung Punkt für Punkt von Quartal zu Quartal richtig einzusenden. Auch habe er auch immer neue Mittel zur Schuldenzahlung und Geldersparniß vorgeschlagen. Da seine Stelle beynahe einzig Finanzgeschäfte zum Gegenstand habe, und folglich eine genaue Correspondenz mit dem Surintendanten erfordre; so lasse sich sein angemaßtes Stillschweigen gegen mich gar nicht entschuldigen. Seine Entschuldigungen darüber, daß während seiner Verwaltung keine Schulden abgezahlt worden seyen, seyen um nichts besser, indem die Sache für ihn nicht schwerer seyn müßte, als für seinen Vorfahr. Ich bitte ihn also mich auf das schleunigste zu befriedigen, und zwar weder durch lange Reden noch durch schlechte Rechfertigungen, die in Geldsachen ganz unstatthaft wären, sondern durch gute Waare und aufrichtige Belege. Widrigenfalls würde ich mich gemüssigt sehen, ihn Sr. Majestät als des ihm anvertrauten Postens unwürdig bekannt zu machen.

Man hatte den Großherrn auf den Einfall gebracht, in Marseille einen Residenten zum Besten der durch diese Stadt ziehenden Granadier zu halten. Der Großwessier sprach davon auf seinen Befehl mit unserm Gesandten, und erholte sich über diese Anstellung Raths bey dem Aga von Cairo, Agi-Ibrahim-Mustapha, einem Mann, der in sehr kurzer Zeit zu grossen

sem Einfluß und Würden bey der Pforte gelangt war, und ihm mich als den einzigen Mann am Hof nannte, an den er sich zu wenden hätte. Der Aga Mustapha erhielt den Auftrag, den König im Namen des Sultans Achmet um diese Vergünstigung in einem Schreiben zu bitten, bey welchem ein andres von Salignac an mich lag. Beyde wurden durch einen Granadier überbracht, welchen der Großwessier für diesen Posten bestimmte. Salignac gab mir in seinem Brief Nachricht von allem, was in der Sache bey der Pforte vorgegangen war, und schrieb mir: der Großherr würde sich dem König für diese Vergünstigung sehr verbunden achten, welche übrigens ohne allen Nachtheil eingeräumt werden könnte. Man könne keine bessere Wahl treffen, als wenn man die Stelle dem Ueberbringer gäbe, dessen Rechtschaffenheit und guter Verstand ihm bekannt sey und der sich auch ehmals schon in Marseille aufgehalten habe.

Der merkwürdigste und wichtigste Vorfall in ganz Europa war in diesem Jahr der Todesfall des Herzogs (Johann Wilhelm) von Cleve, der sich fast gleich am Anfang desselben ereignete. Heinrich hatte kaum Nachricht davon, als er ins Zeughaus kam, wo er, ohne in meine Wohnung zu gehen, gerade auf den Garten zugieng, nachdem er blos beym Eingang in den ersten Hof gefragt hatte: wo ich sey? Auf die Antwort, daß ich in meinem Kabinet schreibe, wandte er sich gegen Roquelaure und Zamet, und sagte mit Lachen: Dachten Sie nicht, man würde mir sagen: er ist auf der Jagd, oder im Puzzimmer, oder unter Damen? — Gehn Sie, Zamet, — fuhr er fort, nachdem er meinem Arbeitseifer Lobsprüche beygelegt hatte, deren Widerholung sich für mich nicht schicken würde, — gehen Sie, und sagen Sie ihm, ich werde

de in seiner großen Allee spazieren gehen, und er soll sogleich in den großen Balkon dahin zu mir kommen, wo wir schon gewohnt sind, nicht die Stummen zu spielen. Ich hätte ihm viel zu erzählen. Denn ich habe — sagte Se. Majestät öffentlich — Nachricht, daß der Herzog von Cleve gestorben ist. Dieser hat alle Welt als Erben hinterlassen. Der Kaiser und alle teutschen Fürsten machen Ansprüche auf die Erbfolge? — Zamet traf mich schon im Herausgehen aus meinem Cabinet. Man hatte mir schon Nachricht gebracht, daß der König herein sey. Die Neuigkeit des Tags und alle Vorfälle, welche dadurch veranlaßt werden möchten, waren der Gegenstand einer mehr als stundenlangen Unterredung auf dem Balcon. Die Sache schien Sr. Majestät wohl der Mühe werth, daß ich über alles, was dabey zu sagen wäre, einen Aufsatz verfaßte, den ich hier durch diejenige Umstände erweitern will, die ich kurz darauf von Bongars erhielt, welcher damals den besondern Auftrag hatte: mit äusserster Genauigkeit über unser Interesse bey den Protestantischen Fürsten Teutschlands zu wachen. Ich zeigte sie alle Heinrich; und ich glaube daß der Leser ebenfalls mit Vergnügen eine Begebenheit, welche ganz Europa, aufmerksam auf die großen Entwürfe Sr. Majestät, als das Signal zu einem allgemeinen Krieg ansah, hier mit der ganzen Ausführlichkeit, die sie verdient sowohl in Ansehung des Rechts als der Politik, behandelt sehen wird.

Man muß fürs erste wissen, wie sich dieser kleine Staat gebildet hatte, der beim Absterben des letzten Herzogs aus vier bis fünf großen Lehn bestand welche alle den Titel von Fürstenthümern führten. Ein Graf von Jülich, ungefehr ums Jahr 1130, vereinigte mit dieser Grafschaft die von Berg, indem er die einzige

Toch-

Tochter dieses Grafen heyrathete. Die Grafschaft Geldern kam nachher dazu, als der erste Herzog von Geldern, Renaud, 1350, sich mit der Erbinn des ersten Herzogs von Jülich, Wilhelms, vermählte. Beinahe zu eben der Zeit quittirte ein Adolph von der Mark das Erzbisthum Cölln und Bißthum Münster, um als Erbe der Gräfin von Cleve, Marie, seiner Mutter gegen seine Vettern Erkel und Perweis aufzutreten, welche ebenfalls aber nur weiblicher Seits, aus dem Clevischen Hause waren. Er behauptete sich auch rechtlich gegen sie, es sey nun, weil der das Recht dessen, der um einen Grad näher war als er, an sich kaufte, oder weil ihm Kaiser Karl IV. und die Landstände wohlwollten und behülflich waren.

Da auf diese Art das Herzogthum Cleve an das Märkische Haus gekommen war, wurden nach einiger Zeit die von Jülich und Berg wieder damit vereinigt, als ein Herzog Johann von Cleve Graf von der Mark, 1496. Marien, eine Tochter Wilhelms Herzogs von Jülich und Berg heyrathete. Das Herzogthum Geldern war damals davon abgerissen, weil Arnold von Egmont, der es von seiner Mutter Maria von Erkel her, einer Tochter N. von Erkel und Johannens von Jülich und Geldern besas, 1472. an Karl von Burgund, verkauft hatte. Dessen Tochter brachte es in das Haus Oestreich. Diese Verfügung wurde vergebens von Wilhelm von Jülich bestritten, welchem Karl von Egmont, Enkel von Arnold, es im Testament vermachte. Das Haus Oestreich behauptete sich durch die Gewalt der Waffen in dem Besitz des Herzogthums. Diese Ueblichkeit von Kunkellehn in dieser ganzen Gegend, kömmt, im Vorbeigehn gesagt, der Behauptung derer sehr zu statten, welche glauben, daß die durch Vermählung Mariens von Bur-

Burgund mit Maximilian an das Haus Oestreich gekommenen siebenzehn niederländischen Provinzen ebenfalls Kunkellehen seyen.

Der Kaiser gab nicht zu, daß Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein, die Länder, mit denen der verstorbene Herzog Wilhelm belehnt gewesen war, Weiberlehn seyen. Dagegen gründete er seine Ansprüche an diese Lehn einzig auf die Beweise, die er zu haben behauptete, daß sie alle Mannslehn seyen. Dieser Streit war nichts ganz Neues. Die entgegengesetzte Meinung, die sich in den Verfügungen verschiedener Herrn dieses kleinen Staats befand, welche zu verschiedenen Zeiten von ihren Unterthanen angenommen worden wareu, nebst den Erklärungen einiger Kaiser hierüber, brachten ihn seit geraumer Zeit in Anregung. Die endliche Entscheidung aber war von beiden Theilen bis nach gänzlicher Erlöschung des Mannsstamms, die izt eingetroffen war, ausgesetzt worden. Um nun diesen Rechtspunkt besser zu fassen, muß man erst die Archive dieses Fürstenthums durchwühlen. Wir werden durch dasselbe Mittel das Familienverhältniß des letzten Herzogs einsehen. Dies wird vollends die Richtigkeit dessen ins Licht setzen, was Heinrich sagte: die Erbschaft des Herzogs von Cleve sey es fast für ganz Teutschland.

Die Gründe, welche die dabey interessirten Fürsten gegen den Kaiser für sich anführten, sind aus einer großen Menge von Testamenten und Vermälungsurkunden, auch andern sowohl Privat- als Staats-Schriften genommen, welche mit authentischer Acceptation der Landstände versehen sind. Hier sind die Vorzüglichsten. Eine von allen Städten angenommene Verfügung des ersten Herzogs von Cleve, Grafen von der Mark ꝛc. Adolphs, von 1418, kraft

deren

deren der erstgebohrne Prinz des Herzogs einzig, oder in Ermanglung männlicher Nachkommen, die älteste Tochter mit Ausschluß ihrer Schwestern das Herzogthum ungetheilt erhalten soll. — Eine gleiche Verfügung von Wilhelm Herzog von Jülich und Berg, Grafen von Ravensberg und Johann Herzog von Cleve, Grafen von der Mark, 1496. bey Vereinigung ihrer Staaten durch die Vermählung Mariens, einziger Tochter des erstern mit Johann, dem Sohn des andern. — Andre Verfügungen von eben dem Johann von Cleve und der Marie von Jülich, als sie nachher 1526. ihre erstgebohrne Tochter Sibille mit Johann Friedrich, Graven — und nachher Churfürsten von Sachsen vermälten; welche Verfügung nachher, 1542. durch den Sohn Johanns und Mariens, Wilhelm, selbst genehmigt wurde. — Im Jahr 1572 vermählte der izt verstorbene Wilhelm, Herzog von Jülich, Cleve rc. seine älteste Tochter Marie Eleonore an Albrecht Friedrich von Brandenburg Herzog von Preussen, und behielt ihr eben so die ganze Erbfolge, bey Abgang der männlichen Linie vor. — Zwey Jahre darauf heyrathete Anna, Schwester der Marie Eleonore zu Neuburg den Pfalzgrafen Herzog Philipp Ludwig, mit gleicher Substitution auf die Rechte ihrer ältern Schwester. Der Kontrakt darüber ist zu Zweybrück geschlossen und unterzeichnet von dem Pfalzgrafen nachherigen Kurfürsten, Ludwig dem Landgrafen Wilhelm von Hessen und den Pfalzgrafen, Herzog Johann. — Derselbe Kontrakt ratificirt 1575 zum zweytemal durch denselben Fürsten Wilhelm als der Herzog von Cleve, auf erhobne Beschwerde seines Eidams Philipp Ludwig über die unverhältnißmäßge Geringfügigkeit der den nachgebornen Töchtern für ihre Verzichtleistung auf eine so ansehnliche Erbschaft ausgesetzten Mitgift von zweymalhunderttausend Thalern — sich bewegen

ließ

ließ, solche für jede derselbe um hunderttausend zu erhöhen. Unter dieser Bedingung leistete Anna von Jülich noch in demselben Jahre förmlich und feyerlich Verzicht. Der Pfalzgraf, Herzog Johann von Zweybrück vermählte sich vier Jahr darauf mit der dritten Tochter Wilhelms von Jülich, Magdalene, und leistete ebenfalls wie sein älterer Bruder, Philipp Ludwig, Verzicht zu Gunsten der erstgebohrnen von den drey Schwestern. Ludwig Churfürst von der Pfalz, Wilhelm, Landgraf von Hessen, Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg kommen dabey wieder vor, und dieß ist die vierte Verzichtleistung des Herzogs von Neuburg. — Die vierte dieser Fürstentöchter, Sibille, heirathete Carln von Oestreich, Markgrafen von Burgau, und man kann sich leicht vorstellen, daß ihr Bruder der Erbprinz (denn der Herzog von Jülich hatte damals einen Sohn, Johann Wilhelm) nicht vergas, von dem Oestreichischen Prinzen dieselbe Verzichtleistung zu fordern, wie sie seine andren drey Schwäger ausgestellt hatten. Indessen da dieser Prinz sehr schwächlich war, starb er wirklich kurz darauf noch vor seinem Vater. Da das Geld zur Mitgabe nicht bereit lag, und die Regierung unter fremdem Einfluß stand; so ereignete sich der Tod Wilhelms von Cleve (in seinem sieben und vierzigsten Jahr) ehe noch der vierte von seinen Tochtermännern gleich den übrigen Verzicht gethan hatte. Dieß waren die Gerechtsame der vier fürstlichen Gegner des Kaisers: des Herzogs von Brandenburg und Preussen, des Pfalzgrafen von Neuburg, des Pfalzgrafen von Zweybrück, und des Markgrafen vom Burgau.

Der Kaiser führte für sich folgende Beyspiele an. Im Jahr 1483 schenkte Kaiser Friedrich der dritte aus eignem freyem Antrieb dem Herzog Albrecht von Sachsen

sen zur Belohnung der ihm geleisteten Dienste die Herzogthümer Jülich und Berg, als er sie durch den Tod des Herzogs Wilhelm für das Reich eröffnet ansah. Maximilian der Erste, Friedrichs Sohn, bestätigte diese Schenkung im Jahr 1486. und erstreckte sie noch auf Albrechts Bruder, den Churfürsten Ernst von Sachsen. Er bekräftigte sie 1495 von neuem, weil er die Fürsten von Sachsen damals nothwendig brauchte. Allein im Jahr 1508. als diese Rücksicht wegfiel, ließ dieser Kaiser Wilhelm von Jülich freye Macht, zum Vortheil seiner Tochter Marie, oder für welche andere er wollte, über seine Habe zu verfügen. Beym Absterben Wilhelms im Jahr 1511. wollte der Churfürst von Sachsen die Schenkung des Kaisers in Ausübung bringen, und Jülich dem Herzog von Cleve, der die Erbtochter geheirathet hatte, wegnehmen. Allein da er Maximilian auf seine Seite bringen wollte, so weigerte sich dieser, hauptsächlich aus Furcht, der Herzog von Cleve möchte sich dann Frankreich in die Arme werfen, in die Sache sich zu mischen, ermahnte den Churfürsten zur Gedult, und gab ihm nur ganz allgemeine Versicherungen: daß es sein Schade nicht seyn sollte. Noch mehr: als Churfürst Johann Friedrich im Jahr 1526. die Tochter des Herzogs, Johann, von Cleve und Jülich, Sibille, heyrathete, bestätigte Kaiser Karl der fünfte förmlich das Recht dieser Prinzessin. Er machte sogar von dieser Regel eine Anwendung für sich, als er im Jahr 1546. den Herzog von Jülich überwunden hatte, und sich mit ihm durch die Vermählung dieses Herzogs mit Marie von Oestreich der Tochter des Römischen und Ungarischen Königs Ferdinand wieder ausglich. Denn Karl bewilligte, daß in dem Ehekontrakt dieser Prinzessin seiner Nichte festgesetzt wurde: in Ermanglung männlicher Descendenz sollten ihre Töchter in die Herzogthü-

thümer Jülich 2c. folgen; welches Maximilian II. nach ihm 1566. acceptirte. Wahr ist indessen, daß der regierende Kaiser, dem der Herzog von Neuburg 1602. sehr um die Beschäftigung dieser Verfügung seiner Vorfahren anlag, sich dessen beständig weigerte. Er gewährte ihm blos eine Urkunde über seine Weigerung nebst der Erklärung, daß er niemands Rechte zu beeinträchtigen gemeint sey.

Der Leser wird nun wohl leicht in die Wahrheit der beyden gegentheiligen Behauptungen von Weiberlehn und Mannlehn einzudringen im Stand seyn. Unverkennbar ist bey der Sache der Unterschied zwischen der beyderseitigen Beweisführung der ein eben so günstiges Vorurtheil für die wahre Erben erweckt, als er nicht vortheilhaft für die Oestreicher spricht. Jene stützen sich auf eine Reihe von Verfügungen, welche einmüthig und gleichförmig angenommen worden waren. Diese bringen nichts bey, als bloße ehemalige Machtsprüche, welche dem Reichshofrath eben nicht zur Ehre gereichen, und übrigens durch ihre Abweichungen und Widersprüche so verdächtig werden, daß sie kaum zulänglich sind, irgend ein Recht nur einigermasen zu begründen.

Dem sey übrigens wie ihm wolle, kaum hatte Herzog Wilhelm die Augen geschlossen, als jede der Partheien ernstlich darauf bedacht war, sich in einen solchen Stand zu setzen, daß sie wieder daraus zu weichen nicht genöthigt werden könnte. Der Kaiser Rudolph ertheilte dem Erzherzog Leopold die Investitur über Cleve und Jülich, wagte jedoch diesen Schritt nicht, ohne wenigstens Sr. A. C. Majestät vorläufig davon zu benachrichtigen. Dieß geschah im Nahmen Leopolds, und durch einen Abgeordneten, welcher mündlich gegen den König erklärte: Der Erzherzog sey

 so

so eben in die Clevischen Staaten eingetreten, wo er ganz nicht gesonnen sey, irgend etwas zu unternehmen, was die Gerechtsame Sr. A. C. Majestät auch nur im mindesten beeinträchtigen könnte, noch auch seine fürstliche Mitbewerber nach der Strenge zu behandeln; er werde zufrieden seyn, wenn sie nur Sr. kaiserlichen Majestät Pflicht leisteten. Er bitte den König, sich nicht in diese blos persönliche Sache des Erzherzogs mit ihnen zu mischen.

Heinrich ertheilte diesem Abgeordneten nur eine ganz allgemeine Antwort. Es befremdete ihn sehr, diese ganze Zeit über nichts von den andern Fürsten zu hören, welche die ersten hätten seyn sollen, sich an Ihn zu wenden; nicht weniger, was Ihm Hottoman meldete, daß keiner von ihnen daran denke, Truppen zu werben, gleich als wenn sie hätten hoffen können, irgend etwas, anders als durch die Waffen zu erlangen. Allein sie sahen bald ein, daß dieß der einzige Weg für sie sey. Und wenn es auch wahr ist, daß der König, indem er ihnen einigermaßen ihr Stillschweigen vorwarf, die ersten Schritte that, so kamen sie ihm doch wenigstens so entgegen, daß sie Boissise, Bongars und die andern Agenten Sr. Majestät zu Rath zogen, und dann einen Gesandten ernannten, welcher Sr. Majestät um den Beystand gegen den Erzherzog oder vielmehr gegen den Kaiser anflehte. Dieser Gesandte fand alle Ursache, zufrieden zu seyn. — Ehe wir jedoch den Verfolg der Sache erzählen, wollen wir einige Bemerkungen über das wahre politische Interesse Frankreichs bey dieser Sache machen.

Cleve, Jülich, Berg, Mark, Ravensberg und Ravenstein, diese sechs kleine Provinzen können kein unbedeutender Gegenstand für Frankreich heissen. Sie interessiren uns sogar noch auf eine vorzügliche Weise

Weise aus Rücksichten, worunter die auf ihre Stärke und ihren Reichthum nur die geringsten sind. Dieser Staat ist einer unserer Grenznachbarn; die, welche sich darum streiten, werden dadurch unsere nahen und zwar fürchterlichen Nachbarn. Wenigstens würde dieß dem Kaiser Ursache genug, diese Erbschaft nicht ohne Unterschied in jede Hand fallen zu lassen. Der Krieg, der über seinen Besitz ausbrechen wird, kann ein allgemeiner Krieg durch ganz Europa — und folglich auch für uns werden, wir mögen wollen oder nicht. Er wird es ganz unfehlbar, wärs auch nur um der vereinigten Provinzen willen, auf deren Freyheit oder Unterjochung er ganz nothwendig Einfluß haben muß. Ein so augenscheinlicher Zusammenhang, daß, die streitigen Länder unsern Freunden verschaffen, beynah eben so viel ist, als Flandern unsern Feinden entreissen; daß folglich im Gegentheil dieselbe dem Haus Oestreich überlassen, so viel seyn mußte, als die Vereinigte Provinzen dieser Macht preis geben. Denn so nenne ich die Nothwendigkeit, worin diese Staaten, beynahe ringsum von Feinden umgeben, sich befinden würden, mit unaufhörlichen Aufopferungen, die am Ende ihren Untergang nach sich ziehen müßten, sich dem Begehren solcher Nachbarn zu fügen. Der Beweis von dieser Wahrheit liegt in der Erfahrung, daß den Staaten nie mehr zugesetzt wurde, als da die Herzoge von Cleve, obgleich nur in Geheim, die Spanische Parthey begünstigten. Ist es wohl vernünftig, ein so nützliches und bisher so kostspieliges Werk auf dem Punkt seiner Vollendung wieder zu Grund gehen zu lassen? Ein Werk, welches, aufrichtig zu sagen, troß unserer Bemühungen, dennoch durch den letztern Vertrag zwischen Spänien und Flandern erschüttert worden ist.

 Kom-

Kommen wir hievon auf die großen Entwürfe Sr. A. C. M. in Ansehung des ganzen Europas! Giebt es wohl ein besseres Mittel, Potentaten mit hinein zu ziehen, denen man sie wohl auf keine andre Weise hätte gefällig machen können? Dieß kann also uns ganz Deutschland versichern helfen, um die Würde und Freyheit Germaniens wieder aufzurichten, der Kaiserwürde den Herzstoß zu geben, und das ganze Haus Oestreich in Bestürzung zu setzen. Und dieß alles, was Frankreich, einzig seines Nutzens wegen, mit allen seinen Schätzen erkaufen würde, werden wir erlangen ohne Verdacht, unbeneidet, als Wirkung eines ganz uneigennützigen Edelmuths gegen die verfolgten Fürsten.

Diese Fürsten, wird man sagen, haben sich bis jetzt gar sehr fern von diesen Gesinnungen gezeigt, wenn wir davon aus ihrem Widerwillen urtheilen wollen, den sie stets bezeugen, uns etwas verdanken zu wollen, selbst dann, wenn sie eingestehen müssen, daß sie nichts ohne uns vermögen. Allein was geschieht denn eigentlich hier anders, als was beynahe durchaus am Anfang einer jeden schwierigen, verwickelten und von mehrern Köpfen abhängenden Sache der Fall ist? Man weiß dabey erst nichts angelegentlicheres zu thun, als sein Interesse gegen seine Kräfte abzuwägen, und hat man auch völlig eingesehen, was zu thun ist, so ist man darum doch nicht immer sogleich über das Wie einverstanden. Bey gemeinschaftlichen Händeln insonderheit nehmen die verschiednen Modificationen in eben dem Verhältniß zu, in welchem die Anzahl der Interessenten wächst. Ich behaupte übrigens, daß dieses Zaudern der deutschen Fürsten, mag es auch herrühren, woher es wolle, Se Majestät nicht abhalten dürfe, sich ihrer Sache anzunehmen. In großen Dingen,

Dingen, welche ein Gemeinbestes betreffen, ist es meine Maxime: blos auf diesen Zweck, nicht auf die Personen zu sehen. Jener hat nur Eine, sich stets gleichbleibende, Seite; diese hingegen sind so manchfaltigen Veränderungen unterworfen, und zeigen uns so viele und oft so verdrüßliche Rücksichten, daß sie uns unfehlbar auch für die besten und nothwendigsten Unternehmungen wieder kalt machen würden. Politisch gesprochen muß man beynahe immer zufrieden seyn, wenn man die Hindernisse aus dem Weg gewälzt hat, und sich dann nicht fürchten, vorwärts zu rücken. Läßt man auch einige Schwierigkeiten im Rücken . . . . die Zeit wird sie schon selbst wegräumen; wohlverstanden, daß ich hier nur von Entwürfen rede, über die man nicht selbst zu erröthen Ursache hat, wie z. B. dieß war, wenn wir den fürstlichen Erben des Herzogs von Cleve beystehen, oder uns vorsetzen, die Regierung und Policey von ganz Europa anzuordnen, worauf ich eben diese Grundsätze angewandt wissen wollte. Man darf also nur anfangen. Jeder Augenblick wird uns neue Hülfsquellen eröffnen. Die Uebung wird diese gar zu langsame Fürsten schon in Gang bringen; der Erfolg wird sie warm machen, und die kriegerische Hitze ihnen von unserm Edelmuth diejenige gute Meynung beybringen, die sie, strafbar genug, nicht gleich anfangs zu fassen das Zutrauen hatten.

Hier übrigens auch noch etwas für die, welche diesen Edelmuth zwar billigen, doch aber wünschen, daß er unsrer Seits nicht so ganz umsonst erwiesen werden möchte. Welchen Erfolg auch unsre mit den Prätendenten auf Cleve vereinigten Waffen haben mögen, so werden diese doch stets in der Furcht schweben, von dem Kaiser einst wieder ausgezogen zu werden. Wäre es denn nun so etwas Gewagtes um die

Vermuthung, daß diese Furcht, verbunden mit der Ueberlegung der Schwierigkeit, die — durch Theilung unter ihnen so sehr zerstückelte, einigen unter ihnen so unbequem gelegene und der Gier ihrer Feinde und selbst eines unternehmenden Königs von Frankreich so sehr ausgesetzte — Provinzen zu erhalten, sie einst bestimmen dürfte, mit Sr allerchristlichsten Majestät einen Vergleich darüber einzugehen, und entweder eine Summe baar, oder ein Aequivalent an Ländereyen im Innern von Frankreich dafür anzunehmen, z. B. in Berry, Bourbonnois, Marche, oder Auvergne. Wenn dieß geschähe, welcher Vortheil läge für Frankreich in diesem doppelten Band des Interesse und der Abhängigkeit, das so auf immer einen Theil von Deutschland mit ihm verbände! Nicht zu läugnen ist wenigstens, daß der Beystand, welchen der König jetzt diesen Fürsten angedeihen ließe, sie in die Verbindlichkeit setzen würde, ihn in der Folge ferner darum zu bitten, um sich in ihrer neuen Erwerbung zu erhalten, was sich Se Majestät alsdann theuer genug bezahlen lassen könnte. Man halte jedoch das erst gesagte für kein leeres Hirngespinst. Es werden wohl manche gar große Augen machen, wenn ich ihnen hier sage, daß die Sache, weit entfernt schlechterdings unmöglich zu seyn, wie man sich einbildet, vielmehr bereits unter der Hand durch den dritten Mann eingeleitet worden war, und daß sie bey der ersten Gelegenheit, da man hoffen durfte, es durchzusetzen, vorgeschlagen und wahrscheinlich von den dabey interessirten Fürsten eingegangen worden wäre.

Doch lassen wir alle diese Staats- und Privat-Rücksichten, und nehmen die Sache einfacher. Der König von Frankreich hatte sich bereits von selbst verbindlich gemacht, die Vertheidigung dieser Fürsten auf

sich

sich zu nehmen. Er hatte nichts versäumt, sie an sich zu ziehen; hatte ihnen jederzeit seinen Beystand erboten; hatte laut genug erklärt: er würde nicht zugeben, daß man sie mißhandle; hatte bereits Truppen gegen die Gränzen vorrücken lassen. Es war also nach Recht und Ehre längst eine ausgemachte Sache, und es kam Ihm nicht zu, wieder zurück zu treten. Selten waren unsre Könige unempfindlich für Gefühle jenes Edelmuths, der zur Unterstützung unglücklicher Fürsten auffordert. Noch dazu war nicht dieß allein hier der Fall. Die, von welchen die Rede ist, hatten selbst schon Sr Majestät wesentliche Dienste geleistet, und bey jeder Gelegenheit gezeigt, daß es ihnen nur am Vermögen fehle, um Ihm noch größere zu leisten. Als Freund oder wegen dieser Verpflichtungen mußte sich Heinrich dessen erinnern, was sie zur Zeit der Noth schon für Ihn gethan hatten. Als Franz I. dem Landgraf Philipp von Hessen, Großvater des jetzigen, den Herzog Ulrich wieder in den Besitz des Herzogthums Wirtemberg zu setzen half; als Heinrich II. dem mit dem Landgrafen gefangenen Kurfürst Moriz *) und den andern von Karl V. unterdrückten deutschen Fürsten die Hand reichte, so hatten diese Könige keinen andern Beweggrund, als Ihre und Ihres Throns Ehre, ungeachtet diese Schritte sie viel kosteten. Dankbarkeit, schon allein für sich mächtiger, als alle andern Triebfedern, konnte bey ihnen nicht in Anschlag kommen und wirken, wie sie das bey Heinrich mußte.

Zuversichtlich widerspreche ich denen, welche sich beklagen, daß man, wegen einer fremden Angelegenheit, die ganz ohne Schwertstreich beygelegt werden könnte, den König auf diese Art wieder muthwillig in einen Krieg mit Spanien verwickle, der die ganze

 Christen-

*) Johann Friedrich.

Christenheit in Flammen setzen könne. Diese Leute verstehen gleich wenig sowohl von der Beschaffenheit der Sache als von den Folgen der Unternehmung. Sie würden sonst dahin einverstanden seyn, daß unter den jetzigen Umständen die Expedition, wodurch die Clevische Erbfolge den wahren rechtmäßigen Erben zugesichert werden soll, so schnellen Fortgang haben muß, daß sie beynahe nur mit ihrer Bewerkstelligung zugleich im Publikum bekannt werden kann; daß Spanien durch den Friedensschluß mit seinen eignen Unterthanen, vermöge dessen diese, obschon aufs Aeußerste getrieben, dennoch in keinem Punkt nachgaben, einen Beweis von Schwäche und Erschöpfung an Tag gelegt hat, der es dem Gesetz einer gezwungenen Neutralität unterwirft; daß der Kaiser eben so wenig im Stand ist, uns etwas in den Weg zu legen, da er des Beystands von einem Theil der deutschen Fürsten beraubt ist, und wir mehr als seit langer Zeit im Stand sind, etwas zu unternehmen; daß endlich Frankreich beynahe nichts weiter braucht, als zu sagen: so will ich! — Der Erfolg hat dieß alles ganz deutlich bestätigt.

Es ist also eigentlich beynahe gar nichts um die jetzige Unternehmung, sofern sie sich blos auf Cleve einschränkt. Wer anders davon spricht, thut es ohne Zweifel nur, weil er insgeheim überzeugt ist, daß sie nach einer guten Politik nur einer andern, weit glänzendern und ausgebreitetern zum Vorspiel dienen würde, den großen Entwürfen zur Erniedrigung des Hauses Oestreich, welche ganz Europa bey Sr Majestät bemerkte. Ich bin so aufrichtig, geradezu zu gestehen, daß man nicht auf zweymal thun muß, was sich auf Einmal thun läßt; daß ich jederzeit dem König, meinem Herrn, diesen Rath gegeben habe, und daß Er selbst nicht anders hierinn dachte. Ich werde

nur

nur die davon überzeugen, welche die Sache ohne Leidenschaft und Vorurtheil mit mir prüfen werden. Allein bey diesen bin ich auch meiner Sache desto gewisser, weil alle Ueberlegungen, die man über die verschiedene Arten in dieser Sache zu verfahren anstellt, nothwendig hierauf hinauslaufen. Ich will sie hier darstellen, ungefehr so, wie ich sie selbst bey mir anstellte, als ich mich noch am stärksten damit beschäfftigte.

Ein Rath, und zwar der unhaltbarste, wäre: die interessirte Parteyen ihre Sache mit den Waffen ausmachen zu lassen, selbst aber die Hände in den Schoos zu legen, und unsern Freunden höchstens mit gutem Rath beyzustehen. Da es wider alle Regeln der Klugheit läuft, im Angesicht von Kämpfern wehrlos zu bleiben, so hätte man nothwendig ein Truppenkorps an der Gränze halten müssen, wäre es auch nur um auf alle mögliche Fälle gefaßt zu seyn. Wir gewinnen also nichts hiebey in Ansehung des Aufwands, als daß wir gewärtig seyn müssen, ihn noch beträchtlich länger fortzusetzen, als wenn wir durch unsern Beytritt der Sache auf Einmal ein Ende gemacht hätten.

Eben dieß gilt in meinen Augen von einem andern Entschluß, der auf den ersten Anblick gar sehr einleuchtet, nämlich: die Fürsten gegen das Haus Oestreich zwar nicht öffentlich, aber doch unter der Hand zu unterstützen, wie wir es in dem Flandrischen Krieg gemacht hatten, so daß also übrigens der Friede unter allen andern Europäischen Mächten bestünde. Es wäre zu fürchten gewesen, diese verborgne und allzu schwache Hülfsleistungen möchten nicht nachdrücklich genug wirken, um unsre Bundsgenossen in den Stand zu setzen, den beyden gegen sie vereinigten Zweigen des

Hauses

Hauses Oestreich zu widerstehen. Und dieß ist doch unstreitig der Hauptpunkt, den man nicht aus dem Gesicht verlieren darf. Wir wären dessen nicht überhoben gewesen, an jedem der drey Striche, wo die strittigen Länder mit Frankreich und Flandern gränzen, ein Korps von wenigstens viertausend zu Fuß und achthundert zu Roß zu halten, in einer vortheilhaften Stellung auf neutralem oder unserm eignen Grund und Boden, wo es keine Feindseligkeiten ausüben durfte, sondern einzig einige Pässe besetzt und den Feind im Respekt halten würde, wo es jeden Verbündeten sich zu erklären und im Nothfall den gänzlichen Untergang derer verhindern müßte, die man unterstützen will. Abermals viel Aufwand, einzig um einen Krieg fortdauern zu lassen, den man mit Einem Streich endigen konnte, wenn man sich besser dabey benahm. Es giebt ein politisches Sprichwort: wer bald giebt, giebt doppelt; lieber wollte ich dazu noch setzen: wer halb giebt, giebt doppelt, und doch nichts. Wir haben davon ein ganz frisches Beyspiel an der Empörung der vereinigten Provinzen, daß diese Art, Verbündete zu unterstützen, welche in die Länge so lästig fällt, als eine schnelle und nachdrückliche Hülfe, doch nichts bewirkte, als daß sie das nothgedrungene Nachgeben noch auf eine kurze Frist hinausschob, statt daß man sie der Spanischen Herrschaft ganz hätte entziehen können. Wenn dieß der ganze Gewinn ist, den unsre Freundschaft den deutschen Fürsten verschaffen soll, so werden sie uns wenig oder gar keine Verbindlichkeit haben; nur mit dem Unterschied zwischen ihnen und Holland, daß jeder Vergleich, er mag auch noch so annehmlich angetragen werden, für sie nichts anders als eine Lockspeise seyn kann, deren sich der Kaiser unfehlbar bedienen wird, um sie zu körnen und zu verderben. Und wer steht uns dafür, daß wir selbst dann nicht einst

die

die Folgen davon zu büßen haben werden? Leopold in Jülich, der Marder im Hünerhof! sagte Bongars sehr treffend. Diese Partie taugt also zu nichts, als allenfalls Heinrich selbst einer kleinen Mühe zu überheben, der höchstens bis Chalons oder Rheims zu reisen gehabt hätte.

Außer diesem Mittel und dem einer allgemeinen Verbindung gegen das Haus Oestreich giebt es noch eins zwischen beyden in der Mitte. Der letzte Zug gegen Savoyen kann zum Beyspiel davon dienen. Es wird dabey vorausgesetzt, daß die Verbündeten von beyden Seiten so zu Werk gehen sollten, als wären sie mit einander übereingekommen, ihre Parteyen einzig in Ansehung der in Frage begriffenen Sache zu unterstützen, ohne dadurch ihre Zusage im Frieden von Vervins zu nahe treten zu wollen. Wenn nun dieß auch nicht bloß leere Voraussetzung ist, so finde ich es doch wenigstens sehr langwierig, zweifelhaft und kostspielig. Man müßte die Sache mit einer Untersuchung eröffnen, wie viel jeder Theil Truppen dazu stellen solle, alsdenn Fonds zu ihrer Unterhaltung ausmitteln, auf wenigstens zwey Jahre, wovon das jetztlaufende und die ersten drey Monate des nächstkünftigen allein schon mit Hin- und Wiedermarschieren und mit Zurüstungen aufgiengen. Der Winter ist in dem Lande streng, wo der Kriegsschauplatz seyn soll. Man müßte also diesen auswarten, um das Heer nicht zu Grund zu richten, ehe man noch dem Feind unter das Gesicht gerückt ist. Bey einer Unternehmung, wobey der König nicht als Haupt an der Spitze steht, wird es ihm wohl genug seyn, die für Cleve bestimmte Armee durch einen Prinzen oder Marschall von Frankreich kommandiren zu lassen. Er wird aber darum nichts desto weniger Zurüstungen und Vorschüsse an Geld

machen

machen müssen, und zwar um so beträchtlichere, da er auf jeden Fall die ganze Last allein oder doch beynahe allein zu tragen haben wird. Eben so wenig kann er umhin, dreytausend Mann in Dauphiné, eben so viel in Provence, und die gleiche Anzahl in Languedoc und Guyenne zu halten. Ich wüßte dann nichts Bessers, als eine gewisse Anzahl von Plätzen auszuwählen, die sich gegenseitig unter einander vermöge ihrer Lage vertheidigen und zur Kette um die Clevesche Staaten mit Frankreich und den Vereinigten Provinzen zusammenzuhängen, dienen können, und sie zu befestigen, was abermals einen beträchtlichen Aufwand verursacht.

Alle Betrachtungen also führen uns auf das erste Mittel als das sicherste, und alle, die man darnach anstellt, bestärken die Meynung: keine Komplimente weiter mit Spanien zu machen, und das Haus Oestreich als Feind von ganz Europa zu behandeln, von allen Seiten seine Nebenbuhler und Wiedersacher zu versammeln, mit gewaffneter Hand auf dasselbe einzudringen, die Clevesche Staaten wieder zurückzufodern, sich selbst Recht zu verschaffen, und sich sowohl dieser Staaten als aller andern für die gemeine Sache wichtiger Plätze an der Seite von Limburg, Luxemburg, Aix rc. zu bemächtigen; sich in demselben Augenblick auszubreiten, und die Gränzen gegen die Alpen und Pyrenäen zu decken, kurz, die Kriegsfahne aufstecken, und der ganzen Welt zu zeigen, daß er endlich gekommen ist — der Augenblick, auf den sich der allerchristlichste König seit so vielen Jahren mit so großer Sorgfalt gerüstet hat; daß dieser Herr, geführt von Ruhm und Ehre, bewaffnet zur Rache einer halben Welt für die Unthaten einer ungerechten und übermüthigen Macht in diese Laufbahn eintreten wird. Wer wird es versagen, ihm darauf zu folgen? Unsre Verständ-

ständnisse versichern uns beynahe ganz Italien und Deutschland; wir führen hinter uns her die vereinigte Provinzen; indem wir ihnen ihren Feind zeigen, den wir von ihren Gränzen entfernt haben, lösen wir überall Zunge und Arme den Mächten, welche die Furcht zurückhielt. Und, sollten auch unsre Bemühungen nicht überall gleiche Unterstützung finden, so bürgt uns doch die allgemeine Empfindlichkeit, deren Sprecher und Streitgenosse wir sind, dafür, daß sie wenigstens nur äußerst selten Widerstand finden werden.

Das Haus Oestreich wird freylich, wie man leicht voraussehen kann, Himmel und Erde bewegen, um einen ihm so fürchterlichen Streich abzuwenden oder auszuhalten. Könnten wir aber nicht genau sehen, was es für Hülfsquellen in sich und seinen Alliirten hat, welche schwerlich von Bedeutung seyn werden, da, wie jedermann einräumt, Europa in einem gewaltsamen Zustand ist, aus dem es nicht anders als durch lange und grausame Kriege, die ihm die Freyheit vielleicht wieder geben, vielleicht auch auf ewig entziehen, wieder kommen kann. Könnte man wohl zu diesem Wagestück einen Zeitpunkt ersehen, wo der Erfolg wahrscheinlicher, die Gefahr geringer wäre? Dieß ist alles, was ich sagen kann, ohne der versprochenen ausführlichern Darlegung der großen Entwürfe Heinrichs und der Art sie auszuführen, vorzugreifen.

Als die, welche nichts unversucht gelassen hatten, den König davon abzubringen oder es Ihm ganz zu entleiden, — und darunter begreife ich die Anhänger Spaniens, die Pfleglinge der alten Ligue, die Feinde der reformirten Religion, und die schlechte auf den Ruhm des Königs und des Reichs eifersüchtige Franzosen

zosen — als diese sahen, daß man, troß ihren Bemühungen, ans Werk schritt, so versuchten sie vollends das Aeußerste. Sie suchten Heinrichs schwache Seite, seinen Hang zu Vergnügungen benutzen, und in seinem Geist der Weichlichkeit und Liebe zur Gemächlichkeit das Uebergewicht über die Gefühle für Ruhm und Größe zu verschaffen. Sie versuchten aufs neue ihm gegen den ganzen Protestantischen Religionskörper überhaupt, und gegen mich insbesondere, Argwohn beyzubringen. Sie ließen ihn sein Reich erblicken, zerfleischt von Faktionen, welche gierig dem Ausbruch des Kriegs entgegen sähen, als dem günstigsten Zeitpunkt, ungestraft Verbrechen zu begehen, und Seine verbündete Fürsten als Betrüger, die seiner Leichtgläubigkeit spotteten. So gut Er auch gegen ihre Ränke auf der Hut war, hatte Er doch Augenblicke, da Ihn dieß alles erschütterte. Ich selbst trug vielleicht unwissend dazu bey, Ihn muthlos zu machen, indem ich ihm vorstellte, daß ein Herr, der sein Herz so edlen Entwürfen geöffnet habe, anfangen müsse, es dem Geschmack an nichtswürdigen Vergnügungen und einem Aufwand, der nur auf Gemächlichkeit geht, zu verschließen; Ferdinand und Isabelle von Castilien und verschiedene von unsern Königen hätten bey einer ähnlichen Gelegenheit ihren eigenen und der Königin Hofstaat eingeschränkt. Es müsse kein Vergnügen mehr für ihn geben als den Sieg selbst; alles andere wenigstens erst nach dem Sieg!

Sehr glücklich um die Unschlüssigkeit Heinrichs endlich zu fixiren, trug es sich zu, daß die deutschen Fürsten aus eignem Antrieb und wider Willen des Kaisers eine Versammlung nach Schwäbisch Hall ausschrieben, um darinn über die Mittel, die Kreise wieder in ihre alte Freyheit einzusetzen, Raths zu pflegen.

Sie

Sie begaben sich am angesetzten Tag dahin, ungefehr achtzehn bis zwanzig (10); die Venetianer, der Fürst von Oranien, die Staaten von Holland, der Herzog von Savoyen, der endlich entschlossen war der gemeinschaftlichen Sache beyzutreten, erschienen dabey durch Abgeordnete. Die Manifeste, welche man dabey zu verbreiten beflissen war, nebst den Reden, welche (Jean de Thumery) Boissise und andre Agenten Sr Majestät öffentlich und in Privatzusammenkünften daselbst führten, hatten so gute Wirkung, daß man öffentlich darüber berathschlagte, wie den Progressen des Hauses Oestreich Einhalt zu thun sey, und daß beschlossen wurde, im Namen der versammelten Mächte Gesandte an Se allerchristlichste Majestät zu schicken, um Ihr alle ihre Kräfte anzubieten, und dagegen die Ihrige zu erbitten. Diese Gesandte wurden ernannt und gingen sogleich ab.

Heinrich hatte ihnen so eben die erste Audienz gegeben, als er ins Zeughaus zu mir kam, um sich mit mir über alles zu besprechen, was sie ihm eröffnet und angeboten hatten, und um sich bey mir Raths zu erhölen, wie er auf ihre Anträge antworten solle. Er befahl mir die Sache wohl zu überdenken, während er zur Mittagstafel bey Zamet gienge; im Rückweg werde er einen Theil des Nachmittags bey mir in meinem Garten, wo er den Platz der Zusammenkunft bestimmte, zubringen. Wir stellten uns beyde richtig ein. Bey Seiner Ankunft nahm er mich bey der Hand, und nechdem er jedermann sich hatte entfernen lassen, gingen wir gegen das Ende der Allee, die in eine Terrasse ausgeht, dem gewöhnlichen Ort unsrer ernstern Unterredungen. „Nun, sagte er, was sagen Sie zu „unsern Angelegenheiten? denn der spricht so, jener „wieder anders davon." Der Augenblick schien mir

günstig, ihn in Seinem Entschluß zu bestärken. Ich machte ihm begreiflich, daß die, welche ihn bekämpften ohne Zweifel ihre geheime Gründe dazu haben müßten, die ich itzt nicht wissen wolle. Denn die Sache aus den drey Hauptgesichtspunkten, nämlich seiner Person, der innern Verfassung seines Reichs und der Umstände von aussen betrachtet, scheine keinen längern Aufschub zu gestatten. Seine Person vertrete, ohne Schmeicheley, für die Franzosen die Stelle der grösten Feldherrn und Staatsmänner seines Jahrhunderts. Ein solche Schule müsse unfehlbar große Männer im beyden Fächern ziehen, wie sie es denn auch bereits gethan habe. Diese werden ihm die neue Bürde, die er nun bald auf seinen Schultern fühlen würden, tragen helfen. Die innern Angelegenheiten betreffend, seien jezt weder Prinzen noch Große, noch Städte in seinem Reich, welche die Lage, die Mittel und den Willen hätten, sich seiner Unternehmung zu widersetzen, vielweniger also, mit ihm anzubinden, wenn man ihn über die vereinigte Kräfte Europens gebieten sähe. Ueberdies eröfne sich ein Schauplatz, wo wackre Männer Gelegenheit suchen und finden würden, sich rühmlicher hervorzuthun, als in finstern nur mit Schande lohnenden Verschwörungen. In der äussern Verfassung endlich sey die Schwierigkeit, so viele Köpfe unter einen Hut zu bringen, die immer für die einzige wirklich beträchtliche gegolten habe, nun gerade bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit, glücklich gehoben. Ich fuhr fort:

„Es kommt also nun noch einzig darauf an, ob „Sie hinreichende Mittel haben, den Krieg auf eben „den Fuß fortzusetzen, so lang er geführt werden muß, „auf welchen Sie ihn eröffnen werden" — denn das gab ich zu, daß er sich endlich ganz auf Frankreich wäl-

wälzen würde — „und da will ich Ihnen denn sagen, „daß wenn Ihr Krieg nicht über drey Jahre anhält, „und Sie nicht über vierzigtausend Mann dazu nöthig „haben, ich Ihnen, was die Hauptsache, das Geld be„trift, genug schaffen will, ohne eine neue Auflage „auf Ihr Volk zu legen. Von andern Bedürfnissen, „Mundvorrath und Kriegsmunition u. s. w. will ich „Ihnen so viel aufweisen, daß Sie sagen sollen: es „ist genug! und dann glaube ich auch, daß wir bey der „Art, wie wir den Krieg führen werden, von drey „Fahnen, weiß, schwarz und roth, nur die erste werden „wehen lassen dürfen, und zwar einmal für allemal, indem „das Schicksal des ersten, der sich widersetzen will, „die andern belehren soll. 11).

Aber, ohne Sie zu unterbrechen — fragte der König — wie viel habe ich wohl Geld liegen? denn ich habe das nie so recht gewust.

Wie viel denken Sie wohl, Sire?

Habe ich denn zwölf Millionen baar?

Noch etwas drüber.

Wie? vierzehn?

Noch etwas drüber.

Und so fuhr Er fort, stets um zwo Millionen zu steigen, weil ich ihm jedesmal nichts zur Antwort gab als: noch etwas drüber, bis er endlich bey dreyßig Millionen ausrief, indem er mich mit wahrem Entzücken umarte:

O! mehr verlang ich nicht von Ihnen!

Ich habe eine Rechnung aufgesetzt, Sire, woraus Ew. Majestät ersehen werden, daß Sie auf einen neuen Fond von vierzig Millions an Ausserordentli-

chem in drey Jahren rechnen können, ohne etwas von den gewönlichen Ausgaben für Ihren Hof und den Staat abzubrechen, vorausgesetzt, daß meine gute Wirthschaft nicht durchkreuzt werde.

Wo haben Sie diese Rechnung? Geschwind!

Ich werde Sie Ihnen geben so bald Sie wollen, von mir selbst geschrieben.

Ich zeigte Ihm hierauf, wie viel er damit an Mannschaft Geld 2c. von seinen Alliirten zu verbinden hoffen durfte, vorausgesetzt, daß er unverrückt bey dem Theil seiner Entwürfe beharrte, welchem zu folge wir übereingekommen waren, daß er jedermann mit denen dem Haus Oestreich genommenen Eroberungen bereichern sollte, ohne etwas davon für sich zu behalten.

Halt! fiel er mir hier ein; da sollt ich also sechzig Millionen dran spendiren, um Eroberungen für andre zu machen, und ich bekäme nichts davon? Nein, so ists nicht gemeint. Und, sagen Sie doch auch, was soll denn aus Spanien werden?

Spanien soll bleiben, Sire, was und wie es ist, ohne seinem König etwas abzunehmen. Es soll Ihnen zum Zügel dienen, um diejenige an sich zu behalten, welche Ihre Freygebigkeit bereichert haben wird. Denn da ein König von Spanien immer noch mächtig genug seyn wird, um jeden einzeln zu erdrücken, welcher sich von Ihnen absondern wollte, so werden sie nie die Dankbarkeit aus den Augen verlieren, die sie Ihnen schuldig sind.

Ohne zu der allgemeinen Maxime, daß allzugrosse Ausdehnung einen Staat mehr schwächt als verstärkt, meine Zuflucht zu nehmen, brachte ich den König ohne Mühe dahin, daß er mir alle die Unannehm-

nehmlichkeiten zugab, welche für ihn daraus erwachsen würden, wenn er sich Länder zueignen wollte, welche ein ewiger Stoff von Eifersucht und Haß seyn würden, und daß, alles wohl erwogen, der größte und wesentlichste Vortheil, den er sich durch seine Eroberungen verschaffen könnte, darinn bestehen würde, daß er durch deren billige Austheilung sich das Recht erwürbe, für den Wohlthäter und Schiedsrichter von ganz Europa zu gelten.

Was ich mehr billigte, war: gegen jede mißliche Wendung so auf der Hut zu seyn, daß wenn z. B. seine Alliirten ihn im Stich liessen oder verriethen, er immer noch sich einen leichten, gefahrlosen und selbst ehrenvollen Rückzug mit seinem Heer offen hielte; zu welcher Absicht mir nichts geschickter schien, als die Vorsicht, auf dem Weg nach Cleve in verschiedenen Zwischenräumen Forts anlegen zu lassen. Ich rieth noch ferner vorerst für reichlichen Mundvorrath in jenen Gegenden zu sorgen, indem nicht nur der Transport in einem mit Flüssen so sehr durchkreuzten Land seine besondere Schwierigkeiten hat, sondern auch diese ganze Gegend unter so viele kleine Fürsten getheilt ist, welche bereits alle Früchte der heurigen Erndte, nachdem sie einen beträchtlichen Theil davon hätten rauben sehen, aufgeschüttet hatten, so daß eine Armee Mühe haben würde, sich vierzehn Tage daselbst zu halten, ohne zu den Magazinen eben dieser Fürsten Zuflucht nehmen zu müssen, welche ihnen so theuer verkauft werden würden, daß alles Geld kaum zureichen möchte. Ich sagte Sr. Majestät: wenn Sie so wollten, so würde ich Handelsleute zu mir kommen lassen, mit denen ich sonst große Unternehmungen zu akkordiren gewohnt wäre, und wollte mit ihnen einen billigen Preis von allem was man nöthig

haben möchte, bis auf das Geringste hinaus, ausmachen.

Der König faßte noch einmal alles zusammen, was er gehört hatte, und sagte mir dann im Weggehen: Er werde aufs neue sehr ernstlich überlegen, was er zu thun hätte. Ich solle meiner Seits nicht vergessen, immer mehr in die Sache einzudringen; Er werde sehr oft zu mir kommen, um sich mit mir darüber zu besprechen, und ich könne immerhin anfangen, die Zurüstungen und alle Provisionen zu veranstalten, wovon ich ihm gesagt hätte, woraus ich schloß, daß ich wenigstens einen Theil meines Wunsches erreicht habe.

Ich ließ meine Kaufleute von Lüttich, Aachen, Trier und Cölln kommen, mit denen ich mit Vorbehalt der Genehmigung Sr. Majestät, folgenden Kauf schloß: sie sollten mir binnen drey Monaten an die bestimmte Gränzörter gegen Cleve, jede Art von Mund- und Kriegsprovision, Kaufwaaren, Werkzeuge ꝛc. (ich hatte ein vollständiges Verzeichnis von allem aufgesetzt, was zu einer Armee von fünf und zwanzigtausend Mann zu Fuß und fünf tausend zu Roß erforderlich ist) liefern, und zwar im izigen Marktpreis. Es war im Oktober. Ich meiner Seits werde ihnen eine Summe von sechsmalhunderttausend Thalern vorschiessen, welche ganz oder wenigstens ein Jahr lang in ihren Händen bleiben sollte, gegen Caution von einer Million zu Paris zur Sicherheit für diese Summe, die ihnen zugleich zur Schadloshaltung für die Kosten beym Kauf und Verkauf, Abgang und dergleichen dienen sollte.

Der König billigte diesen Handel so sehr, daß Er mir befahl, ihn abzuschliessen. Allein da er sich in

der

der Freude seines Herzens darüber nicht hatte enthalten können mit Sillery, Villeroy und Jeannin und dann auch mit dem Herrn Grafen von Soissons, dem Kardinal von Joyeuse, dem Herzog von Epernon und mehrern andern davon zu reden; so nahmen sich einige von ihnen so boshaft und so verschlagen dabey, um ihm zu verstehen zu geben, daß ich Ihn endlich doch in mein Garn bekommen habe, indem ich ihn dahin gebracht hätte, [illegible] Magazine — die ich, sagte man schon so lange für mich selbst anzulegen wünschte — im Ausland zu veranstalten. Bey aller Sr. Vorsicht gegen alles, was von ihnen kam, verschlang Er doch endlich ihr Gift. Als ich ihn nach einigen Tagen wieder sah, fragte er mich, ob der Proviantkontrakt in Richtigkeit sey? Noch nicht, antwortete ich ihm, weil mir die Sache so wichtig geschienen habe, daß sie wohl ein Patent vom Staatsrath verdiente, der sich seither noch nicht versammelt habe. Heinrich fand in diesem Einfall, der ihm nur ein Beweis von meiner Genauigkeit im Dienst hätte seyn sollen, ich weiß nicht was für einen Anstrich von falscher und ränkevoller Vorsicht, welche ihn in seinem Argwohn bestärkte. Er sagte mir daher: ich sollte nicht abschliessen, ohne vorher Befehl von ihm dazu zu haben. „Die Kaufleute werden nicht warten wollen, Sire“ sagte ich darauf, ohne Arges dabey zu denken. „Wollen Sie nicht warten so mögen sie hingehen,“ versetzte er, in eben dem trocknen Ton. Ich machte große Augen, und da auf meiner, wie auf seiner Seite, sich der Aerger mit ins Spiel mischte, sagte ich: „Hoho! Sire, ich sehe „wohl, Sie haben etwas im Kopf, was ich „nicht weiß; ich will die Leute wieder heim schicken; „Sie werden sich aber, wenn es Ihnen gefällig ist, „seiner Zeit dieser Sache wieder erinnern,“ und damit schieden wir denn ganz frostig von einander.

Es war nun nicht mehr von der Proviantsache die Rede bis nach einer ziemlich langen Zwischenzeit der König von andern Sachen im Zeughaus vor einigen Personen mit mir sprach, und mich dann wie gewöhnlich auf die Seite zog, und zu mir sagte: „Ich habe Nachricht erhalten, daß die Herrn Staaten mir nächster Tagen eine Gesandschaft schicken werden, um alles Nöthige mit einander zu verabreden. Wir werden sie vernehmen, und unterdessen müssen wir uns rüsten, auf daß nichts fehle? Mehr sagte er dießmal nicht. Die Abgeordneten kamen beynahe unmittelbar darauf, und hatten Briefe von dem Prinzen von Oranien und dem niederländischen Staatsrath an Se. Majestät und mich. Heinrich erbrach sie alle, und sah daraus, daß man ihm dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmuug verbürgte, auf den Fall, daß er die Vorsicht brauchen würde, an Ort und Stelle die nöthige Provision schaffen zu lassen, worüber man ihm ungefähr dieselbe Anschläge gab, die ich selbst ihm gegeben hatte. Darüber giengen ihm denn die Augen auf. Er schloß meine Briefe wieder zu, und gab sie l'Oserai, um sie mir zu überbringen. Ich bemerkte leicht diese Betrügerey, für die ich ihn mit einer andern bezahlen zu können glaubte, die eine gute Absicht zum Grund hatte. Ich versiegelte die Briefe ebenfalls wieder, nachdem ich sie durchgelesen hatte, und redete es mit l'Oserai ab, daß er mir sie, als wie zum erstenmal, bringen sollte, so bald er wüßte, daß der König, welcher nach Mittag ins Zeughaus kommen würde, bey mir wäre.

Der König kam richtig, und sagte sogleich zu mir: „Haben Sie Briefe von den Herrn Staaten bekommen? Ich habe gehört, es sollen welche an Sie da seyn.“

Ich

Ich habe noch keinen zu sehen bekommen, Sire.

Nun, Sie werden Sie noch erhalten; denn ich habe befohlen, daß man sie Ihnen bringen soll, und die meinigen mit. Unterdessen wollen wir von unserm Geschäft reden. Wie denken Sies mit dem Proviantwesen zu halten? Denn wir ziehen dahin zu einer Zeit, da nichts mehr zu leben vorhanden seyn wird.

Das hatt' ich schon lang vorausgesehen, Sire, und die nöthigen Befehle deshalb ausstellen wollen; Sie selbst hätten mir damals nicht nur Ihren Beyfall, sondern auch Befehl deswegen gegeben. Aus Bosheit gegen mich machte man Sie nachher wieder davon abwendig. Ich fürchte sehr die Nachwehen davon möchten nun Sie treffen. Denn was damals, kurz nach der Erndte, leicht und wohlfeil hätte geschehen können, dürfte nun sehr schwer und kostbar zu bewerkstelligen seyn. Ich weiß sogar nicht, ob sich jemand finden möchte, der jezt Waghals genug wäre, die Proviantlieferung für eine Armee zu übernehmen, wo über anderthalbhunderttausend Mäuler zu nähren, und mehr als dreyßigtausend Pferde zu füttern sind...

„Wer es übernehmen wird? Sie, wenn Sie mich nicht betrüben wollen."

Lieber sterben wollt ich, Sire, als Sie betrüben; allein Sie sollten mir eben so wenig izt, da sie unmöglich worden sind, Dinge befehlen, die ich thun wollte, als es noch Zeit dazu war.

„Nichts vom Vergangenen; denken wir auf die Zukunft. Sie müssen mir hierinn dienen, und zu ihren andern Aemtern auch noch das eines Proviantoberaufsehers übernehmen. Ich bitte Sie darum als meinen

Freund; denn ich weiß, wenn Sie wollen, wie sonst, so werden Sie der Sache recht gut vorstehen."

Ich stellte hierauf Sr. Majestät ganz ernstlich vor: es sey bereits genug und übrig genug für mich, mit der Sorge für die Artillerie, welche allein vier Personen vollauf zu thun geben könnte, besonders unter gegenwärtigen Umständen, und mit der Sorge für alle gewöhnliche Staats-Ausgaben, für den Hofstaat Sr. Majestät, der Königin Seiner Gemahlin, und Seiner Kinder, für das Festungswesen, Bauwesen und andre öffentliche Werke, endlich für alle Seine Kriegsleute in und ausser dem Reich beladen zu seyn.

„Wie? sagte Heinrich, Sie wollen mir etwas abschlagen, um das ich Sie so angelegentlich bitte, wie nur ein Freund den Freund bitten könnte? Wahrhaftig, wenn Sie dieß thun, werde ich glauben müssen, daß Sie mich nicht mehr lieben, und daß Sie mit Entwürfen umgehen, mit denen man mir schon lange den Kopf warm machen wollte."

Wie, Sire — versetzte ich sogleich, indem ich das Wort auffaßte, das Ihm entfallen war — ich bin also wirklich so unglücklich, daß Sie, während ich mich ganz für Ihren Dienst, Ihre Ehre und Ihren Ruhm aufopfere, dennoch stets wieder auf die geringste Ohrenbläserey in Argwohn und Mißtrauen gegen meine Treue verfallen? Ich gestehe Ihnen, daß dieß meinen Muth ganz niederschlägt, und mich noch ins Grab legen wird.

„Nun denn — sagte Er, indem Er es darauf angelegt hatte, mich auf alle Art zu bestürmen, — da Sie es auf diesen Fuß nehmen, so weiß ich ein Mittel so mancherley Schwierigkeiten ohne Mühe auszuweichen. Aus unsrem Marsch wird nichts, wir bleiben

ben zu Haus, vertreiben uns die Zeit, so gut wir können, und leben mit aller Welt im Frieden, indem ich mich mit männiglich vertrage und alles mit Geld abmache. Wir haben ja so genug zusammengescharrt; wollen wirs also dazu verwenden."

Das ist ein sehr guter Gedanke Sire, und ich besonders werde dadurch einer Menge Verdrüßlichkeiten, Nachtwachen, Strapazen, Vorwürfe und Gefahren überhoben seyn. — —

In einem Ausbruch von Zorn, dessen er nicht mächtig war, unterbrach mich Heinrich, und warf mir vor, daß ich nun auch Heuchler werde. „Ich weiß, sagte Er, was Sie sagen ist himmelweit von Ihren Wünschen und Absichten entfernt, und Sie würde es just am ärgsten verdrüßen, wenn wir den Krieg nicht begönnen, um den Sie mir schon so lange so sehr anliegen."

Ja Sire, wahr ists, ich sehe die itzigen Umstände als die günstigste Gelegenheit dazu an, Ruhm zu erndten, wenn Ihre Neigung darauf geht. Indessen muß ich auch thun, als sähe ich das nicht, wenn Sie nicht Lust haben, die Umstände durch Sich selbst zu unterstützen. Ich setzte noch hinzu: nicht nur beruheten seine Entwürfe auf seiner eignen Person, sondern sie hingen auch so ganz von ihm ab, daß, wie er alles für ihren glücklichen Erfolg vermöge, er eben so durch eine einzige Gebährde oder ein einziges unvorsichtiger weise entfallenes Wort, alles auf immer verderben könne. Endlich nachdem ich auf ein Temperament gesonnen hatte, das uns einander wieder näher bringen könnte, sagte ich: Uebertragen Ew. Majestät die Oberaufsicht über das Proviantwesen den Herrn Jeannin und Caumartin, und ich verspreche Ihnen denselben

ben mit Rath und That, Credit, Leuten und Geld an die Hand zu gehen, als gälte es mein Leben. Allein unternehme ich es allein, so werden Sie nie glauben, daß die Schwierigkeiten etwas anders zum Grund hätten als Nachlässigkeit oder Mangel an Treue auf meiner Seite.

„Nun gut, ich will sehen was sich thun läßt; aber das sage ich Ihnen, wenn die andern nicht ohne Sie dran wollen, so machen Sie sich gefaßt, gemeinschaftlich mit ihnen daran zu arbeiten; wo nicht, so stelle ich meinen Zug ein."

L'Oserai kam hier mit den Briefen, und bekam einen derben Verweis, daß er mir sie nicht eher gebracht hätte.

Von dieser Zeit an hörte der König nicht wieder auf, sich beynahe einzig mit der Ausführung seiner Unternehmung zu beschäftigen. Die Berathschlagungen, die von itzt an darüber gehalten wurden, giengen jedoch sehr geheim zu und meistens im Arsenal. Er zög jedesmal den Herrn von Vendome dazu, den er in allen Staats- und Kriegsgeschäften zu unterrichten Sorge trug. Da er wahrnahm, daß eine gewisse Kälte zwischen diesem Prinzen und mir herrschte, nahm er sich vor, uns zu Freunden zu machen; was er auf folgende Art unternahm.

Man hat mir gesagt — sprach er eines Tags — daß mein Sohn Vendome und der Ihrige nicht allzu gut mit einander stehen; ich will sie mit einander aussöhnen. Lassen Sie den Ihrigen morgen um 8 Uhr in Ihrem Kabinet seyn, ich werde mit dem meinigen dahin kommen und mit beyden reden, wie sichs gehört. Als wir nun alle vier allein bey einander waren; nahm Heinrich die beyden jungen Leute an der Hand, und

sag-

sagte: „Ihr seht, wie ich Herrn von Sully liebe, und mit welcher Offenheit ich hier mit ihm handle. Ich will, daß ihr eben so gegeneinander seyd, und uns glaubet, damit ihr uns einst im Alter zum Stab dienen könnet. Und Ihr, mein Sohn, sollt mir Herrn von Sully ehren wie mich selbst; Ihr sollt ihn besuchen, ohne ihm jedoch beschwerlich zu fallen, um von ihm das Kriegshandwerk und die Ordnung zu lernen, die man in Geschäften beobachten muß. Seine Liebe zu mir bürgt mir dafür, daß er vor Euch nichts, was er weiß, geheim halten wird, so wenig als vor seinem eignen Sohn, den Ihr mit Bruderliebe lieben sollt. Ich befehle Euch beyden, alles zu vergessen, was einigen Kaltsinn unter Euch verursacht haben mag.

Wir bemerkten mit Freuden, daß jeder Tag irgend eine Hinderniß hob. Der gedachte Antrag eines Bündnisses gieng erwünscht beym Herzog von Savoien. 12) Der König von Schweden erbot sich von selbst, und um sein Interesse desto fester an das unsrige zu knüpfen, gab er dem König zu verstehen, daß er sich nach Frankreich wenden werde, um eine Gemahlin für seinen Sohn, den Kron-Prinzen, zu holen, der bey all seiner Jugend doch schon muthig die Entschlüsse seines Vaters unterstützte. Die Könige von England und Dännemark waren schon mehr als halb gewonnen. Die Protestanten in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und Oberöstreich, angetrieben von unsern Agenten, und noch stärker bestimmt durch die Verfolgungen und Grausamkeiten, womit die Jesuiten sie durch die kaiserlichen Minister bedrücken ließen, gaben uns ihr Wort, eine mächtige Diversion an diesen Grenzen Deutschlands zu machen, sobald der Krieg erklärt seyn würde. Man sah aus den Briefen von Bongars und aus denen des Landgrafen von Hessen, daß

daß der Churfürst von Sachsen sich nicht entschliessen würde, Parthie gegen den Kaiser zu nehmen. Dagegen aber machte sich der Churfürst von Bayern zu allem anheischig, gegen Versicherung daß er zum Nachfolger des Kaisers gewählt, und itzt sogleich zum Römischen Köuig ernannt würde. Die Schweizer schienen sehr günstig gestimmt zu seyn. Niemand widerstand dem Reiz der Eroberungen, mit deren Hoffnung man sorgfältig jedermann schmeichelte. Der Papst selbst, der doch für den galt, welcher am schwersten zu gewinnen wäre, schien nicht unempfindlich dagegen. Als ich eines Tages dem Nuntius gesagt hatte: ich wäre derauf bedacht seinen Herrn zu einem König zu machen; dankte er mir für dieß Wort als für die beste Neuigkeit, die er, wie er sagte, Sr. Heiligkeit je berichten könnte.

Allein ein ungleich wirksameres Hülfsmittel, dessen wir auch bereits angefangen hatten uns zu bedienen war — im Fall einer Weigerung des Hohenpriesters, so wie der andern kleinen Italienischen Staaten Florenz, Mantua, Montferrat, Modena, Urbino, Genua, Lucca, eine Armee gegen das Mailändische anrucken zu lassen, und sie alle zu zwingen, sich entweder mit uns zu verbinden, oder wenigstens einige Summen zu der allgemeinen Kriegsrüstung beyzusteuern. Lesdiguieres hatte die Aufträge erhalten, ein Corps von zwölftausend Fußknechten und zweytausend Reutern auf die Beine zu bringen, und ich hatte zu deren Unterhaltung einen Fonds von monatlich hunderttausend Thalern beyseit gethan, wozu die Anweisungen bereits ausgefertigt und abgegangen waren. Ich zählte darauf, daß der Herzog von Savoyen, die Venetianer, die eifrigsten Theilnehmer, welche auch in der That bey diesen Stücke des Projekts am meisten interessirt waren,

ren, und der Papst, — vorausgesetzt, daß er dahin gebracht würde, sich zu erklären, — eben so viel stellen würden.

Da der Sturm zuerst gegen Deutschland einbrechen sollte, so warb man wirklich für die große, für Cleve bestimmte Armee zwanzigtausend Mann Infanterie, viertausend Cavalerie und sechstausend Schweizer. Der Artilleriezug belief sich auf nicht weniger als funfzig Kanonen, verhältnißmäßig viele Karren, Pferde, Maulthiere, und übrige Bagage, alles gleich gut im Stand und unterhalten. Nachdem die Werbung in Richtigkeit war, fieng dieß alles an, gegen Cleve zu defiliren, obschon der Krieg noch nicht erklärt war. Die Compagnie von zweyhundert Kriegern, die den Namen der Königin führte, und wovon ich Capitain-Lieutenant war, hatte Ordre, am letzten Julius vollzählig und völlig gerüstet, zu Mezieres einzutreffen.

Der König, der die Kriegsfahne nicht aufstecken wollte, bis das folgende Frühjahr die Zeit ins Feld zu rücken gebracht haben würde, suchte bis zehn Tage vor dem zu seiner Abreise festgesetzten Tag alles zu vermeiden, was den Schein eines Angrifs haben könnte. Er fand selbst für gut, einen Brief an den Erzherzog zu schreiben, worinn er ihm meldete: da er von dem wahren Erben des Herzogs von Cleve gebeten worden sey, ihnen gegen einige Particüliers beyzustehen, die unterstüzt von verschiedenen mächtigen Fürsten sich ihrer Staaten bemächtigen wollten, so habe er ihnen seinen Beystand nicht versagen können. Da nun der Weg seiner Armee durch Länder unter des Erzherzogs Bothmäßigkeit gienge, so bäte er ihn, ihm einen freundschaftlichen Durchzug zu gestatten. Er werde keine Feindseligkeit ausüben, wenn er nicht dazu genöthigt werden sollte, und werde scharfe Mannszucht unter

seinen

seinen Truppen halten. Die Antwort des Erzherzogs kam erst nach dem Tod Sr. Majestät: hier ist sie: „Monseigneur, ich bin Ihr unterthänigster Diener, „und in dieser Eigenschaft bitte ich Sie, durch mein „Land zu ziehen. Denn weder Thore noch Lebensmit„tel sollen ihnen darinn verweigert werden, indem ich „mich auf die Versicherung, die Ew. Majestät mir zu „geben geruhen, verlasse daß dabey weder Unordnung „noch irgend eine Feindseligkeit begangen werden soll."

Dieß ist die Lage, in welcher sich die französischen Angelegenheiten zu Ausgang des Jahrs tausend sechshundert und neun befanden. Heinrich hatte sich in den letzten Monaten desselben einzig mit seinem Projekt beschäftigt. Der Anfang des folgenden änderte weder seinen Entschluß noch unterbrach es seine sorgfältige Bemühungen. Er war so voll davon, daß es Ihm oft begegnete, daß er auf die unvorsichtigste Art davon sprach. Als ich ihm am Neujahrtag gratulirte, und das gewöhnliche Geschenk brachte, fand er die Idee, welche ich auf den goldenen Denkmünzen ausgeführt hatte, so sehr nach seinem Geschmack, daß er zwo davon zu sich steckte, um sie einigen seiner Höflinge zu zeigen. Man sah darauf die Erdkugel, von ihrer eignen Schwerkraft im Schwung erhalten mitten in einer von wütenden Windstössen und Stürmen empörten Atmosphäre, und die lateinischen Worte in der Exergue: Suo se pondere fulcit (Sie stützt sich auf sich selbst) bestimmten vollends die Beziehung dieses Sinnbilds auf die Lage der Angelegenheiten des Staats, der durch die weise Regierung Heinrichs des Großen in Stand gesetzt worden war, über alle Bemühungen seiner Feinde zu triumphiren. Er fand beym Aufstehen von der Mittagstafel den Herrn Grafen von Soissons und die Kardinäle von Joyeuse und du Perron, welche in dem Bücherkabinet miteinander

ander sprachen, und zeigte ihnen die Schaumünzen. Ihm zu gefallen steigerten nun diese Herrn noch auf das Lob, das Er mir beylegte, und sagten: ich verdiene dieß um so mehr, da es eine Seltenheit um Männer sey, welche mit der Neigung für Kabinetsarbeiten zugleich die für die schöne Wissenschaften verbänden.

Ich war bey dieser Rede gegenwärtig, so wie noch viele andre Personen, welche dem König gefolgt waren. Heinrich entfernte sie alle, außer dem Herrn von Vendome, um mit den erstgenannten zu reden. La Varenne und Beringhen blieben ebenfalls, hielten sich aber entfernt bey der Thüre. Nicht ohne großen Verdruß mußte ich dann mit anhören, wie er vor Leuten, die ich nicht alle für gleich gutgesinnt hielt, anfieng von seinen großen Entwürfen zu reden, und dann herausfuhr: dießmal gedenke er Spanien so tief zu erniedrigen, daß es von nun an aufhören werde, ein furchtbarer Gegenstand für Frankreich zu seyn, dieses möchte auch, welche Veränderung es sey, in dem königlichen Haus oder in der Regierungsform erleben. Ueber alle Beschreibung viel stand ich aber aus, da ich ihn, nach diesen schon an sich so unvorsichtigen Reden, noch bereit sah, sogar noch den ganzen Rest seines Geheimnisses auszuplaudern, und ganz wesentliche Partikularitäten davon zu entdecken. Er dachte nicht daran, wie oft er mir selbst im vorigen Jahr gesagt hatte: Er sey von Leuten umzingelt, die ihm unaufhörlich Schlingen legten, um die geheimste Winkel seiner Seele zu durchspähen, und deren Neugier nur aus einem sehr bösen Grund herrühren könne.

Ich nahm mir die Freyheit ihn unvermerkt an seinem Mantel zu zupfen, was er so gut verstand, daß er plötzlich inne hielt, als wenn ihn die Schwäche sei-

nes Gedächtnisses nöthigte, abzubrechen. „Mein Gedächtniß, sagte er, wird äußerst schwach; besonders vergesse ich beynahe alle Namen von Personen, Städten und Landschaften. Ich bitte Sie, — fuhr er fort, indem er sich an mich wegen einer Sache wendete, um die er mich bereits zu bitten angefangen hatte, — setzen Sie mir schriftlich Denkzettel auf, von allen meinen eignen Entwürfen, von ihrem Grund, von den zu ihrer Vervollkommnung dienlichen Mitteln, und von den verschiedenen Unterredungen, die wir mit einander gehabt haben, so weit Sie sich zurückerinnern können, damit ich dadurch mein Gedächtniß auffrischen, und dann besser mit denjenigen von meinen Dienern reden könne, in die ich das meiste Vertrauen setze."

Auf diese Art zog er sich noch geschickt aus der Nothwendigkeit, in die er sich versetzt hatte, ihnen noch mehr zu entdecken. Ich antwortete ihm, in Ansehung der verlangten Aufsätze, daß ich es nicht unterlassen würde. Es sey aber kein so kurzes oder so leichtes Stück Arbeit; so daß ich Ihn zu vergnügen nicht im Stand wäre, wenn ich nicht glücklicherweise das Merkwürdigste dazu schon vor langer Zeit aufgezeichnet hätte, und dennoch befürchtete ich bey allem dem, meine Ausführung möchte in Ansehung von tausend Umständen mangelhaft bleiben, die man nur aus seinem eignen Mund ganz genau wissen könnte, und von denen er mit mir nie anders als hie und da abgebrochen geredet habe. — Hier endigte sich unsre Conversation.

Der König nahm einen Theil des Hofs mit auf die Jagd, und ich ging hin, um zu Haus an der Zusammenstellung und Anordnung meines Angemerkten zu arbeiten. Es waren darunter äußerst wichtige Dinge,

Dinge, die Finanzen betreffend, die aber nur eine mittelbare Beziehung auf die Entwürfe Sr Majestät hatten. Ich sonderte die, welche ich für sachdienlich hielt, aus, und ging dann nach sechs oder acht Tagen wieder damit zum König, dem ich bey deren Ueberreichung sagte: die, welche das Projekt so ungern sehen, würden noch mehr betrübt werden, wenn sie wüßten, was ich ihm zu zeigen hätte. „Wie das? — sagte er, — hätten Sie mir denn bis jetzt etwas Wichtiges in der Sache geheim gehalten? Ich sollte nicht denken." Ich antwortete ihm: das sey auch nicht der Fall; allein tausend Dinge, deren man sich kaum erinnere, wenn man sie einzeln, so wie sie einem einfallen, abgehandelt habe, haben in der Zusammenstellung ein ganz andres Gewicht. — Ich ließ Ihm meine Aufsätze.

Von denen, welche seine Entwürfe betrafen, hatte ich ihm nur erst die allgemeinsten gegeben. Nachdem er sie durchgesehen hatte, kam er eines Morgens ins Zeughaus, wo er sich mit mir in mein Kabinet einschloß und sagte: „ich habe Ihre Aufsätze gelesen und wieder gelesen; sie enthalten manches Gute, leicht faßlich und ausführbar. Allein, allein! bey manchem andern scheint es mir, daß sich manches dagegen sagen ließe, und wobey Sie selbst wohl schwerlich Ihre Rechnung finden dürften."

„Das hatte ich wohl gedacht, Sire, — sagte ich, — daß Sie diese Sprache gegen mich führen würden. Ich bitte Sie erst zween andre Aufsätze abzuwarten, die ich ausgefertigt habe, ehe Sie weiter reden, und halte mich dann versichert, daß sie einen guten Theil Ihrer Zweifel aufhellen und Sie zufrieden stellen sollen."

„Gut, gut, überlassen Sie mir dieselbe zur bequemen Durchsicht, und dann will ich Ihnen meine Meynung davon sagen.“

Diese leztern Aufsätze enthielten in der That nichts als Erläuterungen, vorzüglich über die Einwürfe, die man machen könnte: wo der König alle die viele zur Ausführung seiner ungeheuren Entwürfe nöthige Soldaten und all das zu ihrer Unterhaltung erforderliche Geld hernehmen sollte?

Der König erwartete mit Ungeduld diese zwote Schrift, und kam von selbst sie bey mir abzuholen. Er nahm seine Augengläser, die auf dem Tisch in meinem Kabinet lagen, und nachdem er von vornen bis hinten mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, gestand er mir, daß der Aufsatz, den ich ihm vor acht Tagen gegeben habe, ihm nun mit Hülfe des gegenwärtigen deutlich werde, und daß er anfange, einen glücklichen Erfolg zu hoffen, indem er so beträchtliche Summen entweder wirklich aufgehäuft oder doch sehr leicht zu bekommen sehe. „Denn wenns uns nur nicht an Geld fehlt, so soll mirs sicher weder an Mannschaft, noch an Muth, noch an Thätigkeit fehlen. Glauben Sie nicht auch so?

„Ja, Sire, antwortete ich; dieß glaube ich auch, und es ist nichts so groß, was ich nicht von Ihnen glaube und erwarte. Allein sehen Sie hier noch einen Grund mehr für Sie,“ sezte ich hinzu, indem ich ihm eine endliche kleine von mir eigenhändig geschriebene und unterzeichnete Berechnung zeigte, welche nichts als ein bloßer Sortenzettel von dem gegenwärtig in seinem Schatz wirklich vorhandenen Summen war. Heinrich umarmte mich dreymal innig, als er sah, daß der Belauf dieser kleinen Schrift nicht weniger als

sechs

sechs und dreyßig Millionen war, und dann steckte er ihn sorgfältig bey. „Nun das waren doch zwo Berechnungen, die mir sehr leicht ums Herz gemacht haben, sagte Er, indem Er aufstand. Ich sehe also einen sichern Fond für meinen Aufwand."

„Denken Sie darum nicht, Sire, antwortete ich ihm beym Herausgehen aus meinem Kabinet, daß dieß der ganze Fond sey, den ich weiß. Im äußersten Fall der Noth werde ich wohl Mittel finden, Ihnen noch einmal soviel zu verschaffen, da Ihr Reich so fruchtbar und wohlhabend ist, daß es nicht erschöpft werden kann, wenn gut hausgehalten wird, und die Gelder, die man für den Krieg bestimmt, einzig darauf verwendet werden." — Uebrigens glaube ich meine Leser mit der langweiligen Hersetzung dieser Rechnungen verschonen zu müssen. Das Hauptsächlichste daraus werde ich unten beybringen, wo ich ohnehin die großen Entwürfe Heinrichs besonders darzustellen habe.

Er machte noch eine Reise nach Fontainebleau zu Anfang des März, blieb aber nur vierzehn Tage dort. Er kam dann unverweilt nach Paris zurück, und nach den Briefen die ich unter dieser Zeit von Ihm erhielt, scheint es, daß er sein Projekt nicht aus den Augen verlor. Denn sie enthalten nichts als Kriegsdetails. In einem schrieb er mir wegen der Rekrutirung für die fünf, auf zweyhundert Mann gesetzte Compagnien des Regiments Piemont; in einem andern von einer Compagnie Chevauxlegers, welche Er Soubise zu errichten befohlen hatte, und wozu er ihm zwölftausend Livres gab, die er mir in die erste Ausgabe zu bringen befahl. Ein andermal schrieb er mir: ich solle den Kanzler, Villeroy und Jeannin zusammen berufen, um mit ihnen darüber zu konferiren, was zur Proviant-

viantlieferung für alle seine Truppen erforderlich seyn möchte, wobey ich die Magazine längs der Maas allen andern vorziehen solle. Ein andrer dieser Briefe gab die Ordnung an, welche Er bey der Truppenaushebung, ihrer Enrollirung, ihrem Marsch nach dem Sammelplatz und andern dergleichen Einzelnheiten befolgt wissen wollte. Dieser Brief war an mich gerichtet, weil er noch insbesondere aus Gelegenheit der Aushebungen in meiner Befehlshaberschaft, geschrieben worden war.

Ich unterdrücke, wie gewöhnlich, einige andre Briefe, welche ihrem Inhalt nach allen den vorjährigen ähnlich sind, indem sie nur einige kleine Zahlungen und andre kleine Finanzdetails betreffen: nur einen einzigen will ich ganz hersetzen, den nämlich, worinn der König auf einige Worte antworten zu müssen glaubte, die ich über das Vergnügen hatte fallen lassen, das er jetzt daran fände, in Fontainebleau zu jagen und zu verweilen.

„Mein Freund; ich weiß wohl, was Sie in Ansehung meiner Jagd und meines hiesigen Aufenthalts gesagt haben. Denken Sie aber ja nicht, daß das Vergnügen, das ich an beyden finde, mich von der Sorgfalt für alles das abwenden möchte, was zu unsrem Zuge und der Anordnung meines Heers gehört, so weit dieß mir zukommt. Sorgen Sie nur für das Geschütz und Geld, auf daß nichts daran fehle; vorzüglich aber für Proviant. Denn da nach dem Aufsatz, den Sie mir in Betreff der abzuschickenden Gesandten überreicht haben, die Präsidenten Jeannin und Caumartin mit darunter seyn müssen, so liegt es nun Ihnen ob, andre auszuwählen, welche Sie wollen. Denn ich werde mich in allem

an

an Sie halten. Ueberdieß habe ich mir den Vortrag, den Sie mir neulich in Ansehung meiner Frau und einer andern bewußten machten, und die Versprechungen, die Sie gern von mir haben möchten, hin und her überlegt, und werde Ihnen darauf mehr sagen, wenn ich Sie wieder sehe, was in zwey Tagen geschehen wird. Adieu, mein Freund. Fontainebleau am funfzehnten März."

Nach seiner Rückkunft von Fontainebleau verwendete Heinrich den Rest vom Märzmonat und den April ganz darauf, die letzte Hand an alles zu legen, was noch zu thun war, um den Feldzug zu eröffnen; was er bald möglichst zu thun gedachte. Es verging von nun an beynahe kein Tag mehr, daß er nicht ins Zeughaus kam, und mehrere Stunden lang eingeschlossen da blieb. Die Zeit verging sehr geschwind unter Gesprächen über die Vollführung seiner großen Entwürfe, und über tausend Betrachtungen, die jetzt kurz vor einer so wichtigen Unternehmung anzustellen waren, sowohl in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten, als in Rücksicht auf die Ordnung, welche nothwendig in allen Theilen der innern Verfassung zu befestigen war, damit die Abwesenheit Sr Majestät nicht irgend etwas daran verrücken möchte. Der König hatte mich in dieser Absicht einen langen Aufsatz über den Krieg und die Staatsgeschäffte machen lassen, den er eigenhändig verbesserte, nachdem wir jeden Punkt davon geprüft hatten.

Sich an den verschiedenen Europäischen Höfen als Gesandte oder Abgeordnete aufzuhalten, während Er an der Ausführung seines Entwurfs arbeitete, ernannte er folgende Personen: Meinen Bruder für Rom

Rom und die andern Italienischen Fürsten und Freystaaten, die sich noch nicht für die Konföderation erklärt hatten; Boullion für Venedig und Savoyen; Caumartin für die Schweizer, Graubündter und deren Bundsverwandte; Schomberg für die Herzoge von Sachsen, Bayern und Braunschweig, den Markgrafen von Brandenburg und die andere deutsche Fürsten und Städte, welche dem Bündniß noch nicht beygetreten waren; Bongars in Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen; Boissise in Dänemark, Schweden und den Städten am Belt; Jeannin in Großbritanien und den vereinigten Provinzen und bey den Clevesschen Erben; Ancel in Wien und Polen; Preaux an die Erzherzoge; und Montglas nach Konstantinopel.

Die Direktion der innern Regierungsangelegenheiten wurde der Königin bestimmt, unter dem Titel einer Regentin, mit Beystand eines Staatsraths, ohne dessen Gutachten sie nichts beschließen konnte. Der König besetzte ihn mit den Kardinälen von Joyeuse, du Perron, den Herzogen von Mayenne, Montmorency und Montbazon, den Marschällen von Brissac, und Fervagues, und den Herrn von Chateauneuf, Siegelbewahrer der Regentschaft, von Harlay, Nicolai, Chateauvieux, Liancourt, Pont-Carré, Gevres, Villemontee, und Meaupou. Dieß Conseil konnte, außerdem daß es verbunden war sich nach den erhaltenen Instruktionen zu richten, in Dingen von großer Wichtigkeit nichts ausmachen, ohne an Se Majestät Bericht erstattet und Verhaltungsbefehle eingeholt zu haben. Es hatte unter sich noch vierzehn andre kleine Conseils, die aus fünf Personen von der Geistlichkeit, dem Adel, den Gerichtshöfen, der Finanzverwaltung und den Städtegemeinheiten genommen waren. Die Anzahl dieser kleinen Conseils bezog sich auf die Geschäffte

der Provinzen oder Befehlshaberschaften, worein das Königreich in folgender Ordnung abgetheilt wurde: Isle de France, Bretagne, Normandie, Picardie, Champagne, Bourgogne und la Bresse, Lyonnois, Forez, Beaujolois und Auvergne, Dauphine, Guyenne, Poitou, Aunis, Xaintonge, Angoumois und Limosin, Orleanois, Anjou und Touraine, Maine und Perche, Berry, Bourbonnois, Nivernois und la Marche.

Unter dieser Zeit wurden in Paris andre Zurüstungen von sehr verschiedener Art gemacht, welche Heinrich mit großem Verdruß sah, nämlich die zur Krönung der Königin. Die Sache war ihm so sehr zuwider, daß es keines geringern Beweggrundes, als seiner Gefälligkeit für diese Dame bedurfte, um seine Einwilligung dazu zu erhalten. Kaum hatte sie den Befehl dazu ausgewirkt, als sie mit allem Eifer daran arbeiten ließ. Weiter oben habe ich die Gründe angegeben, deren sich ihre Kreaturen bedienten, um sie diese Ceremonie beschleunigen zu lassen. Man kann sie nicht anders als für sehr albern oder sehr sträflich halten. Heinrich gedachte unmittelbar darauf von Paris abzureisen; und da dieser Aufschub höchstens vierzehn Tage betragen konnte, so wurde der Befehl von allen Truppen zu Fuß und zu Roß vollstreckt, welche sich ohne Verzug nach Champagne auf den Marsch machten. Die sechstausend Schweizer, welche der König hatte anwerben lassen, wurden durch den Herzog von Rohan, der sie auf der Gränze übernommen hatte, nach Mouzon geführt. Ich ließ alles Geschütz abgehen; nie sah man und vielleicht nie wird man wieder in Frankreich einen vollständigern besser bedienten Zug sehen. Mein Sohn stellte sich an die Spitze, vermöge seines Postens als Generalfeldzeugmeister, worauf ihm der König die Anwartschaft zu ertheilen

ertheilen die Gnade gehabt hatte. Ich schickte mich an, ihm bald mit einer Summe von acht Millionen nachzufolgen.

Endlich hatte der König auch bereits den Ausländern das Signal von seinem Aufbruch durch seinen Brief an den Erzherzog gegeben. Hier ist er, so wie ich ihn selbst aufsetzte, und wie er an ihn abgeschickt wurde, wenn anders Villeroy, dem als Staatssekretär er durch die Hände mußte, nichts daran änderte, wie er sehr stark Lust hatte.

„Mein Bruder! Da ich meinen besten Alliirten und Bundsverwandten den Beystand nicht versagen kann, um den sie mich gegen diejenige gebeten haben, welche sie an der Erbfolge in die Herzogthümer und Grafschaften Cleve, Jülich, Mark, Berg, Ravensperg und Ravenstein hindern wollen, so rücke ich ihnen mit meiner Armee zu; und da mich mein Weg durch Ihr Land führt, so wollte ich Sie davon benachrichtigen, und von Ihnen hören, ob ich darin als Freund oder Feind einrücken soll. Ihre Antwort hierauf erwartend, bitte ich Gott rc."

Ich weiß nicht, was von einem damals sehr gemeinen Gerücht zu halten seyn mag, das dem König zu Fontainebleau auch durch Girard bestätigt wurde, der am 7. März von Brüssel kam: man sey nämlich am Hof und in den Staaten des Erzherzogs überzeugt, der König von Frankreich affektire nur große Entwürfe, in der bloßen Absicht, seinen Feinden Furcht einzujagen; man halte sich daher dort so sicher, dieß sey der einzige Zweck seiner Kriegsrüstung, daß man nicht die mindeste Vorkehrung zur Gegenwehr mache. Das letztere konnte wahr seyn, wie es denn auch wirklich war,

war, ohne daß darum der Erzherzog auch wirklich so ruhig war, als er zu seyn sich die Mine gab. Er hätte sonst ganz andre Gesinnungen hegen müssen als alle die, welche sich nur einigermaßen für Spanien und das Haus Oestreich interessirten. Ihre Bestürzung war unbeschreiblich. Während die Partey ihrer Gegner, die im Ausland nur die Französische Faction hießen, mit einer triumphirenden Mine auftrat, die ihr allen den glücklichen Erfolg zu versprechen schien, den sie sich von allen Seiten wünschen hörte, verhielt sich die Oestreichische Partey ganz still, unthätig und zitternd; ein Gegenstand des öffentlichen Hasses, mit der Aussicht bald als ein Opfer desselben zu fallen, kein Mittel sich dem Blitz zu entziehen, der nun bald auf sie herabzucken sollte! Aber ach! es ist sehr übel angebracht, daß ich ihrer spotte; nur zu viele Hülfsmittel stunden ihr leider noch zu Gebot (13). Es waren weder Waffen noch eine edle Verzweiflung, die sie dem Fürsten entgegen zu setzen Lust hatte, welchen Europa zu seinem Rächer ernannt, zu seinem rechten Arm ersehen hatte. Das Haupt, das den ganzen Körper in Bewegung setzte, abzuschlagen, bedurfte es nur Eines Verbrechens. Und nie hatten Verrätherey, Giftmischerey und Meuchelmord einen wichtigern Triumph davon getragen; einen schändlichen, einen so abscheulichen Triumph, daß es an Ausdrücken gebricht, seine ganze Scheußlichkeit darzustellen. Mit Schaudern fahre ich fort, dem Publikum die besondern Umstände mitzutheilen, die mir von diesem traurigen Vorfall bekannt sind, dessen Andenken noch jetzt meinem Herzen Blutthränen kostet.

Was sollen wir für ein Urtheil von den schwarzen Ahnungen fällen, welche dieser unglückliche König nur zu gewiß von seinem grausamen Geschick hatte? Sie

sind

sind sonderbar und schauderhaft (14). Ich habe bereits erzählt, mit welchem Widerwillen er sich dahin hatte bringen lassen zu erlauben, daß die Krönungs-Ceremonie der Königin vor seiner Abreise angestellt würde. Je näher er den Zeitpunkt dazu heranrücken sah, desto mehr fühlte er Furcht und Entsetzen in seinem Herzen. Er kam zu mir, unt es ganz vor mir aufzuschließen, in jenem Zustand des Schmerzens und der Herzensangst, welchen ich ihm als eine unverzeihliche Schwachheit verwies. Seine eignen Worte werden einen ganz andern Eindruck machen als alles was ich sagen könnte. „Ach Freund, sagte er, wie mir diese Krönung zuwider ist; Ich weiß nicht was es ist, allein das Herz sagt mir, daß mir ein Unglück bevorsteht." — Dabey setzte er sich auf einen niedern Stuhl, den ich ausdrücklich für ihn hatte machen lassen, und der nicht aus meinem Kabinet kam; ganz seinen schwarzen Vorstellungen überlassen, spielte er in tiefen Gedanken mit den Fingern auf seinem Brillenfutteral. Erwachte er aus diesem Nachsinnen, so schlug er mit den Händen auf seine Schenkel, stand hastig auf und rief aus: „bey Gott, ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie daraus wegkommen; sie werden mich umbringen; ich sehe wohl, daß sie ihre letzte einzige Hoffnung auf meinen Tod bauen. Ach! verwünschte Feyerlichkeit! du wirst Ursache an meinem Tode seyn."

„Mein Gott, Sire, sagte ich eines Tags zu ihm, welchem Gedanken überlassen Sie sich da? Wenn er anhält, so dächte ich, Sie stellten Salbung, Krönung, Reise und Krieg ganz ein; wollen Sie das? es ist bald geschehen."

„Ja, sagte er endlich zu mir, nachdem ich ihm eben das zwey oder dreymal gesagt hatte; ja, sagen Sie

Sie die Salbung ab, und lassen Sie mich nichts mehr davon hören; ich werde dadurch in meinem Gemüth von den Eindrücken geheilt werden, welche einige Nachrichten auf mich gemacht haben; ich werde diese Stadt verlassen, und nichts mehr befürchten."

An welchen Zügen wird man jene geheime und wichtige Stimme des Herzens erkennen, wenn man sie hierinn verkennt? — „Ich will Ihnen nicht verhelen, sagte er ebenfalls zu mir, daß man mir gesagt hat, ich würde bey dem ersten Pomp getödtet werden, den ich veranstalten würde; und daß ich in einer Carosse getödtet werden würde, deswegen bin ich auch so furchtsam darinn."

„Das haben Sie mir, glaube ich, noch nie gesagt, Sire. Ich habe mich schon oft gewundert, wenn ich Sie in einer Carosse schreyen hörte, Sie bey einer so geringen Gefahr so empfindlich zu sehen, da ich Sie doch schon so oft mitten unter Kanonen- und Musketenschüssen, unter Piken und bloßen Degen so unerschrocken gesehen habe. Da aber diese Vorstellung Sie so sehr beunruhigt, Sire, so würde ich an Ihrer Stelle gleich morgen abreisen; ich ließe die Feyerlichkeit ohne mich vor sich gehen, oder verschöbe sie auf ein andermal, und käme in langer Zeit weder nach Paris noch in eine Carosse. Befehlen Sie, daß ich sogleich nach Notredame und Saintdenis schicke, um alles einzustellen und die Arbeiter fortzuschicken?"

„Ich wollte es wohl, — aber was wird meine Frau dazu sagen? Denn diese Weihe steckt ihr außerordentlich im Kopf."

„Mag sie doch sagen, was sie will, sagte ich, indem ich wohl sah, daß mein Antrag dem König Vergnügen

gnügen gemacht hatte. Ich kann aber nicht glauben, daß sie sich eigensinnig dagegen setzen sollte, sobald sie hört, wie fest Sie überzeugt sind, daß die Sache so viel Unheil stiften würde."

Ich wartete nicht erst auf einen neuen Befehl, um hinzugehen, und den zu Einstellung der Krönungs-Vorbereitungen auszurichten. Höchst ungern muß ich aber sagen, daß ich trotz aller meiner Bemühungen die Königin nie dahin bringen konnte, Ihrem Gemahl diesen Gefallen zu thun. Mit Stillschweigen übergehe ich das Anhalten, die Bitten, und die Beschwörungen, die ich drey ganze Tage lang verschwendete, um sie zum Nachgeben zu bewegen (15). Er selbst mußte endlich nachgeben, und da er überhaupt in gewissen Augenblicken der erste war, sich selbst seine Schreckbilder zu verweisen, so hörte er auf, weiter von der Sache zu sprechen, und mich zu der Königin sprechen zu lassen. Die Arbeiter wurden zum zweytenmal angestellt; Heinrich verfiel aber darum nicht minder stark wieder in seine erste Besorgnisse, die er nur gewöhnlich durch folgende Worte, welche er oft im Mund führte, ausdrückte: „Ach Freund! ich werde nie aus dieser Stadt kommen, sie werden mich hier umbringen. O verwünschte Salbung, du wirst die Ursache meines Todes seyn!" Ich konnte diese traurige Reden nicht vergessen.

Bey diesem allen liegen gewisse geheime Partikularitäten zum Grund, die ich unterdrücken zu müssen glaube. Ich würde meine Verschwiegenheit noch ungleich weiter erstrecken, wenn ich dieß nicht für unnütz bey Dingen hielte, wovon meine Domestiken oder andre Personen Wissenschaft hatten. Folgende Thatsache ist von dieser Art. Schomberg, der mit mir in einer so engen Vertraulichkeit lebte, daß man ihn

fast

fast für einen vom Haus hätte ansehen können, war einmal Mittags bey mir zur Tafel, als ein Page mit einem Billet kam, das er ihm sehr geheimnißvoll unter dem Arm zusteckte. Ich scherzte darüber mit ihm, als über einen Beweis einer galanten Intrigue. Er antwortete mir: ohne es noch gelesen zu haben, glaube er mich versichern zu können, daß es nicht das sey, was ich dächte. Er verspräche mir aber, mir nichts davon geheim zu halten, was es auch für ein Geheimniß enthalten möchte. Es enthielt nur ein paar Worte. Nachdem er es nach Tisch in einem Fenster gelesen hatte, stellte er es mir zu und sagte: es sey von Mademoiselle de Gournai. Ein Name, der mir sogleich allen Verdacht einer Galanterie benehmen müßte, wenn ich sie kennte. Sie ersuchte ihn, sogleich wegen einer Sache von großer Wichtigkeit ihn sprechen zu können. Er versprach mir, unverzüglich wieder zu kommen, und mir zu sagen, was es beträfe; wirklich war er auch nach einer halben Stunde schon wieder da.

Mademoiselle de Gournai hatte von einer Frau, die der Frau von Verneuil angehört hatte (16), erfahren, daß gegenwärtig eine Verschwörung gegen die Person des Königs bestünde. Auf ihre Frage nach den Namen der darinn begriffenen Personen hatte sie ihr die Marquisin von Verneuil selbst, Herrn N. und einige andre Personen genannt. Dieß bestimmte die Demoiselle diese Nachricht vor den König zu bringen, indem sie es der Königin durch ihre Kammerfrau, Catharine, sagen ließ. Da sie aber die Sache besser überlegte, befürchtete sie: dieß möchte noch nicht genug seyn, und warf die Augen auf Herrn von Schomberg als einen Mann, der Sr Majestät unmittelbar davon sagen könnte.

Nachdem mir Schomberg dieß alles erzählt hatte, bezeugte er mir die Verlegenheit, in welcher er sich befände, und bat mich um meinen Rath. Die Sache war zu wichtig, um sie in den Wind zu schlagen und davon zu schweigen. Auf der andern Seite war die Entdeckung an Se Majestät der gerade Weg sich der Gefahr einer unversöhnlichen Feindschaft von allen denen auszusetzen, auf welche die Anklage fiele. Meine Gemahlin war allein bey dieser Ueberlegung gegenwärtig.

Wir machten mit einander aus, daß Schomberg mit möglichster Behutsamkeit mit dem König davon sprechen sollte. Wenn Se Majestät die Mitschuldige zu wissen verlangte, sollte er die zwey jeztgedachte Frauenzimmer als diejenige nennen, welche am besten im Stand wären, ihm Auskunft darüber zu geben. Was von dem Verfolg dieser Sache allgemein bekannt wurde, ist: daß die Frau, von welcher Mademoiselle de Gournai das hatte, was sie dem Herrn von Schomberg sagte, vernommen wurde, und ihre Aussage fest behauptete, auch darüber starb, indem sie darauf beharrte. Eine Anekdote, die von denen nicht vergessen werden wird, welche Folgerungen aus der Geflissenheit zu ziehen suchen, mit der man bekanntlich Stücke von den Proceßakten des abscheulichen Mörders unterdrückt (17) hat.

Indessen begann die Krönungsceremonie der Königin mit aller Pracht, welche so große Zurüstungen erwarten ließen. Sie sollte mehrere Tage dauern, und Sonntags den 16. May mit der vorzüglichsten beschlossen werden (18). Der König hatte die Gefälligkeit für die Königin, einem Spektakel beyzuwohnen, das ihm das Herz durchbohrte. Er rechnete aber auch darauf, daß ihn dann nichts mehr zurückhalten sollte;

und

und hatte gleich den Tag nach diesem Feste, Montag den 17. May zu seiner Abreise angesetzt. Ich selbst würde mit der meinigen nicht einmal bis auf diesen Tag gewartet haben, hätte mich nicht in dem Augenblick, da ich mich dazu anschickte, ein starker Schmerz, den ich im Hals und in der Kehle fühlte, und der von meiner alten Wunde herrührte, genöthigt, mich den Aerzten anzuvertrauen, welche für dienlich erachteten, mich drey Morgen nach einander auf meinem Zimmer baden zu lassen. Ich beneidete keinen von denen darum, welche diese Zeit über zu Paris hatten bleiben können, und nun emsig herbeyliefen, um die Ceremonie mit anzusehen. Das so lebhafte Interesse, welches Heinrich daran zu nehmen geschienen hatte, machte sie für mich eben so verhaßt als für ihn selbst. — Der Herr Graf von Soissons fand, daß man dabey in Ansehung seiner das Ceremoniel verfehlt hatte, und nahm dieß zum Vorwand, sich mißvergnügt vom Hof zu entfernen. 19.)

Da die Ceremonie Freytags am 14 May, dem unglückschwangern Tag! ausgesetzt worden war, hatte dieser unglückliche Herr beschlossen, einen Theil desselben bey mir zuzubringen, und mit mir zu konferiren. Es war das letztemal, da er dieß vor seiner Abreise hätte thun können. Ich weiß was er mir zu sagen hatte. Man hatte seit kurzem boßhafterweise das Gerücht ausgesprengt: während er so ganz auf dem Sprung scheine, mit der fürchterlichsten Zurüstung wider das Haus Oestreich loszubrechen, sey er unter der Hand mit demselben einig, nicht nur nicht weiter zu gehen, sondern auch ihm zu lieb seine Bundsgenossen zu verrathen, wogegen es ihm bewilligt hätte, Cleve und die ganze Erbschaft, weswegen er seine Zurüstungen gemacht habe, für sich zu behalten. Man

setzte noch eine andre Bedingung hinzu. Spanien sollte ihm nämlich den Prinzen und die Prinzessin von Conde ausliefern 20.) Heinrich wollte mich gegen ein seiner Ehre so nachtheiliges Gerücht verwahren. Man hatte ihm auch zu verstehen gegeben: ich hätte blos deswegen so viele Schwierigkeiten gemacht, das Proviantgeschäft zu übernehmen, weil ich mir immer geschmeichelt hätte, er würde von selbst und ohne mein Bitten darauf verfallen, mir zu lieb die Stelle eines Generalfeldmarschalls, als ein Krongroßamt zu errichten, und mich mit dieser Würde zu bekleiden. Es ist durchaus falsch, daß ich je diesen Gedanken gehabt habe. Die Gnadenbezeugungen und das Zutrauen dieses großen Königes, welche ich in den letzten Tagen seines Lebens in einem noch ausgezeichneteren Grade genoß, als je, machen mich so dreist, zu behaupten, daß er in diesem Fall mich nicht durch Verweigerung einer Gnade würde haben mißvergnügt machen wollen, welche, so groß sie auch seyn mag, doch nicht die beträchtlichste von denen war, die er mir sonst schon von selbst angeboten hatte. Ich wage auch zu versichern, daß er mich für tüchtig dazu hielt. Was für mich ungewis blieb, ist, ob er vielleicht würklich ohne mich es merken zu lassen, diese gute Absicht gegen mich hegte, und ob er nicht einzig durch die verschlagene Vorstellung davon abgebracht wurde, welche ihm meine Feinde beygebracht haben sollen, als ob ich entschlossen sey, das Finanzfach ganz abzugeben, und mich blos auf die Kriegsangelegenheiten einzuschränken, so bald ich mich zu dieser hohen Würde erhoben sehen würde.

Es geschahe also, wie ich vermuthe, in der Absicht, mir aufs Neue in Ansehung der Proviantsache anzuliegen, daß Heinrich Freytags früh la Varenne zu mir schickte, und mir sagen ließ: ich sollte zu ihm in die

Tuillerien kommen, wo er mit mir allein spazieren zu gehen wünsche. La Varenne fand mich im Bad, und als er sah, daß ich heraus wollte, um zu thun, was mir Se. Majestät befahl, gab er es nicht zu, und sagte: ohne allen Zweifel würde der König selbst ins Zeughaus gekommen seyn, wenn er nur das Geringste von meinem Zustand gewußt hätte. Er würde es mir sehr schlecht Dank wissen meine Gesundheit ohne Noth so in Gefahr gesetzt zu haben. „Warten Sie, sagte er, bis ich erst Zeit habe, Ihn zu sprechen, und Ihnen wieder zu sagen, was er mir sagen wird. Ich werde sogleich wieder hier seyn." — Er blieb auch in der That nicht über eine halbe Stunde aus, und meldete mir folgendes vom König: der König läßt Ihnen sagen, Sie sollen nur ruhig fort baden, und untersagt Ihnen, heute auszugehen, weil Herr du Laurens ihn versichert, daß dieß Ihrer Gesundheit nachtheilig seyn würde. Er habe eine kleine Reise in der Stadt vor, wovon er Ihnen sagen werde; morgen früh um 5. Uhr 21.) werde Er unfehlbar im Zeughaus seyn, um alle Geschäfte mit Ihnen abzumachen. Denn Montags wolle Er durchaus abreisen. Er habe gefunden, daß das was Sie ihm in Ansehung seiner Reise und sonst noch seines ganzen Projekts gesagt hätten, wahr sey, und daß ihn nun nichts mehr davon abbringen könne, als der Mangel Ihrer Person oder der seinigen. — Dieß waren seine eignen Worte! — Er befiehlt Ihnen daher, Ihn morgen früh im Schlafrock und in der Nachtmütze zu erwarten, damit Sie keine Unpäßlichkeit von Ihren letzten Bad davon tragen möchten. Er hat mir sogar gesagt, daß Sie ihn böse machen würden, wenn Er Sie angekleidet fände." — Für sich setzte La Varenne noch hinzu: Er habe meinen Rath befolgt, und den Brief an den Erzherzog abgehen lassen, wiewohl Er bey diesem Schritt nichts als eine ziemlich überflüs-

sige Formalität sähe, indem Er, so hatte der König gesagt, fest entschlossen sey, sich auf eine oder die andre Art Glauben zu verschaffen. — Meine Domestiken sagten mir: sie hätten, nachdem La Varenne weggegangen sey, alle eine Traurigkeit an mir bemerkt, wovon sie den Grund nicht hätten begreifen können, wie sie denn auch würklich keinen hatte.

Um 4 Uhr nach Mittag war ich so eben in meine Garderobe gegangen, als ich Castenet und nach ihm meine Gemahlin laut aufschreien und in demselben Augenblick fragen hörte, wo ich wäre? Mein ganzes Haus hörte ich von dem schmerzhaften Ausruf wiedertönen: „Ach mein Gott! alles ist verloren, Frankreich ist hin!" — Entkleidet wie ich war, kam ich eilig heraus. „Ach Herr! rief man mir von allen Seiten zu, der König ist so eben gefährlich verwundet worden, mit einem Messerstich in die Seite!" Ich durfte gar nicht daran zweifeln. Denn in demselben Augenblick sah ich St. Michel herein kommen, 22) der beynahe Augenzeuge von der That gewesen war, und der mir noch ganz blutig das Messer brachte, das er sich hatte geben lassen. Ach! — rief ich aus, indem ich in einer unbeschreiblichen Verwirrung Augen und Hände gen Himmel empor hob, — dieß hatte doch dieser arme Fürst stets befürchtet: O mein Gott! erbarme dich seiner, unsrer, und des Staats. Es ist darum geschehen, wenn er stirbt: Gott hat einen so grausamen Vorfall nur darum zugelassen, um seinen ganzen Grimm über Frankreich auszugiessen. In welch fremde Hände wird es nun fallen! 23)

Acht und zwanzigstes Buch.

1610.

Man erwarte hier von mir keine Auseinandersetzung der nähern Umstände dieser verruchten Greuelthat. Sie durchdringt mein Herz mit einem Schmerz, welcher sich darinn mit jedem Augenblick erneuern und bis zu meinem letzten Seufzer erhalten wird; Ich bebegreife nicht einmal, was die für ein Herz haben müssen, welche noch jetzt von dem Schrecklichsten, was dieß Reich betreffen konnte, mit Kälte selbst reden oder reden hören können. Das lebhafte Entsetzen, das sich an dieß Gefühl anknüpfte, macht, daß ich so viel möglich die Augen von diesem thränenwürdigen Gegenstand abwende, und daß mein Mund es mir versagt, den Namen des abscheulichen Ungeheuers, der Quelle unsers ganzen Unglücks, auszusprechen 1) während ich innerlich die göttliche Rache gegen dasselbe und gegen die aufrufe, welche seinen Arm bewaffnet haben. Das öffentliche Geschrey bezeichnet diese hinlänglich, um jeden Zweifel über dieß verabscheuungswürdige Complot zu ersticken. Indessen kann ich mich doch nicht enthalten, in den allgemeinen lauten Unwillen über einen besondern Umstand, einzustimmen, welcher ganz offenkündig war. Nachdem nemlich der Frevler seinen Greuel begangen hatte, wurde er so wenig streng bewacht und selbst in dem Haus, wohin man ihn anfänglich brachte, so wenig beobachtet 2) daß man über vier Stunden lang, Leuten aller Art Freyheit ließ, zu ihm hin zu treten, und mit ihm zu spre-

zu sprechen. Gewisse Leute, die hier eben nicht zu nennen sind, bedienten sich dieser Freyheit so ungescheut, daß sie sich unterstunden, ihm, indem sie ihn ihren Freund nannten, zu sagen: er solle sich doch ja wohl hüten, „rechtschaffene Leute, unschuldige und gute Katholiken anzuklagen." — Ihre eignen Worte! — Denn dieß würde eine unerläßliche und ewiger Verdammung würdige Sünde seyn. Einige durch das, was sie hier sahen, wirklich geärgerte Personen fiengen an, so laut über eine solche Nachlässigkeit zu reden, daß man sich verbunden glaubte, in der Folge den Mörder sorgfältiger zu bewahren.

Genug! Dieß war das traurige Ende eines Herrn, an welchen die Natur alle ihre Gunstbezeugungen verschwenden zu wollen schien, ausser dem Glück eines solchen Todes, wie er ihn hätte haben sollen. Ich habe schon angemerkt, daß sein Körper, sein Wuchs und alle seine Glieder so verhältnißmäßig gebildet waren, wie sie bey einem Mann seyn musten, der nicht nur wohlgewachsen, sondern auch stark, gewandt, frisch und gesund 3) heissen soll, daß er eine belebte Gesichtsfarbe und lauter lebhafte uud angenehme Gesichtszüge hatte. 4) Dieß gab ihm eine sanfte und glückliche Gesichtsbildung, verbunden mit so vertraulichen und einnehmenden Manieren, daß die Majestät, die er bisweilen darein legte, doch nie alle Freundlichkeit und Heiterkeit daraus verdrängen konnte. 5) Eben so wenig werde ich etwas neues über den Stempel seines Herzens und den Charakter seines Geistes beybringen, wenn ich sage, daß er empfindungsvoll und mitleidig, gerade, wahr, großmüthig, 6) einsichtsvoll, scharfsichtig, kurz mit allen Eigenschaften begabt war, welche man zu bewundern so oft in diesen Denkwürdigkeiten Gelegenheit gehabt hat.

Er liebte alle seine Unterthanen mit Vaterliebe und den ganzen Staat mit der Liebe eines Familienhaupts. Diese Stimmung seines Herzens führte ihn jederzeit selbst aus den Armen des Vergnügens auf Entwürfe für das Wohl seines Volks, den Flor seines Reichs zurück. Daher jene Fruchtbarkeit in Erfindung, jene Aufmerksamkeit in Vervollkommnung einer unzählbaren Menge nützlicher Verordnungen. Ich habe einen guten Theil davon aufgezählt, und will mein Register davon voll machen, indem ich sage, daß weder Stand noch Lebensart, noch Profession zu erdenken ist, worüber sich seine Bemerkungen nicht erstreckt hätten, und dieß so, daß die Veränderungen, welche Er dafür entwarf, nicht nach dem Tod ihres Urhebers wieder umgestoßen werden konnten, wie dieses nur zu oft schon in dieser Monarchie der Fall war. Seine letzten Jahre, sagte Er, sollten ganz dem Ruhm geheiligt seyn, und dadurch Gott gefällig und den Menschen nützlich werden. Die Ideen für das Große und Schöne waren ihm wie angebohren. Er sah daher die Widerwärtigkeit als ein bloßes vorübergehendes Hinderniß, das Glück als Seinen natürlichen Zustand an. Er hatte Sümpfe austrocknen lassen, um sich daran für ein größeres Werk zu versuchen, das Er vorhatte, die Verbindung beyder Meere und der großen Flüsse durch Kanäle. Zeit allein fehlte Ihm zu Seinen ruhmwürdigen Unternehmungen.

Er sagte oft: er bitte Gott um zehn Dinge! Daher das Sprüchwort: die zehn Wünsche Heinrichs des Vierten. Er hatte nicht das Glück, sie alle zu erlangen. 1) Die Gnade und die geistlichen Güter; 2) bis in seinen Tod den Gebrauch aller seiner Gemüthskräfte und aller seiner Glieder zu behalten. 3) Die Religion, zu der er sich sonst bekennt hatte,

in einem festen und ruhigen Zustand zu sehen; 4) von seiner Frau loszukommen (von der ersten nämlich) und eine andre nach seinem Humor zu finden, welche ihm Prinzen gebären möchte, die er selbst zu erziehen und zu unterrichten Zeit hätte. 5) Frankreich seinen alten Glanz wieder zu geben; 6) von Spanien entweder Navarra oder Flandern und Artois zu erobern; 7) in Person eine Schlacht gegen den König von Spanien und eine gegen den Großherrn zu gewinnen. Um dieses beneidete er den Prinzen Don Juan d'Austria. 8) Die Hugenottische Faktion ohne gewaltsame Mittel zu ihrer Pflicht zurückzubringen, deren Häupter die Herzoge von Bouillon, la Tremouille rc. waren; 9) setzte er hinzu: diese zwey Menschen und den Herzog von Epernon so weit gebracht zu sehen, daß sie seine Gnade anflehten. Lange wollte er den Punkt nicht nennen, welcher 10) die Ausführung seiner großen Entwürfe betraf. Die zween Hauptgegenstände, welche er sich dabey vorsetzte, machten, daß er ihn in zween abtheilte. Einer bezog sich auf die Religion, und ging darauf: jene erstaunliche Menge von Religionen, welche Europa füllen und trennen, wenigstens auf die drey hauptsächlichsten einzuschränken, da es doch eine Unmöglichkeit sey, alle Menschen unter Eine zu vereinigen. Der andre war blos politisch, und betraf die Anzahl, Eintheilung und Gleichheit der Mächte, aus denen nach seinem Entwurf, wie ich ihn bald darlegen werde, jene Art von einer großen Republik bestehen sollte.

Ich müßte alles, was ich bis jetzt gesagt habe, umstoßen wollen, wenn ich, nachdem ich diesen Herrn wegen einer unendlichen Menge wirklich lobenswürdiger Eigenschaften gelobt habe, nun nicht auch zugeben wollte, daß er auf der andern Seite seine Fehler, und selbst

selbst sehr große Fehler hatte. Ich habe nichts verheimlicht, weder seine Leidenschaft für das andre Geschlecht, noch seine Spielsucht, noch seine oft bis zur Schwachheit übertriebene Gelindigkeit, noch seinen Hang zu Vergnügungen aller Art. Ich habe weder die Fehler bemäntelt, zu welchen er dadurch verleitet wurde, noch den thörichten Aufwand, zu dem sie ihn brachten, noch den Zeitverlust, den sie ihm verursachten. Ich habe aber zugleich, um der Wahrheit ihr Recht zu lassen, angemerkt, daß seine Feinde alles dieß ganz übertrieben und vergrößert haben; daß wenn er auch allenfalls Sklave der Weiber war, diese dennoch weder auf die Wahl seiner Minister noch auf das Schicksal seiner Diener, noch auf die Berathschlagungen in seinem Conseil entscheidenden Einfluß hatten. Eben dieß gilt von allem übrigen. Um alles zusammen zu fassen: man darf nur sehen, was er gethan hat, um zu gestehen, daß das Böse an ihm mit dem Guten gar nicht in Vergleichung kömmt, und daß, da Ehre und Ruhm jederzeit die Gewalt über ihn hatten, ihn dem Vergnügen zu entreißen, man diese eigentlich für seine große herrschende Leidenschaft zu halten habe!

Ich finde einen Brief, den er mir durch Lomenie schreiben ließ, weil er selbst, wie er sagte, durch eine leichte Wunde am Daumen daran verhindert wurde. Der Brief ist von Chantilly vom 8. April, aber ohne Jahrzahl. Man wird ihn, denke ich, nicht ungern selbst über das bisher gesagte reden hören. Was ihn auf den Gedanken brachte, sich darüber zu erklären, sind alle die Reden, welche im Publikum umher ließen, und die er sich gern erzählen ließ, indem er sich täglich mit Roquelaure, Frontenac, la Riviere, du Laurens, d'Arambure, Morlas-Salette, La Varenne, Bonnieres, Beringhen, Du Jon, l'Oserai, Ormagnac,

nac, Jaquinot, Perroton und einigen andern, vertraulich unterhielt, die oft sehr genau dem Befehl nachlebten, den er ihnen gab, ihm nichts zu verheimlichen, was sie über ihn reden hörten.

Er erzählt also zuerst, seine Feinde und Neider beschuldigten ihn: Er vernachläßige und verachte sogar — dieß sind seine eignen Worte — die Große und Vornehmste seines Reichs, und verschwende in thörichtem, unnützem Aufwand das Geld, welches ihrer Meynung nach besser zu Gratifikationen für sie angewendet gewesen wäre (7). „Einige, sagt er, tadeln mich, daß ich zu sehr das Bauen und kostbare Werke liebe; andre, die Jagd, Hunde und Vögel; andre, Karten, Würfel und andre Spiele; andre, Damen, Tafel, Assembleen, Komödien, Tanz, Ringelrennen, und andre Belustigungen dieser Art (8); wo man mich „mit meinem Graubart noch so lustig sehe, und so eitel darauf, ein gutes Rennen gehalten, zwey bis dreymal drein gestochen (sagen die Spötter mit Lachen) und einen Ring von einer schönen Dame gewonnen zu haben, als ich irgend in meiner Jugend hätte thun können, und troß dem eitelsten jungen Höfling." - Ich will nicht abläugnen, daß an dem allem etwas wahr sey. Es scheint mir aber auch, daß es, da ich nichts davon ausschweifend thue, eher Lob als Tadel verdiente. Auf jeden Fall muß man mir in Vergnügungen, welche meinem Volk weder schaden noch zur Last fallen, etwas zu gut halten, in Rücksicht auf die vielen Arbeiten, Verdrüßlichkeiten, Strapazen und Gefahren, durch die ich mich von Jugend auf bis in mein funfzigstes Jahr durchkämpfen mußte . . . . Ich habe Sie sagen hören, setzte er hinzu, wenn jemand Ihre Handlungen tadelte: die Schrift befehle nicht durchaus, daß man keine Sünden oder Fehler an sich haben solle,

weil Schwachheiten mit der menschlichen Natur verbunden sind, sondern nur, daß man sich nicht davon beherrschen, noch sie über unsre Entschließungen gebieten lassen solle. Und dessen habe ich mich beflissen, da ich es nicht besser vermochte (9)! Sie wissen aus manchen Vorfällen mit meinen Mätressen, (was doch jedermann als diejenige unter allen meinen Leidenschaften betrachtet, welche die meiste Herrschaft über mich habe,) ob ich nicht oft Ihre Parthey gegen sie genommen habe, daß ich ihnen sogar sagte, wenn sie die störrische machen wollten, ich wollte lieber zehn Geliebte, wie sie, verlieren, als einen Diener von Ihrer Art! Und dieß werden Sie mich noch immer thun sehen; ich gebe Ihnen mein Wort darauf, wenn die Gelegenheiten sich finden werden, die ruhmvollen Entwürfe ins Werk zu setzen, die ich, wie Sie wissen, schon lange im Kopf habe. Ich werde Ihnen dann wohl zeigen, daß ich Mätressen, Hunde, Vögel, Spiel, Bauwesen und Festins weit eher als die Erkämpfung von Ruhm und Ehre aufzugeben im Stand bin. Ich suche, nach meiner Pflicht gegen Gott, meine Frau, meine Kinder, meine getreue Diener und mein Volk, das ich wie meine Kinder liebe (10), meinen höchsten Stolz darinn, für einen Fürsten von Wort und Treue gehalten zu werden u. s. w."

Allein es ist Zeit, den Faden der unangenehmen Erzählung von dem, was sich nach dem Tod dieses guten Fürsten zutrug, wieder aufzunehmen, so traurig dieß Geschäfft auch für mich ist. Diese Denkwürdigkeiten dürfen erst da geschlossen werden, wo ich aufhörte, an den Regierungsgeschäfften Antheil zu nehmen.

Tiefgebeugt, wie ich durch die Nachricht von dem Tod des Königs, meines theuren Herrn, war, fiel mir

mir ein: es wäre ja wohl möglich, daß doch noch etwas Leben in ihm seyn könnte, wiewohl er tödtlich verwundet sey. Mein Herz ergriff begierig diesen schwachen Strahl der Hoffnung und des Trostes: „meine Kleider und meine Stiefeln! sagte ich zu denen, die um mich waren; und man soll gute Pferde für mich satteln, denn ich werde nicht fahren. Alle meine Edelleute sollen sich bereit halten, mich zu begleiten: ich will hin und sehen, was an der Sache ist." Ich hatte in diesem Augenblick nur zwey bis drey von meinen Leuten um mich, alle die andern hatten sich an verschiedene Orte zerstreut, als sie sahen, daß mich meine Unpäßlichkeit auf den ganzen Tag verhindern würde, auszugehen, oder mich auch nur anzukleiden. Allein das Gerücht von der Verwundung des Königs, das sich bald nach allen Seiten der Stadt verbreitete, hatte sie beynahe alle zurückgetrieben, ehe ich noch zu Pferd saß. Mit ihnen eine so große Menge andrer Personen, die mir besonders anhiengen, daß sich bereits über hundert Pferde in meinem Gefolge hatte, ehe ich noch bey dem Hause Beaumarchais war. In kurzer Frist befand sich mein Trupp noch um die Hälfte vergrößert, weil ich, je weiter ich fortrückte, hier und da auf einige von den getreuen Dienern des Königs stieß, welche zu mir wollten, um von mir zu hören, wie sie sich in dieser traurigen Konjunktur zu verhalten hätten. Die Bestürzung und allgemeine Trauer (11) waren ein Beweis, wie zärtlich dieser Herr in seiner Hauptstadt geliebt wurde. Es war etwas wahrhaft rührendes, zu sehen, auf wie mancherley Art und durch wie viele empfindliche Beweise die Bürger und das ganze Volk dieser großen Stadt ihre Zuneigung und ihren Schmerz ausdrückten. Aechzen, Wehklagen, düstres Verstummen, schmerzvolles Aufschreyen, die Arme gen Himmel empor strecken, die Hände falten,

die

die Achseln zucken, sich auf die Brust schlagen — dieß waren die Scenen, welche sich mir überall darstellten. Einige sahen mich traurig an, und sagten: „ach, mein Herr! wir sind alle verloren, wenn unser guter König todt ist."

In der Straße de la Pourpointerie machte sich ein Mensch, den ich nicht erkannte, und kaum bemerkte, mir zur Seite, und steckte mir ein Billet in die Hand, das ich drey bis vieren von denen, die am nächsten bey mir ritten, zu lesen gab. Es enthielt diese wenigen Worte: „Herr Feldzeugmeister, wo gehen Sie hin! Es ist vorbey, ich habe ihn tod gesehen. Wenn Sie ins Louvre gehen, so kommen Sie eben so wenig davon, als Er." — Da mir dieß Billet die schreckliche Gewißheit gab, welche ich suchte; so konnte ich mich nicht enthalten in Thränen auszubrechen. Es wurde mir bald von tausend Orten her bestätigt. Du Jon, dem ich bey St. Innocent begegnete, sagte zu mir: „Herr Feldzeugmeister, unser Unglück ist unheilbar; Gott hat über Ihn verfügt; ich weiß es als Augenzeuge. Denken Sie auf sich, denn dieser schreckliche Schlag wird fürchterliche Folgen haben." Beym Eingang in die Straße St. Honoré, gegen la Croix du Trahoir warf man mir ebenfalls wieder ein Billet zu, ganz wie das erstere. Dennoch verfolgte ich meinen Weg zum Louvre, und hatte damals wohl dreyhundert Pferde, als ich Vitry bey der Kreuzstraße antraf. Er umarmte mich mit erbärmlichem Geschrey, das er nicht zurückzuhalten vermochte. Nie sah ich noch einen Menschen so betrübt als er mir es schien. „Ach Herr Feldzeugmeister! rief er aus, man hat uns unsern guten Herrn ermordet. Es ist geschehen um Frankreich. Wir müssen sterben; ich für mich bin gewiß, daß ich nicht lange mehr zu leben

habe,

habe, und werde Frankreich verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Man muß Abschied nehmen von jeder guten Ordnung, die Sie da eingeführt haben. Aber, lieber Herr, wo gehen Sie hin mit so vielen Leuten? Man wird Sie nicht zum Louvre nahe kommen oder gar einlassen mit mehr als zwey, drey Personen. Und auf diese Art rathe ich es Ihnen nicht, und dieß aus guten Gründen (12). Mit diesem Plan hängt noch mehr zusammen, oder ich müßte mich sehr irren; denn ich habe Personen gesehen, denen der Verlust, welchen sie erlitten haben, so wenig zu Herzen geht, daß sie nicht verbergen können, sie empfinden im Herzen nicht die Traurigkeit, welche sie wohl empfinden sollten. Dieß zersprengte mir beynahe das Herz vor Aerger; und wenn Sie es gesehen hätten, Sie würden denken, wie ich. Ich bin der Meynung, setzte er hinzu, Sie sollten wieder umkehren; es giebt ohnehin Dinge genug, für welche Sie zu sorgen haben, ohne daß Sie ins Louvre zu gehen nöthig haben."

Diese Uebereinstimmung unter den Reden, Billets und Warnungen fiel mir endlich auf. Ich hielt plötzlich an, und nachdem ich mit Vitry und zehn bis zwölfen der Vorzüglichsten vom Trupp Rath gehalten hatte, hielt ich es für weislicher, wieder nach Haus zu gehen, und begnügte mich, hinzuschicken, und der Königin meinen Gehorsam und meine Dienste zu erbieten. Ich ließ sie dabey versichern, daß ich in Erwartung Ihrer Befehle immerhin anfangen würde, mit mehr Sorgfalt noch als zuvor über die Bastille, das Zeughaus, die Truppen, das Geschütz und die Geschäffte sowohl meiner Befehlshaberschaft als meiner übrigen Stellen zu wachen.

Kaum war ich in die Straße Sanct Antoine, und der Edelmann, den ich mit diesem Auftrag abgeschickt hatte,

hatte, konnte ihn noch nicht ausgerichtet haben, als ich einen von der Königin kommen sah, welcher mich eiligst ins Louvre zu kommen und nur wenige Leute mit mir zu nehmen bat. Sie hätte mir Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen, und ich würde sogleich wieder gehen können. Dieser Antrag, allein zu gehen, ins Louvre zu gehen, mich in die Hände meiner Feinde zu liefern, wovon dort alles voll war, war gar nicht geschickt, mich von meinem Argwohn zu heilen. Dazu kam noch, daß man mir in eben diesem Augenblick sagte: ein Gefreyter von der Wache und einige Häscher seyen an den ersten Thoren der Bastille gesehen worden. Man habe andere nach dem Tempel geschickt, wo das Pulver lag und zu den Cassirern der Schatzkammer, um bey ihnen alle Gelder in Beschlag zu nehmen. Ich zog aus dem Umstand, daß dieß alles geschehen war, ohne mich etwas davon wissen zu lassen, eine so schlimme Vorbedeutung, daß ich nicht lange darüber unschlüssig war, was ich der Königin für eine Antwort zu geben hätte. Ich ließ ihr durch ihren Kammerjunker sagen: ich sey überzeugt, daß, wenn sie den angehört haben würde, welchen ich die Ehre gehabt hätte an sie abzuschicken, sie meine Gründe genehmigen und ihre Meynung ändern würde. Ich wolle also die Antwort, die er mir von ihr bringen würde, im Arsenal und in der Bastille erwarten, von wo ich mich nicht entfernen würde.

Die Königin ließ es noch nicht dabey. Schlag auf Schlag schickte sie an mich die Herrn von Montbazon, von Praßlin, von Schomberg, Varenne, und nach diesen allen auch noch meinen Bruder. Ich wußte nicht, was ich von diesem wiederholten Drängen denken sollte, da ich sie alle von Viertelstunde zu Viertelstunde nach einander ankommen sah. Mein Miß-

Mißtrauen wurde dadurch noch vergrößert. Ich beschloß, den ganzen Tag über nicht ins Louvre zu gehen. Zuverläßig konnte auch der Zustand, in dem ich mich befand, schon ganz allein eine gute Entschuldigung für mich seyn. Meine Anstrengung nach dem Bad, das ich früh genommen hatte, und nach einer sehr leichten Mahlzeit, mein Gemüthszustand, noch peinlicher, als das Befinden meines Körpers, dieß alles hatte mir einen durchdringenden Schweis und eine so große Ermattung zugezogen, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Dieß nöthigte mich, als ich in meinem Zimmer in der Bastille angekommen war, wohin ich mich begab, ein anderes Hemde zu nehmen und mich zu Bett zu legen, wo ich auch bis den andern Tag blieb. Die beyden Herrn, der Connetable und von Epernon, ließen mich daselbst besuchen und mir ihre Dienste anbieten. Da die Art, wie sie mir den Rath gaben, der Königin aufzuwarten, mich glauben ließ, daß ich es ohne Gefahr thun könnte, und da auch diese Prinzessin durch neue Eilboten, die sie mir den ganzen Nachmittag schickte, noch immer deswegen in mich gedrungen hatte, so setzte ich mich endlich über die jedesmal hinzugefügte Bedingung, daß es nur mit wenigen Leuten geschehen sollte, hinweg und entschloß mich am folgenden Tag hinzugehen.

Dreyhundert Personen zu Pferd erwarteten von frühmorgens an, den Augenblick, da ich ausgehen würde, um mich wie am vorigen Tag zu begleiten. Es waren entweder Verwandte oder Freunde oder auch blos Leute, welche mir in der Hoffnung einer neuen Gunst ergeben schienen, vielleicht auch aus Scham, mich allzu bald zu verlassen. Ich dankte ihnen allen und machte ihnen die Gründe begreiflich, die ich hatte, mich von niemand, wär er auch noch so unbedeutend,

beglei-

begleiten zu lassen und mich auf die kleine Anzahl einzuschränken, welche meinen gewöhnlichen Zug ausmachte. Ich kam also blos mit meinen eigenen Leuten ohngefehr zu zwanzig im Louvre an. Bey meinem Eintritt bemerkte ich keine Zeichen eines aufrichtigen Schmerzens, außer an denen, welche durch ein Amt näher mit der Person des Königs verbunden gewesen waren. Diese aber, Leibdiener und Subalternen, schienen alle sehr lebhaft den allgemeinen Verlust zu empfinden. So wie ich durch die verschiedene Thüren gieng, sah ich sie mit thränenden Augen auf mich zukommen, um mich zu umarmen, oder vor mir zu ächzen. „Ach, Herr Feldzeugmeister, riefen sie aus, mit unserm guten Herrn haben wir alles verlohren.“ Sie beschworen mich mit einer wahren Herzlichkeit nun die Kinder nicht zu verlassen nachdem ich, wie sie sagten, dem Vater so gut gedient hätte.

Allein, ich muß es sagen: das Innere des Pallastes und was man den Hof nennt, zeigte mir keinen klagenden Anblick. Ich sah nichts als entweder in Falten gezogene Gesichter, die mich um so mehr betrübten, da sie sich vergebens Zwang anthaten, mir betrübt zu scheinen, oder so lustige Mienen, daß sich Schmerz und Unwillen gleich stark in mir regten. Als ich mich in Gegenwart der Königin befand, verließ mich die wenige Standhaftigkeit, mit der ich mich gewafnet hatte, so gänzlich, daß ich in Schreyen und Schluchzen ausbrach. Sie selbst konnte sich nicht wieder in die Fassung setzen, mit welcher sie sich bereitet hatte, mich zu empfangen, und wir machten zusammen einen Auftritt, der sehr rührend anzusehen seyn mußte. Sie ließ mir den König bringen, dessen Umarmungen und Schmeicheleyen ein neuer Angrif auf mein Herz waren, dem es nur mit Mühe nicht unterlag.

 Ich

Ich erinnere mich nicht mehr, weder was der junge Prinz mir noch was ich ihm sagte. Ich weiß nur daß man viele Mühe hatte mir ihn aus den Armen zu reissen, so fest hielt ich ihn umschlungen: „Mein Sohn, sagte die Königin seine Mutter unterdessen zu ihm, „dieß ist der Herr von Sully, Sie müssen ihn recht „sehr lieben, denn er ist einer der besten und getreuesten „Diener des Königs ihres Vaters; und ich bitte ihn „daß er fortfahren möge, auch Ihnen eben so dienen. Wir sprachen noch einiges mit einander, ohne den Augenblick finden zu können, unsere Thränen zu trocknen. Sie hat nachher gesagt: ich sey nebst einer andern Person am Hof derjenige, dessen Anblick sie am meisten gerührt hätte.

Eine Aufnahme, so voll von Zeichen der Achtung und des Zutrauens, versetzte alle Prinzen, Vornehme und die Mitglieder des Staats Raths in die Nothwendigkeit, einander in Versicherungen von Freundschaft, Diensten und Ergebenheit zu steigern. Sicher betrogen sie mich nicht. Denn ich kannte ihr Inneres so gut als sie selbst. Ich wußte schon, daß ich bey ihrem Entwurf, die jetzigen Umstände dazu zu benutzen, um an Gütern und Würden selbst auf Unkosten des Ruhms des Vaterlandes, der Ehre, des Königs und des allgemeinen Bestens zu gewinnen, gewärtig seyn mußte, das Ziel aller ihrer Streiche zu seyn, weil sie selbst von nichts Hinderniß erwarteten, als von meiner Entschlossenheit, Festigkeit und der Strenge meiner Verordnungen. Sie hatten zu viele Beyspiele davon, um zu zweifeln, daß die einzige Partie, die ihnen zu nehmen übrig wäre, darinn bestehe, daß sie suchen müßten, mir die Verwaltung der Staatsgeschäfte ganz aus den Händen zu winden. Als man daher in der Folge die großen Batterien spielen ließ, um mich

bey

bey der Königin übel anzuschreiben — angenommen daß man nicht bereits jetzt damit angefangen hatte — als die Jesuiten und ihr Anhang den Nuntius agiren ließen, um den Befehl zu meiner Entfernung auszusprechen; als meine Collegen im Staats-Rath und im Finanz-Fach den Concini und seine Frau in Bewegung setzten, um den zween Prinzen vom Geblüt in den Kopf zu setzen, daß sie nie eine wahre Autorität haben würden, so lange ich an der Spitze der Geschäfte stünde, daß diese hingegen mir nicht abgenommen werden könnte, ohne ihnen in die Hände zu fallen; als man allen andern beygebracht hatte, daß von Concini abhängen wirklich so viel sey als Meister seyn; endlich als ich jedermann mit gleichem Eifer daran arbeiten sah, meinen Sturz zu bereiten, so geschahe bey dem allem nichts als was ich vorhergesehen und vorhergesagt hatte.

Da die erste Handlung des Parlaments, so bald es den König tod gesehen hatte, gewesen war, der Königin Mutter die Regentschaft zu übertragen, so hielt man für nöthig, daß der König in Person dahin gienge, um sein Lit de Justice zu halten und diese Ernennung zu bestätigen (13.) Und da der Vormittag des andern Tags nach dem Tod des Königs zu dieser Ceremonie erwählt worden war, so wurde ich mit Tagesanbruch von Seiten der Königin ebenfalls gebeten, Seine Majestät dahin zu begleiten. Ich brachte alle Arten von Entschuldigungen vor, um es abzulehnen. Ich stellte mich sogar, als wenn ich mich so übel befände, daß es mir unmöglich wäre, diesen ganzen Tag aufzustehen. Ich fühlte den äußersten Widerwillen gegen das von mir verlangte. Indessen mußte ich doch abermals diese Gefälligkeit haben, da mich die Königin mit Bitten auf Bitten bestürmt hatte.

Da ich nichts als neue Ursachen zur Bitterkeit und Verhärtung meines Herzens in dem Schall der Trommeln und Instrumente fand und dachte, daß ein in Thränen gebadetes Gesicht sehr schlecht unter dem Freudengeschrey und Jubel, wovon alles ertönte, figuriren würde, so drängte ich mich durch die Menge und kam als einer der ersten in den Saal der Augustiner, wo das Parlament gehalten wurde.

Zween bis drey Cardinäle, welche eben so wie ich dem Gedränge hatten ausweichen wollen, hatten sich vor den andern in den Saal begeben, wo sie sich auf die für die Geistliche bestimmte Bank an der linken Seite des für Seine Majestät errichteten Throns oben an setzten. Die Bischöffe von Langres, von Beauvais und von Noyon kamen nachher dazu und diese Herrn, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, daß ihre Eigenschaft als Pairs ihnen das Recht gäbe, im Parlament Prinzen und Cardinälen vorzugehen, hatten nicht Lust, sich unter jene zu setzen, die sie bereits sitzen sahen; sie giengen auf die rechte Seite und setzten sich ganz zu oberst an. Ich fand sie daselbst bey meiner Ankunft, und sagte ihnen ganz sanftmüthig: Sie seyen hier nicht an ihrem Platz und ich rathe ihnen, als Freund, auf die linke Seite zu gehen, indem sie nicht erwarten dürften, daß eine Menge von weltlichen Pairs, welche den Augenblick herein kämen, ihnen ruhig die rechte Hand überlassen würden. Sie fiengen an, mich mit ihrer gewöhnlichen Destinction zwischen Pairien von erster Einsetzung und geistlichen Pairien betäuben zu wollen, welche nach ihrer Meynung sie weit über die neuen Herzoge setzten. Der Streit dauerte von meiner Seite nicht lange. Ich sagte ihnen nur: sie würden bald jemand finden, der mit ihnen sprechen würde. Und daran fehlte es auch

nicht. Die Entscheidung, die man sogleich auf der Stelle geben mußte, verurtheilte sie, die rechte Bank den weltlichen Pairs zu überlassen, und auf die geistliche zur linken Seite zu gehen. Als daselbst die Cardinäle eben so wenig Lust hatten, ihnen zu weichen, so giengen sie lieber ganz weg, und wollten nicht bey der Ceremonie bleiben. Ich nahm eben so wenig Antheil daran, als sie, ob ich schon anwesend war. Die Königin mußte sehr zufrieden seyn 14). Alles wurde ihr zugestanden, ohne nur einmal Stimmen darüber zu sammeln.

Es währte nicht lange, bis ich gewahr wurde, daß, obschon man äusserlich affektirte, keine von den Formalitäten zu vernachläßigen, welche gewöhnlich bey Errichtung einer rechtmäßigen Regentschaft beobachtet werden; wiewohl man die Aenderung, welche man bey der Staatsverwaltung merken zu lassen anfieng, für die gewöhnliche und nothwendige Wirkung einer Regierungs-Veränderung angesehen wissen wollte, endlich, daß, obschon man es darauf anlegte begreiflich zu machen, daß diese Regierung nichts anders zum Zweck hätte, als dem Ansehen eines noch in den Jahren der Kindheit stehenden Königs mehr Nachdruck und Glanz zu verschaffen, dennoch diejenigen, welche die Königin leiteten, im Grund auf nichts anders bedacht waren, als unter dieser Maske für ihre eigene Rechnung zu arbeiten. Alle diese Hüllen von Regularität verschwanden, wenn man sie ein wenig näher betrachtete und zeigten nichts weiter, als wirkliche Vernachläßigungen der Ordnung und rechtlichen Form, welche die kleine Anzahl gut gesinnter Personen in Furcht setzten. Ich hielt mich verbunden und gewissermaßen auch berechtigt, fühlen zu lassen, daß ich den Mißbrauch merke und nicht billige. Allein die Zeit der

 freyen

freyen Vorstellungen, welche bey der Trauer am ersten Tag vom Tod des Königs und bey der Verwirrung am zweyten noch zugelassen wurden, war am dritten bereits vorüber. In eben so kurzer Zeit schüttelte man auch das Joch des Zwangs und des angenommenen äusserlichen Scheins von Schmerz ab, worunter das Herz zu viel zu leiden hatte. Dummheit in Ermanglung einer wirklichen Ursache zur Freude brachte diese Wirkung bey einigen hervor; bey einigen andern war es Leichtsinn, bey andern endlich der bloße Gang der öffentlichen oder besondern Angelegenheiten und besonders die Furcht, Personen zu mißfallen, deren Beyspiel gemacht ist, dem ganzen Hof den Ton anzugeben.

So sah also nach den ersten drey Tagen diese neue Welt aus. Blieb man blos beym Aeußerlichen und bey allem dem stehen, was gemacht war, die Augen auf sich zu ziehen, so hätte man gedacht, daß nichts im Louvre verändert sey. Der Trauerprunk schien vorzüglich daselbst auf alles raffinirt zu haben. Die Tücher, womit die Wände, Fußboden und Zimmerdecken beschlagen waren, die Möbeln, und alle andere Werkzeuge einer öffentlichen Trauer hätten die Paradezimmer dieses Pallastes für den Aufenthalt der Traurigkeit selbst und für die Wohnung des Todes ansehen lassen können. Ein wenig zweifelhafter fieng die Sache an zu scheinen, wenn man von da die Haltung der zu den Honneurs dieser traurigen Ceremonie bestimmten Personen betrachtete. Denn wenn man von einigen auch noch aufrichtige Seufzer hörte und wahre Thränen vergießen sah, so gab es doch übrigens nur noch zu viel, was den Contrast fühlbar machte. Kam man aber endlich von da in die untern Zimmer, welche man die Entre-sols nannte, dann konnte man sich erst einen wahren Begriff von der Stimmung der Herzen

und

und Gemüther machen. Die Pracht, aus dem ganzen übrigen Pallast verbannt, hatte hier ihre Freystätte aufgeschlagen. Gold, Purpur, Stickereyen, kostbare Zierraten machten sie zu einem Ort des Vergnügens. Der Luxus war da in in seiner ganzen Verschwendung. Ich und eine kleine Zahl wahrer Franzosen konnten nicht dahin gehen, ohne das Herz vom heftigsten Widerwillen darüber zerrissen zu fühlen, daß man sehen mußte, durch welche Gegegenstände man das Gefühl des allgemeinen Verlusts ersetzte. Ich schäme mich es zu sagen, daß man die ganze Künsteley, deren man sich bediente, um den Augen des Publikums diesen Anblick der Unempfindlichkeit und des Undanks zu entziehen, nur zu oft durch lautes Auflachen, Ausbrüche von Freude und fröliche Lieder verrieth, welche man aus diesem Ort erschallen hörte. Freylich wohnten aber auch nur lauter Leute darinn, welche glücklich waren, oder es doch zu seyn glaubten. Hier residirte der wahre Hof, hier wurden die Berathschlagungen gehalten, so wohl die allgemeinen, welche man noch aus Gewohnheit und zum Schein hielt, als die verborgenen, wo man gar fein alle die gute Entschlüsse zu zerstören wußte, welche man etwa noch in den erstern gefaßt hatte.

Die Königin zog zu diesen geheimen Berathschlagungen, welche zu den unschicklichsten Stunden gehalten wurden, niemand als Concini und seine Frau, den päpstlichen Nuntius, den Spanischen Gesandten, den Canzler und den Ritter von Sillery, den Herzog von Epernon, Villeroy, Jeanin und Arnauld, welcher, ohnerachtet er mir angehörte, darum nichts desto weniger, so wie auch Jeannin, ganz dem Concini anhieng, den Arzt Duret, welcher jedoch bald diese Gunst verlohr, Dolle und den Pater Cotton. Es

 ist

ist nicht schwer zu errathen, was damals verhandelt wurde: die Vereinigung der Französischen und Spanischen Krone, die Aufhebung der ältesten Verbindungen der Krone mit den fremden Fürsten, auch aller Pacificationsedikte, die Zerstörung der Protestanten, die Vertreibung aller derjenigen von dieser Religion, welche in Aemtern standen, die Ungnade aller, welche sich nicht unter das Joch neuer Günstlinge beugen wollten, die Verschwendung der durch den hochseligen König aufgehäuften Schätze, um die Habsüchtige und Ehrsüchtige an sich zu ziehen, und diejenige mit Gütern und Ansehen zu überhäufen, welche man im Begriff stand, zu den ersten Ehrenstellen zu erheben — Das heißt: Tausend Projecte so verderblich für den König und den Staat als vortheilhaft für unsere Todfeinde, waren der große Gegenstand der Berathschlagungen dieser neuen Räthe.

Was den öffentlichen Staatsrath betrifft, den man genau alle Tage hielt, so zog man dazu den Prinzen von Conty und den Grafen von Soissons, (der Prinz von Conde war noch nicht zurück) den Cardinal von Joyeuse, den Connetable, die Herzoge von Mayenne, von Guise und den von Bouillon, sobald dieser angekommen war, den Marschall von Brissac, Chateauneuf, Pontcarré, de Vic (15), Caumartin und mich. Ein Theil aller dieser Herren sprachen ziemlich laut von einer Aenderung des politischen Systems. Allein am gewöhnlichsten kamen bey dieser Berathschlagung die Mittel vor, die königlichen Einkünfte zu vermehren, die Steuer und andere Auflagen zu vermindern, die Pensionen der Großen zu erhöhen und ihnen verschiedene Vortheile zu verschaffen. Die starke Brust des Präsidenten Jeannin machte, daß man ihn vor allen heraus hörte. Man hätte sagen mögen,

mögen, dieser Mann sey besoldet um aller Welt goldne Berge zu versprechen. Einige Personen, welche noch Ehrlichkeit genug vom alten Staatsrath mit herüber gebracht hatten, um weder heucheln noch schmeicheln zu können, waren so gut, sich mit mir zu vereinigen, um den groben Widerspruch fühlbar zu machen, dessen man sich schuldig machte, indem man die Ausgaben vermehren und die Einkünfte vermindern wollte.

Ich wollte mir nicht vorzuwerfen haben, daß so falsche Grundsätze durch die Schuld meines Stillschweigens in Umlauf kämen. Ich bestritt sie sogleich methodisch, und schmeichle mir, daß, wenn der Sieg auf Seiten der Vernunft hätte seyn sollen, wir ihn davon getragen hätten. Allein wir begriffen bald, daß die Unwissenheit nur das kleinste unter den Lastern sey, die wir hier zu bekämpfen hatten. Durch die prächtigste Versprechungen, wovon jedoch die, welche die Erleichterung des Volks betrafen, unerfüllt blieben, suchte die neue Regierung die Herzen zu gewinnen, und die weise Oekonomie, welcher man den Ruhm der letztern Regierung zu danken hatte, vergessen und selbst verächtlich zu machen. Jeannin hatte seine besondre Absicht dabey. Bey dem Verlangen, das er trug, die Finanzen unter sich zu bekommen, konnte er, um zu dieser Stelle sich zu erheben, nicht wohl etwas bessers thun, als daß er zu verstehen gab: jedermann werde bey dem neuen Finanzverwalter alle die Bequemlichkeiten finden, über deren Mangel bey seinem Vorgänger sich die Großen beschwerten. Man wird sagen, daß er keines von denen zu diesem Amt, das er auch wirklich erhielt, erforderlichen Talenten besaß. Allein er besaß Geschicklichkeit genug, um sich so wohl als seine Verwandte und Freunde, besonders Castille, dabey zu bereichern (16). Das Geld mußte diesen

letztern sehr wenig kosten, da die Geräthschaften, welche in allen andern Häusern nur von Eisen oder Holz sind, in dem seinigen von Silber waren. Er gab hierinn nur dem einzigen Concini nach.

Mein Gedanke, daß ich Kranken Arzney reiche, welche nicht gesund seyn wollten, wurde mir vollends bestärkt, als ich sah, daß meine Freymüthigkeit, welche man anfangs als eine Art von Gewohnheitsfehler geduldet hatte, äußerst lästig zu werden anfieng. Ich konnte aus den Minen leicht die Mühe lesen, welche man hatte, zu schweigen, und bald setzte man sich selbst vollends über diesen kleinen Zwang weg. Von nun an betrachtete ich mich als einen Menschen, der bald etwas mehr als unnütz werden würde, und machte ganz ernstlich den Plan, mich nach und nach von einer Stelle loszumachen, wo ich meinen guten Ruf nur mit unendlicher Gefahr behaupten oder nur mit meiner gänzlichen Entehrung aus den Augen setzen könnte. Welches Gewicht hätte auch die Stimme eines einzelnen Mannes, der nur harte Dinge zu sagen hatte, haben können, um bey der Königin über die so einnehmende, anlockende, gefällige Sprache der Schmeichler und neuen Günstlinge zu siegen? Es ist eine so seltene Sache, daß ein Minister sich bey seinem Herrn durch die bloße Gefühle einer mit Furcht vermischten Verehrung erhält (was jedoch seyn muß, wenn man voraussetzt, daß dieser Minister ein ehrlicher Mann sey). Man darf nicht erwarten, dieß Wunder zweymal nach einander zu sehen. Da meine Verwandte, meine Freunde und meine Leute, welche ihre Liebe zu mir diese Dinge mit andern Augen ansehen ließ, sich vereinigten, um mich zur Fortsetzung der Bemühungen zu vermögen, von denen sie mich versicherten, daß sie noch nützen könnten, und selbst als sie mir vorstellten,

daß

daß vielleicht auf dem neuen Grund noch etwas Gutes aufzuführen sey, war deswegen meine gewöhnlichste Antwort immer diese: der Streich, welchen Gott zugelassen habe, sey eine so sichtliche Erklärung seines Willens, Frankreich endlich in sein Schicksal dahin zu geben, daß es beynahe so viel sey, als ihn versuchen wollen, wenn man die Wirkung derselben zu verhindern unternehme. Einer von meinen Leuten, eben der Arnaud, von dem ich kaum gesprochen habe, hatte eines Tags, als er mich durch diesen Gedanken äußerst niedergeschlagen sah, die Unverschämtheit zu mir zu sagen: es scheine ihm, daß ich sehr Unrecht habe, so ganz an der Zukunft zu verzweifeln. Es könnten in der Folge wohl Ersparnisse gemacht werden, welche der große Aufwand des hochseligen Königs auf Gebäude, Hunde, Vögel, Spiel und Mätressen bey seinen Lebzeiten unmöglich gemacht hätten. Diese Rede schien mir so strafbar in dem Munde dessen, von dem ich sie hören mußte, daß ich ihn in einem Anfall von heftigem Zorn einen undankbaren, unverschämten und schlechten Kerl nannte, ihm mit Ohrfeigen drohte und verbot, mir je wieder vor das Gesicht zu kommen. Ich sagte nur allzu wahr, als ich ihm dabey vorwarf: sein niederträchtiges Verfahren und seine verderblichen Anschläge würden der Verschwendung und übeln Verwaltung zuerst den Weg bahnen.

Der Herr Graf von Soissons war zu der Zeit, als dieß alles vorgieng, nicht zu Paris. Ich weiß nicht welche Verdrüßlichkeit, — die er bey der Krönung der Königin über die Form der Kleidung der natürlichen Kinder des Königs gehabt hatte (17), hatte ihm einen Vorwand gegeben, sich auf eines seiner Landgüter zu entfernen, so daß er bey allem, was so wohl bey dem Tod des Königs als in den folgenden Tagen

Tagen vorging, nicht anwesend war, und erst nach der Erklärung der Regentschaft und nach allen den getroffenen Veranstaltungen in Paris anlangte. Dieß war eine neue Veranlassung für ihn zu murren und sich zu beschweren. Er fand es sehr übelgethan, daß man bey einer Verhandlung, die so wichtig war, als die der Regentschaft, vorgeschritten sey, ohne ihm Nachricht davon zu geben und selbst ohne seine Gegenwart abgewartet zu haben. Denn er behauptete, diese Ceremonie habe ohne ihn nicht vor sich gehen können. Da er sich einbildete: er dürfe nur laut reden, um sich furchtbar zu machen, so tadelte er dabey verschiedenes an der Form. Er sagte, was niemand vor ihm zu sagen gewagt hatte: es sey nur eine sehr geringe Anzahl von Präsidenten und Räthen gewesen, welche an der Ernennung der Königin bey der ersten Parlementssitzung Theil gehabt hätten. In der Versammlung am folgenden Tag, welcher der König, die Prinzen, die Pairs, Cardinäle und andre Kronbeamte beygewohnt hatten, habe man, voll Furcht, bey einer Stimmensammlung, welche doch bey dergleichen Gelegenheiten statt haben müßte, Widerspruch zu finden, sich mit einer bloßen unförmlichen und übereilten Bestätigung der gestrigen Handlung begnügt. Dieß nannte er eine nichtige Handlung bestätigen. Er sah wohl, daß er sich nicht würde Gehör verschaffen können, so lange er nicht seine Partey beträchtlich machen würde, und that sich deswegen so sehr Gewalt an, daß er mehrere Personen am Hof, mit denen er gar keine Verbindung hatte, zu gewinnen suchte. Zwey Dinge vorzüglich verhinderten ihn, durchzudringen; sein frostiges, stolzes Wesen und der Vorzug, welchen die Höflinge denen geben zu müssen glaubten, welche man im Begriff sah, bald über die Schätze und Gnadenbezeugungen

gungen

gungen zu schalten. Alle Prinzen und sein eigner Bruder, der Herr Prinz von Conty, liebten ihn eben so wenig als die andern. Er sah sich daher genöthigt nachzugeben.

Ich war einer von denen, deren Freund der Herr Graf eine Zeit lang sich zu nennen beliebte (18). Er ließ aber bald auf diesen Namen alle Schritte eines wahren Feindes folgen. Dieß geschah bey folgender Gelegenheit. Der Herr Graf hatte zu den Lebzeiten des hochseligen Königs oft sein Gesuch in einer Sache erneuert, wovon ich bereits einiges berührt habe. Diese betraf nämlich einen Vergleich, den Seine Majestät über gewisse Gerechtsame mit ihm abschließen sollte, welche ihm, wie er behauptete, in Piemont von Seiten seiner Gemahlin, die aus dem Hause Montaffie war, zuständig wären. Der König, welcher äußerst wegen dieser Sache überlaufen wurde, hatte mir aufgetragen, sie zu untersuchen. Mein beständiges Bestreben, so aufrichtig als möglich für das Beste des Königs zu sorgen, hatte mich genöthigt, Ihm vorzustellen: daß der Handel nicht für Ihn sey, daß er sich in unendliche und unzählbare Händel mit dem Papst, der Apostolischen Kammer, verschiedenen Cardinälen und dem Herzog von Savoyen verwickeln würde, welche alle auf diese Güter Ansprüche hätten und größtentheils schon im Besitz derselben wären. Unter zehn Jahren würde Er sich nicht aus diesem Labyrinth herauswinden, und da er vorzüglich den Papst und den Herzog von Savoyen in Rücksicht auf den Erfolg seiner großen Entwürfe zu schonen hätte, so müsse Er vermeiden, sich in eine Untersuchung einzulassen, welche sie ihm zu Feinden machen würde. Mehr bedurfte es nicht, um es Heinrich ganz aus dem Sinn zu bringen.

Der

Der Herr Graf wußte kaum diesen Herrn todt, als er bey dem neuen Staatsrath den unterbrochenen Entwurf wieder vorbrachte. In einer Sache von der Klasse derjenigen, welche man ziemlich allgemein als Gnadensachen betrachtet, fiel es ihm nicht schwer, sich einen Anhang zu machen, der ihn zu seinem Vorhaben behülflich war. Es kostet mich einige Mühe die Mittel zu erzählen, deren man sich dazu bediente. Der Herr Graf mit Hülfe Concini's wußte das Zeichen des hochseligen Königs nachzumachen und dessen Sigill anzubringen. Auf diese Art gab Er einem vorgeblichen Kaufcontract über alle gedachte Güter zwischen ihm und den König die rechtskräftige Form. Um das Dokument desto weniger einer Zurückdatirung verdächtig zu machen, hielt man für nöthig, daß mein Name darunter erscheinen sollte, weswegen man meine Signatur zu erhalten suchen mußte. Dieß war denn die große Schwierigkeit. Man stellte mir die gegenwärtige Gelegenheit als den Augenblick vor, welcher für immer die Freundschaft oder den Haß des Herrn Grafen gegen mich bestimmen würde. Man führte eine unendliche Menge anderer Beweggründe an, deren ungeachtet ich nicht nur beständig meine Unterschrift verweigerte, sondern auch gegen alle, die mit mir davon sprachen, behauptete: da diese Angelegenheit zwischen dem König Heinrich und mir verhandelt und auch beendigt worden sey, so könne niemand besser wissen, daß Seine Absicht dem, was man mich jetzt bereden wolle, geradezu entgegen gewesen sey. Ich fuhr geradezu heraus, daß man mir nur eine falsch unterzeichnete und gesiegelte Schrift dieses Herrn vorlege. Man verzweifelte, meine Hartnäckigkeit zu besiegen und die Partie, die man ergriff, bestand darinn: daß man einen zweyten Contract aufsetzte, der diesem ganz gleich war, außer daß mein Name sich nicht mehr darauf

befand.

befand. So standen wir mit einander, der Herr Graf und ich, als er sich öffentlich mit dem Herrn Prinzen von Conty, seinem Bruder, und wegen diesem mit dem ganzen Hause Guise überwarf (19). Die Königin schickte nach mir; sie eröffnete mir die Auskunftsmittel, die sie zu Beylegung ihrer Streitigkeiten ausgesonnen hatte, welche, wann der Staatsrath versammelt wäre, geschehen sollte, und bat mich, bis dahin weder für einen noch für den andern äußerlich Partie zu nehmen, damit ich dadurch desto geschickter seyn möchte, die Rolle einer Mittelsperson zu übernehmen, wenn der Zeitpunkt dazu erschienen seyn würde. Da wir schon alle im Staatsrath saßen, wo diese Sache vorkommen sollte, und wo ich selbst bereits vortheilhaft für den Herrn Grafen gestimmt hatte, schickte dieser Prinz Brissac ab, um der Königin ganz leise zu sagen: da er gehört habe, daß im Staatsrathe von ihm die Rede seyn sollte, so bäte er sie, nicht zu erlauben, daß jemand von denen, die er für verdächtig halten könnte, an den Berathschlagungen dabey Antheil nähme, und namentlich verwerfe er mich (20) als Verwandten und Freund des ganzen Hauses Guise. „Er „soll den Herrn von Sully nicht verwerfen," sagte die Königin ganz laut; „denn niemand hatte noch so vor„theilhaft für ihn gestimmt, als eben er." Ich gestehe es, ich war heftig über diesen Zug aufgebracht, und konnte mich nicht enthalten, indem ich aufstand, zu sagen: „Madame, ich verwerfe mich selbst, weil „er es verlangt, und gehe nun unmittelbar hin, mich „seinem Bruder und dem Herrn von Guise anzubie„ten." Dieß that ich auch wirklich.

Eine dritte Ursache zu Verdrüßlichkeiten mit dem Herrn Grafen von Soissons, erhielt ich wie die vorhergehende im Staatsrath, aus Veranlassung der Befehls-

fehlshaberschaft in der Normandie, die er sich ertheilen lassen wollte. Da die Königin mich um meine Meynung darüber befragt hatte, bat ich sie, mir dieß zu erlassen. Da aber meine Entschuldigung nicht angenommen worden war, sagte ich: es sey mir unmöglich dazu zu rathen, daß man den Kindern des hochseligen Königs eine Stelle nähme, in deren Besitz sie seyen, um damit sonst jemand zu bekleiden, wer es auch seyn möchte. Der Prinz stand damals schon nicht mehr so gut mit Concini, als er mit ihm gestanden hatte. Er hatte sich sogar widersetzt, als dieser Günstling die Stelle eines ersten Kammerherrn für sich, und das Erzbisthum Tours für seinen Schwager (21) erhielt. Diese Gelegenheit söhnte sie aber wieder mit einander aus, weil sie sich beyde einander die Hand boten und dadurch erhielten, was sie verlangten. So hielten es in der Folge alle die, welche einigen Anspruch auf erledigte Stellen und Aemter machten, und bald erhielt man im Staatsrath durch Anhang und Cabale alles. Die Zeit der Könige ist vorüber, sagte man sich unter einander; die der Prinzen und Großen ist gekommen. Man braucht nun nichts, als sich geltend zu machen.

Was von ansehnlichen Personen am Hof war, wurde zusammen berufen, um in einer außerordentlichen Sitzung darüber zu berathschlagen, was mit den großen Kriegsrüstungen anzufangen seye, welche der König vor seinem Hinscheiden zu der Cleveschen Unternehmung gemacht hätte. Die Meynungen fielen dabey unendlich verschieden aus: Nach einigen sollte man von allem abstehen, nach andern hingegen, und dieß waren eben nicht die zahlreichsten, sollte man den deutschen Fürsten, welche dabey interessirt waren, alles halten, was ihnen Heinrich der Große versprochen hatte.

Die

Die größte Zahl war für Temperamente zwischen diesen beyden so widersprechenden Meynungen. Einige wollten, man sollte sich blos auf achttausend Mann zu Fuß und zweytausend zu Roß einschränken, so viel als die allgemeine Uebereinkunft dieses Herrn mit seinen Bundesgenossen besagte; andere: man sollte sich begnügen, ihnen blos die zwey Französischen Cavalerie-Regimenter zu unterhalten, die sie schon hätten. Ein dritter stimmte dafür: man sollte einige Fußknechte zu Calais einschiffen; andere: man sollte gar keine Hülfe an Mannschaft, sondern blos in Geld leisten; noch andere: man solle unser ganzes Heer auf der Gränze halten, jedoch ohne anders als im Fall der Noth zu agiren; andre endlich: man solle den größten Theil verabschieden und nur so viele dort behalten, als zu unserer eigenen Sicherheit nöthig sey. Alles dieß war untermischt mit Eröffnungen von Vergleich und Friedensstiftung zwischen den streitenden Mächten, so wie man sie sich leicht selbst denken kann.

Es schien mir, jedermann erwarte mit einiger Ungeduld, wohin meine Meynung ausfallen würde, weil ich von dem hochseligen König mehr als irgend einer von denen, welchen Er sich eröffnet hatte, in dieser Sache gebraucht worden war. Ich fieng damit an, daß ich einen nach meiner Meynung richtigen Unterschied zwischen den bereits als stehendes Heer versammelten und denen erst zu werbenden Truppen machte; dann auch zwischen denen, welche nach Champagne bestimmt waren und denen, welche man nach Dauphiné geschickt hatte. In Ansehung des ersten schloß ich: da aller Wahrscheinlichkeit nach der größte Theil der Entwürfe Heinrich des Großen, so wie jetzt die Sachen stünden, unausgeführt bleiben würde, so müsse man zuerst alle noch nicht angefangene Werbungen unterlassen, dieje-

nige, welche wirklich geschähen, einstellen, die schon gemachte und auf dem Marsch begriffene bezahlen und verabschieden. Denn da dieß alles früh oder spät doch geschehen müßte, so sey dieß jetzt, um dem König so vieles Geld für Kosten des Hin- und Hermarsches zu ersparen und dem Volk eben so viel Mühe und Last abzunehmen, das beste. Der Tod dessen, den ich als das große Triebrad dieser ganzen Unternehmung ansah, schien mir eine so beträchtliche Veränderung daran zu bewirken, daß ich glaube, ich würde nicht weniger dieser Meynung gewesen seyn, wenn ich auch hätte voraussetzen können, daß alle gleich gut dabey gesinnt wären. Eben so wenig aber war ich auch der Meynung derjenigen, welche wollten, daß wir Bundsgenossen im Stich lassen sollten, denen wir uns durch die feyerlichsten Versprechungen verpflichtet hatten, oder daß wir sie durch den Schein einer Vermittlung oder durch so schwachen Beystand, durch welchen ihnen beynahe gar nichts geholfen wäre, betrügen sollten.

Dieß ist die Antwort, die ich auf den größten Theil dieser schwankenden Meynungen gab, nach welchen man etwas und nichts thun sollte. Ich zeigte, daß man um den Ruhm des hochseligen Königs zu erhalten, seine Absichten, wenn auch die größern Entwürfe, bey denen noch einigermaßen Zweifel statt fände, ob wir sie auch wirklich gehabt hätten, nicht zur Erfüllung kämen, doch wenigstens in Ansehung dessen, was Er erklärt, versprochen und bereits angefangen hatte, ganz ausführen müsse. Man müsse wegen unsrer eignen Ehre bey den Ausländern diese nicht glauben lassen, die ganze Stärke Frankreichs liege in einem einzigen Mann, oder man habe so wenig Achtung für sein Andenken. Ich schloß also: was diesen Punct beträfe, müsse man ohne Zeitverlust an die deutsche

Fürsten

Fürsten und den Prinzen von Oranien schicken, um von ihnen zu hören, ob ihnen unsere Truppen wirklich so nothwendig seyen, um ihnen die Staaten erlangen zu helfen, die man ihnen versichern wollte. Ich dächte, sie könnten sie entbehren, wenn sie die Waffen nur blos deswegen ergriffen hätten. Im Fall aber, daß sie ihrer benöthigt wären, müßte man hören, wie viel sie deren verlangten. Nach ihrer Antwort müsse die Hülfe unter Anführung eines unsrer guten Offiziere vorrücken, und zwar jenseits der Maas hin, welches freylich weder der schönste noch der kürzeste, dagegen aber der sicherste Weg sey. Ein Umstand, den man nicht gering achten dürfe. Oder solle man die ganze Armee abdanken, bis auf dreyßigtausend Fußgänger und sechshundert Reuter, welche blos mit vier Kanonen und zwo Feldschlangen ein fliegendes Lager bilden würden, das bereit seyn könnte, überall hinzueilen, wo ein Anschein vou Bewegung seyn würde. Dieß schien mir bey dieser Voraussetzung hinreichend, alles im Respekt zu erhalten. Bis dahin müsse man die Truppen von Champagne in Garnison einrücken lassen, nachdem man Musterung über sie gehalten, und sie gut bezahlt hätte.

Ich sagte ohngefähr dasselbe von der Armee in Dauphiné. Da sie nur da war, um den Herrn Herzog von Savoyen mit gewaffneter Hand zu unterstützen, der sich aus Gefälligkeit für uns mit seinen Nachbarn überworfen hatte oder wahrscheinlich noch in Händel mit ihnen gerathen würde, so käme es uns zu, ihn entweder mit dem König von Spanien auszusöhnen oder ihn in Stand zu setzen, nicht von ihm erdrückt zu werden. Da dieß nicht eher entschieden werden könne, bis ein anderer Gesandter an diesen Herrn geschickt wäre, vielleicht auch selbst alsdann erst nach lan-

ger Zeit, so rieth ich ebenfalls: diese Armee nach einer genauen Musterung, bey welcher kein Unterschleif geduldet würde, in bequeme Quartiere einrücken zu lassen, bis man sich deren bedienen oder sie ganz verabschieden könnte.

Ich wurde sehr aufmerksam angehört. Meine Gründe schienen mir einen allgemeinen Endruck gemacht zu haben, doch mit dem Unterschied, daß Redlichgesinnte sich nicht scheuten, ihn durch Zeichen der Billigung, und selbst des Beyfalls an den Tag zu legen; statt daß alle andere ihn aus Eitelkeit, Schlechtigkeit oder vielmehr aus Eifersucht nicht nur sorgfältig verbargen, sondern auch meine Gründe hitzig bestritten. Ich sorgte dafür, meinem Vetter Bethune alles genau zu wissen zu thun, weil derselbe an mich geschrieben hatte, um sich meinen Rath in Ansehung der Veränderung zu erbitten, welche das allgemeine Unglück bey seinen Verrichtungen in seinem Gesandtschaftsposten bey den deutschen Fürsten bewirke. Ich bringe hier seinen Brief nicht bey, eben so wenig als meine Antwort darauf, weil er nichts wesentlich von dem, was man so eben gesehen hat, verschiedenes enthält, außer etwa, daß ich noch specieller mit ihm von den guten oder schlimmen Wirkungen eines jeden der angeführten Gutachten sprach. So war es zum Beyspiel eine Sache, welche wohl bemerkt zu werden verdiente: Daß wenn auf eine oder die andere Art ein Corps Truppen in Deutschland einrücken sollte, um zu dem Heer der verbündeten Fürsten zu stoßen, dieß Einrücken mit großen Gefahren, selbst wenn dieß Corps auch zehntausend Mann stark wäre, verknüpft seyn würde, wenn nicht die Alliirten darauf bedacht waren, es ihrer seits dadurch zu erleichtern, daß sie zu dessen Empfang, wenigstens auf zehn bis zwölf Meilen, gegen unsre

unsre Gränze vorrückten. Die vorgeschlagene Einschiffung zu Calais, wenn dieser Gedanke befolgt worden wäre, hatte auch ihre Unbequemlichkeiten. Sie konnte unsern Alliirten nur blos Fußvolk und höchstens achttausend Mann zuführen. Endlich mußte man sich von beyden Seiten wohl verstehen. Ich machte Bethune auf eine Sache gefaßt, deren er und seine Correspondenten wohl gewärtig seyn mußten, nemlich daß in Frankreich sich mit dem Herrn alles geändert habe, und bezeugte ihnen mein Erstaunen darüber, daß die alliirten Fürsten, die sich seiner bedienten, ihre Wünsche, Rathschläge und Entschlüsse auf eine so wenig verständliche und so wenig dringende Art ausdrückten. Ich überließ es seiner Discretion, zu beurtheilen, welchen Gebrauch er von einen Brief zu machen hätte, worinn ich ihm klüglich manches nur zu errathen geben mußte. Rath gab ich ihm keinen andern, als daß er fortfahren sollte, sich so zu betragen, wie bisher, bis er andere Verhaltungsbefehle erhalten würde und versprach ihm für sein Bestes zu wachen. Diesen Brief schrieb ich am vier und zwanzigsten May.

Einige Tage darauf ward ich zu einem andern noch geheimern Rath über diese Sache gezogen. Herr von Jacop, der Gesandte des Herzogs von Savoyen, hatte vermuthet: die Beschlüsse der neuen Mitglieder des Staatsraths möchten nicht günstig für seinen Herrn ausfallen und hatte daher in die Königin Regentin gedrungen, ihm aufs báldeste und förmlichste ihre Gesinnungen erklären zu lassen, damit Seine Hoheit hierüber die Maasregeln vorkehren könnten, welche Sein Interesse Ihm vorschrieben. Es kam also jetzt darauf an, zu überlegen, was man diesem Gesandten für eine Erklärung zu geben hätte. Ich fand bey meiner

Ankunft früh im Louvre niemand bey der Königin als den Herrn Connetable, den Canzler und Villeroy. Ich war der vierte. Gevres und Lomenie sollten auch dabey seyn; aber Villeroy hatte die Königin beredet, sie hinausgehen zu lassen, worüber Gevres bittre Klagen führte. Ich vermuthete gleich aus den studirten Geberden dieser kleinen Versammlung und aus den gewundenen Reden, welche einer dieser Herren zu führen begann, daß noch etwas mehr dahinter seyn möchte, als was ich sah. Madame, sagte ich zu der Königin, mit meiner gewöhnlichen Freymüthigkeit, ich weiß nicht, wozu sie mich herzurufen geruhet haben. Es scheint, meine Gegenwart verhindre diese Herren sich zu erklären; oder man ist hier, um einander zu überlisten. Ich sehe wohl, daß die Rede vom Herrn Herzog von Savoyen ist. Man weiß, daß ich nie sehr gut mit ihm gestanden habe. Ich gestehe jedoch, daß gegenwärtig, da sein Interesse mit dem von Frankreich und er selbst wenigstens in der Hofnung mit der königlichen Familie verbunden ist, ich ihn liebe, wie jeder gute Franzose sollte. Ich finde, daß der König unumgänglich verbunden ist, ihn zu beschützen und zu vertheidigen, daß selbst die Ehre und der gute Ruf seiner Majestät, so wie unser aller Ruhm, darauf steht, nicht zuzugeben, daß ihm an seiner Person und an seinen Staaten der mindeste Schaden zugefügt werde.

Ich sah die Königin lächeln, indem sie mich so reden hörte, und sie sagte Villeroy ein Wort ins Ohr. Dann wendete sie sich zu mir und sagte: Herr von Sully, es ist wahr, wir sind hier um von den Angelegenheiten des Herrn Herzogs von Savoyen zu reden; es sind aber auch noch andere eben so wichtige und wohl noch wichtigere als diese, für welche gesorgt werden muß. Sie sehen die Unruhen, welche in diesem

sem Staat angesponnen werden, größtentheils von den Großen des Reichs, von denen Sie selbst mir gesagt haben, daß sie eine unersättliche Ehrsucht und Habsucht besäßen. Darauf nun bitte ich Sie, wohl zu denken, damit wir im nächsten Staatsrath davon reden können.

Heute, da von dem Herrn Herzog von Savoyen die Rede ist, haben wir, diese Herrn und ich, bereits vor Ihrer Ankunft davon gesprochen und gefunden, daß es das beste wäre: Frankreich und Spanien wieder mit einander auszusöhnen, und daß man deswegen einen Prinzen nach Madrit wegen des Ablebens meines Herrn des Königs schicken und ihn von einem geschickten und geheimen Mann begleiten lassen müsse, der diese Aussöhnung einleiten und zugleich die Verbindung beyder Kronen durch eine Doppelheyrath vorschlagen möchte, welche die Spanier, wie ich weiß, noch eben so sehr wünschen als vorlängst. Während man diese Sache verhandeln wird, bey welcher ich weder große Schwierigkeiten, noch lange Verzögerung voraussehe, muß man den Herrn Herzog von Savoyen in seinen ersten Erwartungen hinhalten, bis zu der Zeit, da man ihm alles ohne Gefahr erklären kann.

Dieser Entschluß verursachte mir einen Verdruß, den ich durch mein Stillschweigen und durch Achselzucken bezeugte. Die Königin wurde es gewahr und drang in mich, meine Meynung zu sagen. Ich that es, indem ich zeigte: daß man nicht ohne den Vorwurf der Treulosigkeit auszusetzen, einen Fürsten verlassen könne, der alle seine Verbindungen mit Spanien abgebrochen, und sich selbst öffentlich wider diese Krone erklärt habe 22), und dies blos auf die Versprechungen und das Zureden des hochseligen Königs. Das wenigste, was

man für ihn thun könne, da man nun doch einmal andere Absichten angenommen habe, sey dieß: daß man ihn davon benachrichtigte und zu gleicher Zeit diesen Schritt vor dem König von Spanien sorgfältig geheim hielte, oder diesen auch das Gegentheil glauben machte, bis wir durch wirksame Mittel einer allgemeinen Aussöhnung diejenige wenigstens aus der Gefahr gerettet hätten, die sich blos wegen uns darinn befänden. — Warum gab man so billigen Gründen nicht nach, oder befolgte wenigstens das Temperament, das meine letzten Worte angegeben hatten? Man that indeß weder daß eine noch das andere. Man sagte: Dieß heiße, sich in allzugroße Weitläuftigkeiten von Unterhandlungen einlassen. Ich replicirte darauf mit der ganzen Zuversicht, welche eine so gute Sache einflößt. Es war aber bereits eine ausgemachte Sache, daß man den Herrn Herzog von Savoyen aufopfern wollte, und alles, was ich hörte, überzeugte mich, daß es so gar schon lange her ausgemacht gewesen sey. Eben so gewisse Anzeigen zum Nachtheil unserer andern Bundsverwandten schloß ich aus allen Minen und Zeichen von Verständniß, welche ich zwischen der Kynigin, dem Canzler und Villeroy bemerkte. Bald aber gaben sich die Vertrauten und neuen Räthe der Königin nicht einmal mehr die lästige Mühe, ihre Gesinnungen zu verbergen. Die so gelinde, so weise, so glorreiche Regierung des hochseligen Königs ward beynahe ganz laut getadelt, selbst verachtet und lächerlich gemacht. Zu gleicher Zeit, daß man seine Entwürfe als Hirngespinste behandelte, stellte man ihn von andern Seiten als einen schwachen, schlechten und großer Entschlüsse unfähigen Prinzen vor. Es schien nicht genug, die Ermordung dieses großen Königs ungestraft zu lassen, wenn man nicht noch alle Art Beschimpfungen für sein Gedächtniß hin-

hinzufügte; und unglücklicher Weise für uns hat der Himmel, der sich die Rache hierüber vorbehielt, sie nur alsdann ausgeübt, nachdem er dem Neid und Undank zugelassen hatte zu triumphiren.

Durchdrungen von einem lebhaften Verdruß über alles, was ich gehört und gesehen hatte, kam ich nach Hause zurück. „Wir werden, sagte ich traurig und heimlich zur Frau von Sully, deren Verschwiegenheit ich kannte — unter die Herrschaft Spaniens und der Jesuiten fallen. Die guten Franzosen, besonders die Protestanten haben sich wohl vorzusehen; denn sie werden nicht lange in Ruhe bleiben.“ Dieser Gedanke hielt mich die ganze Mittagstafel über in einem tiefen Nachsinnen. Ich ward beym Aufstehen von dem Herrn Bischoff von Montpellier angeredet, der mich bat, einen Augenblick in mein Cabinet zu gehen. Ich ließ ihn hinein treten, und nach einer halben Stunde durch eine untere Türe wieder sehr geheimnißvoll heraus; denn er wollte unerkannt bleiben und trug deswegen Sorge, da ihn meine Leute nur von hinten zu sehen bekamen, indem er sich das Gesicht beynahe ganz mit seinem Taschentuch bedeckt hielt. „Ich habe so eben viel Neues gehört, sagte ich zu meiner Gemahlin und drey bis vier Personen, denen ich traute. Es ist die Folge von dem, was ich ihnen kürzlich sagte. Es ist ein geheimer Rath bey dem Nuntius Ubaldini gehalten worden, wobey der Kanzler Concini, Villeroy, der Bischoff von Beziers und ein Mensch waren, den man mir nicht nennen konnte, von dem man aber glaubt, daß er dem Herzog von Epernon angehöre. Man hatte daselbst die Entwürfe und die Person des hochseligen Königs getadelt und sogar verlacht. Ich wurde dabey noch weniger geschont. Es wurde ausgemacht, daß man die Regierungsgrundsätze und poli-

tische Verbindungen ganz ändern, an den Pabst schreiben, und sich mit ihm verbinden wolle, nichts ohne seinen Rath zu unternehmen; daß man sich mit Spanien vereinigen, und wenn diese Verbindung wohl befestigt wäre, alle die welche sich ihr widersetzt hatten, vorzüglich die Hugenotten von allen Geschäften entfernen und vom Hof verbannen wolle. Wenn ich weise bin, fuhr ich fort, so mache ich es wie der Biber, entledige mich ganz sachte aller meiner Stellen, ziehe so viel Geld heraus als ich kann, verwende einen großen Theil davon zum Ankauf eines guten Platzes in einer der entferntesten Provinzen und spare den Ueberschuß auf Nothfälle.

Wir waren noch an dieser Materie, als der Herzog von Rohan, die zween Bethune, mein Bruder und mein Vetter, mein Sohn und zween bis drey andere von meinen besten Freunden hereintraten, denen ich die Eröffnung, die mir so eben gemacht worden war, und meinen Entschluß mittheilte. Sie behaupteten: Die Nachricht müsse durchaus falsch seyn. Ich würde einen Schritt thun, der mich auf immer mit der Schande der Undankbarkeit gegen den Staat und die Kinder des Königs, meines Wohlthäters, beflecken würde. Es sey noch leicht für mich, im Besitz meiner Stellen und in der Ausübung meiner Verrichtungen zu bleiben. Es wäre Feigheit und Niederträchtigkeit, seinen Feinden so auf den geringsten Stoß zu weichen. Ich gab nicht zu, daß ihre angeführten Gründe gut seyn. Sie ihrer Seits konnte ich nicht dazu bringen, die meinige einzuräumen. „Ihr wollet also, sagte ich ihnen endlich, daß ich mich für den Staat für „meine Familie und für meine Freunde aufopfern „soll. Denn ich sehe wohl, daß euer Eigennutz grossen Antheil an allem hat, was ihr mir sagt. Ich „will es thun, da ihr mich dazu nöthigt; erinnert

„euch

„euch aber dessen was ich euch heute sage, daß es zu „geringem Nutzen für euch und zu großen Verdrüßlich„keit, zum Verlust und selbst zur Schande für mich aus„schlagen wird; und, setzte ich hinzu, ich werde euch „sogleich eine kleine Probe davon zeigen können."

Indem ich alles wohl überlegte, was die angesehnsten und selbst die hochfahrendsten Höflinge für zuvorkommende und selbst niederträchtige Schritte thaten, um die Freundschaft dessen zu erlangen, für welchen die Königin die Ihrige ganz zu zeigen anfieng, hatte ich bey mir selbst den Schluß gemacht, daß es sehr schwer halten würde, noch dasselbe Verhältniß und einigermaßen auch dasselbe gute Vernehmen, worinn ich immer mit dem Hof gestanden hatte, wenigstens äusserlich beyzubehalten, ohne diesem neuen Günstling einige Zeichen von Freundschaft zu geben. Ich hatte mir, im Fall ich bey diesen Gedanken bliebe, vorgenommen, mich dazu des jungen Arnaud zu bedienen, der sich ohnehin schon nur zu sehr geneigt fühlte, die aufgehende Sonne anzubeten. Ich hatte ihn eben diesen Morgen kommen lassen und auf den Auftrag vorbereitet, den er nächstens von mir erhalten würde: zu Herrn Concini 23) zu gehen und ihm Dienstorbietungen zu thun. Ich hatte ihm sogar schon gesagt: welche Wendung er seinem Compliment zu geben hätte, nemlich folgende: ich sey nicht böse deswegen gegen ihn gesinnt, daß das Glück sich anschicke, ihm bey der Königin dieselbe Stelle zu verschaffen, welche ich bey dem hochseligen König gehabt hätte. Ich betrachte diese Begebenheit als einen jener Fälle, welche die Vorsicht zu gewöhnlich macht, als daß man sich noch darüber wundern sollte. Die Regentin thue sogar hierinn nichts, als daß sie ihm Gerechtigkeit für die gänzliche Ergebenheit wiederfahren lasse, welche

er

er und seine Frau jederzeit gegen sie bewiesen und für die guten Dienste, die sie ihr erzeigt hätten. Bey der Wahl seiner Person zu Führung der Geschäfte habe sie sich ohne Zweifel versprochen, dem König, ihrem Sohn, und dem ganzen Staat einen so fähigen als getreuen Diener zu geben; zwo Eigenschaften, welche schon allein hinreichend wären einen Mann, wer er auch wäre, aller Wohlthaten wahrhaft würdig zu machen, welche die Gunst ihm zusichere. Gleich stark überzeugt so wohl von den löblichen Absichten der Königin als von seinem guten Willen, Sie in allem zu unterstützen, böte ich ihm von Herzen alle Mittel an, welche mich eine lange Erfahrung allenfalls gelehrt haben möchte. Er werde finden, daß dies Erbieten nicht zu verachten sey, wenn er erwägen wolle, daß er außer dem allgemeinen Besten, das daraus entspringen müßte, auch noch für sich selbst dies dabey gewinnen werde, die Gnadenbezeugungen, mit denen er sich in der Folge überhäuft sehen würde, nicht mit der Eifersucht der Großen, dem öffentlichen Haß, dem Nachtheil der Geschäffte und der Bedrückung des Volks zu erkaufen. Dafür, daß ich mich zu diesen Aussichten von Größe und Vortheil mit ihm verbände, verlange ich weiter nichts von ihm, als daß er sie in den Regierungsgrundsätzen suchen möchte, welche den hochseligen König das Mittel hätten finden lassen, sein Reich ruhig und blühend zu machen. Einer der vorzüglichsten von diesen Grundsätzen, dessen er auch gegenwärtig vorzüglich zu bedürfen scheine, sey dieser: die Geschäfftsleute und all die ewigen Bettler nicht daran zu gewöhnen, zu Erhaltung ihrer Bitten ganz auf den zu rechnen, der sich am meisten abgeneigt zeigen sollte, sie ihnen zuzugestehen. Unter diesen Bedingungen würde er mich jederzeit geneigt finden, mich mit ihm zu vereinigen, und von diesem Augenblick an biete

ich

ich ihm meine Freundschaft an und bitte ihn um die seinige.

Man wird vielleicht, nachdem man das Gewicht meines Compliments wohl erwogen hat, sagen: ich habe meinem Zuvorkommen einen Anhang beygefügt, der mich wohl vor der Furcht sichern konnte, mich zu weit einzulassen. Allein ich glaube, man werde mir dennoch zugeben, daß der, an den es gerichtet war, damit zufrieden seyn, und — ich darf es wohl sagen — sich dadurch geschmeichelt finden konnte. Dem sey wie ihm wolle; es schien mir ganz geschickt dazu, die Wirkung hervorzubringen, von der ich diejenige überführen wollte, welche meinen Entschluß so sehr bekämpften. „Gehen Sie, — sagte ich zu Arnaud, nachdem ich ihn gerufen und in Gegenwart dieser Herrn instruirt hatte, — gehen Sie hin zu Herrn von Concini in meinem Namen, und reden Sie mit ihm, wie ich Ihnen heute früh gesagt habe; beeilen Sie sich, und kommen Sie so bald zurück als Sie können. — Ich müßte mich sehr betrügen, wenn alle diese Herrn hier, welche eine so gute Meynung von der Königin und ihren geheimen Räthen haben, nicht aus seiner Antwort sehen sollten, ob etwas Gutes davon zu erwarten ist."

Alle blieben bey einander, in Erwartung der Antwort, welche uns Arnaud nach einer Stunde und auf eine Art brachte, die mich vollends in dem ganzen Verdacht bestärkte, den ich bereits gegen ihn gefaßt hatte. Er unterhielt uns zum Eingang nur mit Lobeserhebungen der Person Concini's, seiner Geschicklichkeit, seiner Einsicht in Staatssachen, seines Credits, seiner Freunde, und huschte ganz kurz über den Gegenstand seiner Botschaft weg, indem er nur sagte: er glaube nicht, daß ich etwas von ihm zu hoffen hätte,

wenn

wenn ich nicht Lust habe, mich ihm in allem gefällig zu beweisen. „Ich glaube Sie zu verstehen — sagte ich ihm mit einer kleinen Regung von Zorn, deren ich nicht mächtig war (24) — was wollen Sie denn aber eigentlich mit so unbestimmten Reden sagen? Reden Sie deutlicher mit uns, und lassen Sie uns alles hören, was Sie zu ihm gesagt haben, und was er Ihnen geantwortet hat." Da er sich genöthigt sah, zu gehorchen, machte er uns mit Kopfschütteln und einem boshaften Lächeln folgende ausführliche Erzählung: Beym Hineingehen zu Concini seyen ihm der Präsident Jeannin und sein Bruder Arnaud begegnet, welche herausgekommen wären. Sie hätten beunruhigt darüber geschienen, ihn an diesem Ort zu sehen, wiewohl sie nichts zu ihm gesagt hätten, so wenig als er zu ihnen; wobey ich überzeugt bin, daß er uns die Wahrheit verheimlichte. Ein gewisser Vincenz habe ihm beym Hineinführen in das Zimmer seines Herrn gesagt: „Sind Sie nicht von Herrn von Sully? „Wollte Gott, wir befolgten lieber dessen Rathschläge „als die der beyden Männer, die so eben weggiengen, „und vieler andern noch schlimmern! Wir würden „nicht so geschwind gehen, als man uns bringen will; „dagegen würde aber auch das Ansehen der Königin „und unser Glück auf eine löblichere, sichrere und dauerhaftere Art gegründet werden." Nachdem dann der neue Günstling zu ihm gesagt habe: „Nun, Herr Arnaud, kommen Sie, mich zu besuchen?" habe er ihm mit dem Kompliment und allen den Reden geantwortet, die ich ihm aufgetragen hätte, und die er uns auch wieder hersagte.

Auch hierauf hielt Arnaud wieder inne, und sagte uns stockend: er habe nur eine so kurze und so trockene Antwort erhalten, daß es ihm besser scheine, gar nichts

nichts davon zu sagen. Was er uns noch zu sagen hatte, war just das, was ich gern hören wollte; und er sagte es uns endlich, nachdem er sich lange dazu hatte nöthigen lassen. Ohne ein einziges armes Wort von Danksagung auf alles, was man ihm da Verbindliches gesagt hatte, ohne nur zu zeigen, daß er im mindesten darauf geachtet habe, hatte Concini in ziemlich schlechtem Französisch und in einen bittern Ton gesagt: „Wie, Herr Arnaud? Der Herr von Sully gedenkt „also noch die Französische Angelegenheiten so zu regie„ren, wie zur Zeit des seligen Königs? Dies darf er „auf keinen Fall erwarten. Da die Königin Regentin „ist, so kömmt es ihr zu, über alles zu disponiren; und „ich rathe ihm, nichts etwa anders als nach ihrem „Willen zu unternehmen. Was meine Frau und „mich betrifft, so haben wir weder die Hülfe noch die „Gunst irgend eines Menschen nöthig. Ihre Maje„stät liebt uns, weil wir Ihr gut gedient haben. Nie„mand wird das Gute verhindern, was sie uns zu er„zeigen geruhen wird. Herr von Sully, wenn er „etwas verlangt, wird vielmehr unsers Beystands be„dürfen, als wir dessen, den er uns anbietet; und „wenn er die Untersuchungen wüßte, die im Werk „sind, so würde er uns mehr suchen als er thut. Es „ist kein Prinz noch Herr am Hof, der uns nicht be„sucht hätte. Er ist der einzige nebst einem andern."

Niemand in der Gesellschaft erwartete eine so derbe Antwort. Alle sahen sich unter einander an, und zuckten die Achseln ohne ein Wort zu sagen. „Nun, „meine Herrn, sagte ich zu ihnen, sind Sie noch der „Meynung, daß es mir möglich sey, mich mit Ehren „in meinem Posten zu behaupten? und daß man mich „die Geschäffte lenken lassen würde, wie zuvor?" Sie gestanden, daß sie die wahre Lage der Dinge schlecht

beur-

beurtheilt hätten, und dieß gab Anlaß zu mehrern andern ziemlich langen Reden, die aber zu unwichtig sind, um hier beygebracht zu werden, und bey denen der Schluß dahin ausfiel: man müsse noch etwas auf das Glück ankommen lassen, nichts übereilen, und zusehen, was die Ankunft des Herrn Prinzen bewirken würde, dessen Erscheinung man nächstens erwartete, auf welche noch viele andre, außer mir, große Hoffnungen bauten.

Die erste Nachricht von der Zurückkunft dieses Prinzen in das Königreich erhielt ich einige Tage nach dieser Unterredung durch Pallot. Er sagte mir zu gleicher Zeit: da der Herr Prinz nicht sehr mit Geld versehen sey, so könnte man wohl ihm auf eine gute Art den Hof machen, wenn ich ihm, ohne erst zu warten, bis er es verlangte, wenigstens ein halbes Jahr vor seiner Pension auszahlte. Glücklicherweise konnte ich es thun, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß ich eigenmächtig und ohne Befehl über die Königlichen Gelder geschaltet hätte, indem diese Summe bereits in Rechnung gebracht, wiewohl dem Herrn Prinzen noch nicht ausgezahlt worden war. Der hochselige König, welcher nicht wollte, daß er glauben möchte, Er habe noch so viel Gewogenheit für ihn, um ihn damit zu begnadigen, hatte erwartet, daß sich eine schickliche Gelegenheit finden würde, da ich sie ihm, wie für mich selbst, schicken könnte. Ich hatte sogar bereits die Hälfte davon zwo Personen übergeben, denen der Herr Prinz aufgetragen hatte, sie von mir zu verlangen, und erinnerte mich, daß diese mir erst vor acht Tagen gesagt hatten, sie hätten sie noch in Händen. Ich ließ also alles Pallot geben, der es dem Herrn Prinzen brachte, und ihm dabey diesen Beweis meiner Ergebenheit gegen seine Person so gut zu rühmen wußte, daß dieser

Prinz

Prinz, dem man damals keinen größern Dienst erweisen konnte, mir es sehr Dank wußte, und, wie mir einer der Söhne des Herrn von Harcourt erzählte, ganz laut versicherte: er wolle nicht nach Paris kommen, ohne mich zu besuchen und mich um Rath zu fragen. Da ich beynahe nichts als Feinde um mich sah, empfand ich eine wahre Freude darüber, auf diese Art den Haß getilgt zu haben, welchen eine Zeitlang der erste Prinz vom Geblüt gegen mich gehegt hatte. Er erzeigte mir sogar die Ehre, zu verschiedenen malen die Herrn von Rieux, Montataire, Clermont und andre von Adel an mich abzuschicken, um mir seine Lage und seine Entwürfe zu eröffnen.

Als man ihn von dem Tod des Königs benachrichtigt hatte, stand er keinen Augenblick an, sich auf den Rückweg nach Frankreich zu machen. Er rechnete, wenn er sich außerordentlich beeile, noch frühzeitig genug anzulangen, um die Rechte geltend zu machen, welche ihm sein Rang bey diesem Fall gab. Dieser war ganz dem des Königs von Navarra, seines Großonkels, ähnlich, da dieser sich der Königin Catharina von Medicis vorziehen zu lassen gesucht hatte. Sie machten beyde gleich schlechtes Glück mit ihren Ansprüchen. Der Prinz von Condé erhielt bald Nachricht, daß die Königin, ohne weder ihn noch die andern Prinzen vom Geblüt zu erwarten, ohne nach den Gesetzen, die Errichtung eines Regentschaftraths vorhergehen zu lassen, und ohne eine der bey dergleichen Fällen herkömmlichen Formalitäten zu beobachten, eher zur Regentin erklärt, als erwählt worden war. Er begriff nun, daß keine Hoffnung für ihn übrig sey, zur Regentschaft zu gelangen. Er vermuthete sogar die Behandlung, welche seiner am Hof wartete, wo seine Gegenwart nun nicht anders als unangenehm

seyn konnte. Diese Ungewißheit machte, daß er seinen Weg langsamer fortsetzte, und wünschte, ehe er sich weiter einließe, genauer von der Stimmung der Gemüther, besonders derer, welche einige Macht hatten, unterrichtet zu werden. Da ihm nichts geschickter dazu schien, sich Gehör und Achtung zu verschaffen, als die Ehrerbietung, die man ihm von den Großen bey dieser Gelegenheit öffentlich erwiesen sehen würde, ließ er sie beynahe alle sondiren, und gab ihnen zu verstehen, daß er sich denen verbunden achten würde, die ihm entgegen fahren und ihn bey seinem Einzug in Paris begleiten würden.

Dieser Antrag wurde mir, so wie den andern gemacht. Ich glaubte aber, daß meine Stelle mich verhindere, darein zu willigen, ohne erst wenigstens die Erlaubniß der Königin dazu erhalten zu haben, da diese die Person des Königs selbst vorstellte. Sie schlug mir es nicht förmlich ab, gab mir aber durch die Mine, womit sie mein Gesuch aufnahm, wohl zu verstehen, daß es ihr ein Vergnügen machen würde, wenn man sich der Erfüllung dieser Pflicht enthielte. Ich begriff auch aus dem wenigen, was sie mir sagte, daß sie mir so wie allen andern zwischen ihr und den Prinzen vom Geblüt die Wahl gab, mit denen sie sich ganz zu vertragen wahrscheinlich nie hoffte. Vielleicht, daß die Kälte, welche ich in diesem Augenblick auf ihrem Gesicht bemerkte, auch zum Theil von dem Mißvergnügen herrührte, das sie empfand, weil ich dem Herrn Prinzen Geld geschickt hatte. Denn man hatte nicht ermangelt, dieß zu entdecken und ihr zu wissen zu thun; und ohne Zweifel erinnerte sie sich nicht, daß dieß ein Artikel war, welcher bereits unter den Ausgaben in Rechnung stand. Es konnte auch wohl eine Folge von dem Verdruß seyn, welchen ihr eine Sitzung

des Staatsraths verursacht hatte, deren ich zu gedenken vergaß und worinn festgesetzt worden war, daß ich bis auf weitern Befehl fortfahren sollte die Finanzverwaltung zu führen wie bisher, und namentlich in dem was die Staatspensionen betraf. Ich fürchtete: die Königin möchte mir bey dieser Gelegenheit auflauern, und es mir nie vergeben; und beschloß, mich ihrem Haß nicht wegen einer Sache auszusetzen, die mir nicht von eben so großer Wichtigkeit schien als wahrscheinlich dem Herrn Prinzen. Er schickte Eilboten auf Eilboten an mich ab, um mich andern Sinnes zu machen, und ließ mir endlich durch die obengedachte Edelleute erklären, daß er entschlossen wäre nicht wieder nach Paris zu kommen, weil ich mich weigerte, daselbst mit ihm zu erscheinen und über Dinge zu sprechen, welche die Partie, die er ergreifen sollte, bestimmen würden, und die er nur durch mich erfahren könne.

Ich fieng wieder an, neue Versuche deswegen bey der Königin zu machen, von der ich jedoch nie weiter etwas herausbringen konnte als jene Art von Erlaubniß, durch welche hindurch man deutlich eine abschlägliche Antwort erblickte. Die Alternative war in der That um so bedenklicher, da sie sich wirklich zwischen zwo Partien befand, welche man damals als ganz entgegengesetzt betrachten konnte. Ich mache kein Geheimniß daraus; ich erklärte mich für die, welche mir die Früchte eines wesentlichen Dienstes verschaffen konnte, gegen die, welche mir nur die leicht vergeßliche Verbindlichkeit für eine bloße Gefälligkeit versprach; und gieng hin den Herrn Prinzen zu besuchen (25), welcher, was ihm auch der Herzog von Epernon sagen mochte, dennoch von dem Ort, wo er zu Mittag gespeist hatte, nicht abgehen wollte, bis er wußte, daß ich sehr nahe daran sey. Ich begegnete ihm im freyen

Feld und stieg ab, um ihn zu umarmen. Er stieg selbst beynahe zu gleicher Zeit mit mir vom Pferd, und kam, mich mit gleich starken Zeichen von Achtung und Freude zu umarmen. Er fieng an sich mit mir zu unterhalten, während wir queer durch das Feld giengen, wo wir wohl eine Viertelstunde blieben, obschon Epernon ihm vorstellte, er hätte alle seine Zeit nöthig, um nicht zu spät anzulangen. Von Zeit zu Zeit sprach er über verschiedene Dinge mit mir, deren Erzählung mir hier überflüßig scheint. Ich begleitete ihn bis ins Louvre, wo ich ihn seine Aufwartung machen und mit der Königin sprechen ließ (26) und ins Zeughaus zurück gieng.

Es konnte wohl seyn, daß der Herr Prinz selbst da, als er so sehr Mißhandlungen von der Königin zu befürchten schien, sich im Herzen eine ganz andere Aufnahme von ihr versprach, wenn er sich das gute Vernehmen ins Gedächtniß zurückrief, das ehmals zwischen ihr und ihm bestanden hatte; und sogar, daß er sich hierauf einen ganz andern Plan baute als der war, von welchem er mit mir sprach. Niemand hatte daran gezweifelt, als er aus dem Reich gieng, daß sein Mißvergnügen und seine Flucht die Wirkung der Winke und des Zuredens dieser Prinzeßin seyen, und der König selbst hatte Nachricht davon. Wie dem auch sey; dem Herrn Prinzen, wenn er diesen Gedanken hatte, wurden bald die Augen geöffnet, und er lernte aus eigner Erfahrung einsehen, daß nichts gegen die Eifersucht auf die unumschränkte Gewalt auszuhalten vermag. Die Königin schien gegen ihn alles Andenken der Zeit gänzlich aus dem Gedächtniß verloren zu haben, wo sie dem Beweggrund, der sie mit einander zu handlen bewogen hatte, den Namen des gemeinschaftlichen Interesses gegeben hatten; und sicher war es

nicht

nicht eine weitläufige Unterhaltung über Staats- und Regierungsangelegenheiten, was sie jenes vergessen machte. Denn sie hatte auch nicht ein Wort von diesen mit ihm gesprochen. Sie schränkte sich gegen ihn auf ein so steifes, frostiges und stummes Ceremoniel ein, daß er das Louvre, sehr schlecht erbaut von allem, was er gesehen hatte, verließ.

Ich merkte es aus den Reden, die er bey mir führte, als er mir zween Tage darauf einen Besuch machte, wiewohl er sich nicht sogleich geradezu erklärte und keine Person nannte. Ich meinerseits wartete mit meiner Erklärung ebenfalls, bis er mir deutlicher den Grund seiner Gesinnungen entdeckt hätte, und hielt mich noch verschlossener als er. Allein in der Folge dieser Unterredung fieng er an, mit mir so deutlich von seiner Stimmung zu sprechen, und zeigte mir dabey so viel Achtung, Zutrauen und Verlangen, mit mir vereint die Mittel ausfindig zu machen, um dem gänzlichen Umsturz der Geschäffte und der bevorstehenden Unordnung in den Finanzen vorzubeugen; er bat mich so aufrichtig um einen Rath über die Art, wie er zum allgemeinen Besten durch alle die Hindernisse hindurch wirksam seyn könnte, welche ihm Eifersucht, Haß und Cabale entgegenthürmen würden, daß ich es endlich so wohl seinem Zutrauen als seinem löblichen Beweggrund schuldig zu seyn glaubte, offenherzig mit ihm über diese ganze Materie zu sprechen. Was mich vollends dazu bestimmte, war folgender Umstand. Er hatte mir nämlich gestanden, unter allen denen, welchen er seinen Wunsch eröffnet hätte, die politische und einheimische Staatssachen ferner noch nach eben den Grundsätzen behandelt zu sehen, welche der hochselige König befolgt hätte, sey nicht Einer gewesen, der sich nicht bemüht hätte, es ihm auszureden. Ich befürch-

tete daher, die Aussicht auf Schwierigkeiten, die entweder schlechterdings unübersteiglich wären, oder die man doch wenigstens nur mit unendlichen Gefahren besiegen könnte, ohne andre als sehr mittelmäßige Früchte dafür zu erndten, möchte ihn auf den Abweg bringen, auf welchem man ihn gerne haben wollte.

Nachdem ich ihm also für die Ehre seiner Achtung und seines Zutrauens gedankt hatte, gab ich ihm folgende Antwort und beynahe in eben diesen Ausdrücken: Alle Personen, die er über die gegenwärtige Angelegenheit gehört oder zu Rath gezogen hätte, seyen dabey viel zu sehr interessirt, um ihm einen Rath zu ertheilen, welcher alle ihre Hoffnungen zerstört haben würde. Ich wußte ihm keinen andern zu geben, als den, welchen ich den Herrn Prinzen vom Geblüt, seinen Oheimen, dem Prinzen von Conty und Grafen von Soissons und der Königin selbst geben würde, wenn sie ihn, in der Absicht ihn zu befolgen, von mir verlangen würden. Denn das Interesse ihrer vier wäre, die Sache näher betrachtet, genau dasselbe. Dieser sey: sich für den König gegen die Großen und gegen jenen Haufen von zudränglichen Ehrgeitzigen und Eigennützigen zu vereinen, von denen der Hof wimmle. Denn sicher seyen alle diese Personen auf nichts weiter bedacht, als auf jede, auch die unerlaubteste Art Nutzen aus einer Conjunctur zu ziehen, welche jederzeit der Triumph der Habsucht und Frechheit gewesen sey. Dies sey der Punct, von dem man ausgehen müßte. Um sich aber nicht auf eine andere Art davon zu verirren, und um nicht selbst das Beyspiel dessen zu geben, was man verwerfe, sey es nothwendig, daß eine feyerliche Erklärung das ganze Reich unterrichte: diese Union habe keinen andern Zweck, als in allem und auf die edelste Art auf das höchste Gut des Staats hinzuwirken.

Die

Die Folgen, welche man davon sehen werde, würden zeigen, daß man auf dem Wege dahin zu gelangen gedenke, welchen ein großer König vorgezeichnet habe, dessen glückliche Ausführungen jeden seiner Entwürfe, jedes seiner Werke gerechtfertigt hätten. Eine in jeder Rücksicht wesentliche Pflicht sey, oft und laut zu bezeugen, daß man von demselben Geist beseelt sey, welcher diesen großen König das Geheimniß habe finden lassen, ein in Elend versunkenes Reich in einen blühenden Staat umzuschaffen. Die beste Art, zu zeigen, daß man ihm in der That nachahme, bestehe darinn, daß man nichts für sich selbst verlange, und so auch alles den ungerechten Forderungen einer Rotte habsüchtiger Höflinge abschlage. Ich wollte damit eben nicht gesagt haben, daß man sich jeder Art von Belohnungen berauben sollte; im Gegentheil sey es einer der Vortheile dieses Systems, für eben diese vier Personen, daß bey einer weisen Führung der Geschäffte ihnen natürlich und mit vollem Recht weit mehr in Einem Jahr einkommen würde, als auf jede andere Art in zehn, daß sich aber darum dennoch nichts Gewinnsüchtiges in ihre Absichten mischen dürfte; — was ich ihnen um so öfter wiederholen würde, als von allen guten Eigenschaften, welche einem Staatsmann erforderlich wären, keine so schwer zu üben sey, als diese: sich unaufhörlich mitten unter Schätzen und unter leicht zu erhaltenden Gnadenbezeugungen zu sehen, ohne sich dadurch blenden zu lassen. Ich wisse bereits alle Entwürfe, welche einige von den Prinzen angelegt hätten, um das zu genießen, was man Rechte des Rangs nennt, wisse aber auch, daß wenn sie sich gegen diese gefährliche Schlinge verwahrten, keine Macht fähig sey, ihnen zu widerstehen, wenn sich auch alle aufrührerischen Köpfe und alle Großen ohne Ausnahme wider sie verschwören wollten. Denn das Beste des

Königs sey in der That das allgemeine Beste des Staats, wenn man es durch diese Mittel unterstützte, und der Eindruck, welchen der königliche Name macht, erreiche alsdann seine höchste Stärke. Ich fuhr fort, dem Herrn Prinzen zu sagen: es käme nun nur noch darauf an, zu wissen, ob man die Königin und die zween andern Prinzen eben so geneigt fände, als dazu erforderlich wäre, um diesen Plan durchzusetzen. Weit entfernt mit dieser Hoffnung sich schmeicheln zu dürfen, gestünde ich selbst, daß er keineswegs auf sie rechnen dürfe. Er sey aber darum doch nicht davon frey zu sprechen, alle nothwendige Schritte deswegen bey der Königin zu thun, theils weil man ihm bey einem Punct von dieser Wichtigkeit nicht den geringsten Vorwurf zu machen haben müßte, theils aber auch, weil diese Dame bereits gewissermaßen im Besitz des königlichen Ansehens sey, und daher die stärksten Gründe immer noch nicht zu stark seyn könnten, um in den Augen des Publikums das gewaltsame Verfahren zu rechtfertigen, zu dem man sich vielleicht gegen sie genöthigt sehen könnte, und um die Gefahr eines solchen Schritts zu entfernen. Nach dieser Vorsicht müsse ihn nichts mehr abhalten, eine Pflicht allein auf sich zu nehmen, welche die Prinzen, seine Oheime, nicht mit ihm hätten theilen wollen. Alsdann aber müsse er auch in der That, aller jener Stützen beraubt, eine so entschiedene Uneigennützigkeit und eine so auffallende Rechtschaffenheit in allen seinen Handlungen und Reden für sich sprechen lassen, daß jedermann sich gewöhnen müsse: ihn als den wahren Freund des Königs, des Staats und des Volks zu betrachten. Ein Mann, der nichts als solche Waffen gebrauche, und dabey auf der Stelle stehe, um es thun zu können, ziehe bald oder spät alles auf seine Seite. Die Herrn Prinzen von Conty und Soissons würden es zuerst fühlen, wenn sie die Ehre,

welche

welche von einem so achtungswürdigen Benehmen auf das königliche Geblüt zurückstrahlte, gegen die Unannehmlichkeiten, den Mangel der Achtung, und gegen die oft verächtliche Begegnungen halten würden, denen sie unfehlbar ausgesetzt seyn müßten, wenn sie sich vermischt mit den Haufen der Höflinge zeigten. Sehr viele Gründe würden bey der Regentin selbst ihre Neigung zu einem entgegengesetzten Benehmen aufwägen besonders wenn sie die Prinzen vom Geblüt vereinigt gegen sich sähe. Alle anscheinende Macht, womit sie bekleidet sey, würde nicht hinreichen, sie sechs Monate hindurch gegen eine so stark autorisirte Parthey zu unterstützen. Endlich, glaubte ich ihm dafür bürgen zu können, daß Nothwendigkeit, Zutrauen und der Strom endlich alles auf seine Seite ziehen würden, und daß nichts zwischen der Königin, den Prinzen und den Großen vorfallen könnte, es seyen nun Verbindungen, Veruneinigungen, Meutereyen, Aussöhnungen, Partheyen, das nicht zum Vortheil seines Ansehens ausschlagen müßte, wenn er von diesem Augenblick an seinen Plan zu bilden und getreu zu befolgen wisse, so wie ich ihn hier entworfen hätte.

Die Aufmerksamkeit, womit mir der Herr Prinz zuhörte, war mir ein Beweis, daß ich den Weg zu seinem Herzen gefunden und da den starken Eindruck gemacht hatte, welcher Wirkung der in einem Gegenstand zusammentreffenden Wahrheit und Gerechtigkeit ist. Was nachher geschah, beweißt nicht, daß ich mich damals betrog, oder beweißt wohl eben so gut, daß der Herr Prinz sich selbst zuerst betrog, indem es gewiß ist, daß die Stärke meiner Gründe ihn ziemlich lang gegen die Wellen aufrecht erhielt, die unaufhörlich an ihn anschlugen. Welcher Ränke sich auch die Personen bedienten, von denen er umlagert war, konnte

er doch die Rathschläge, die sie ihm gaben, nicht einmal oberflächlich prüfen, ohne sogleich zu entdecken, daß Geiz und Eifersucht sie eingegeben hätten. Welch ein Unterschied zwischen solchen Gesinnungen und denen die ich ihm einzuflösen suchte! Er fühlte dies, er war davon überzeugt, und doch ließ er sich, wie alle andere von dem Strom des bösen Beyspiels hinreissen. Der Herzog von Bouillon trug mehr als sonst irgend jemand dazu bey, ihn auf die Seite des Irrthums zu ziehen 27). Ich denke mir selbst und vergrößere vielleicht in meinen eignen Augen alles, was zur Rechtfertigung dieses Prinzen dienen kann, indem ich aufrichtig gestehe, daß es nicht schwer war, den Bewegründen, durch die man meine Grundsätze zu untergraben suchte, den gefälligsten Anstrich zu geben, und daß es eben nicht befremden darf, wenn ein junger unerfahrner Prinz weder genug Beurtheilungskraft besas, um Schein vom Wesen zu unterscheiden, noch Stärke genug, um das was nur nützlich ist, dem vorzuziehen was gefällt und schmeichelt. Folgendes waren denn die Gründe, welche aus seinem Geist diejenigen verwischten, deren ich mich bedient hatte.

Man sagte ihm: alle meine Vernünfteleyen liefen auf nichts hinaus, als ihn in ein ungereimtes und eingebildetes System zu verwickeln. Diese schönen Sentiments paßten weder für unsre Zeiten noch auf unsre Sitten; Rechtschaffenheit und Tugend allein erreichten nie irgend einen Zweck; die Hirngespinste mit denen ich ihn abspeißte, würden bey niemand Eingang finden; indem er sich so zum Eckstein aller Welt mache, werde er nichts dafür erndten, als allgemeinen Haß, und die unnütze Reue, die glücklichste aller Konjunkturen nicht besser benutzt zu haben. Das einzige, was er bey dieser Gelegenheit, wo die königlichen Schätze

doch

doch die Beute einer allgemeinen Plünderung werden müßten, vernünftig thun könne, sey dieß: als die erste Staatsperson nach Ihren Majestäten 28) den besten und fettsten Theil davon an sich zu reissen. Er müßte sehr wenig aus der Noth, worinn er gesteckt hätte, gelernt haben, wenn sie ihn nicht wenigstens belehrt hätte, daß man die Gelegenheit, sich ihrer zu entledigen, mit beyden Händen ergreifen müsse, wenn diese sich einmal darbiete. Er möchte übrigens wohl darauf Acht geben, daß ich ihn nicht sowohl seinetwegen, als wegen meiner selbst zu einem gewagten Entschluß zu bringen suche, indem mir nur noch dieß einzige Mittel übrig bliebe, meinen in den letzten Zügen liegenden Credit zu erhalten. Er möchte sich aber nicht dadurch betrügen lassen. Indem ich sein Interesse mit dem meinigen verbinden wolle, würde ich ihn mit in meinen Sturz hinabziehen; der Haß der Großen und der Minister gegen mich sey so stark, daß der bloße Verdacht einigen Antheils, den ich an dem allem habe, hinreichend sey, um seine Entwürfe und Hoffnungen zu zernichten. Ich hätte es verschmäht, meine Freundschaft und meine Dienste irgend jemand anzubieten. Dafür sey denn auch jedermann so gut einverstanden mich zu Grund zu richten, daß es keine Bedingung gäbe, welche man nicht von denen, die nun über Gnaden und Gunstbezeugungen disponiren würden, annähme, wenn nur mein Sturz damit verbunden wäre.

Hat man bey solchen Gelegenheiten nur erst einmal die Rathschläge verdächtig zu machen vermocht, so hat man so viel Mühe nicht mehr, den Rathgeber verhaßt zu machen. Dieß unternahm man, und es geschahe denn auch. Man machte dem Prinzen begreiflich, mein Sturz sey eine nothwendige Folge des Sy-

Systems, das er anzunehmen im Begriff sey. Was ich ihm selbst auch gesagt hatte, bestätigte es ihm. Alle meine Reden kehrten sich nun in seiner Vorstellung wider mich, so daß nun (wunderlich genug, wiewohl die Politik mehr als Ein Beyspiel aufstellt) der Herr Prinz in denselben Gesinnungen, die er einen Augenblick zuvor in meinem Munde bewundert hatte, itzt den Grund zu dem Haß fand, den er gegen mich zu fassen begann, und zu der Verfolgung, die er wider mich erregte. Von da an ward der Entschluß gefaßt, mich nur so lange noch auf meinem Posten zu lassen, bis man Zeit gehabt hätte 29), sich mit einander zu setzen; mir indessen heimlich, so viel möglich alle Streiche zu spielen; die wenige mir noch übrige Gewalt nach und nach zu untergraben, und mir so unvermerkt als möglich alle bey mir verwahrte Papiere, Aufsätze und Instruktionen, die Finanzen betreffend, aus den Händen zu spielen, bis der Augenblick erschiene, mich auf immer zu entfernen. Daß die Ausführung dieses Complots bis ins folgende Jahr verschoben wurde, geschah deswegen, weil verschiedene unversehens eingefallene Hindernisse sie verzögerten.

Ich wußte vielleicht zu der Zeit nicht alle Complots, welche auf diese Art heimlich gegen mich geschmiedet wurden. Aber wenigstens errieth ich einen so guten Theil derselben, daß ich fester als je auf den Entschluß zurück kam, den ich meiner Familie annehmlich zu machen gesucht hatte, mich zurückzuziehen, ehe ich dazu genöthigt schiene. Ich gieng sogar so weit, mit der Regentin davon zu sprechen, mit der Bitte, daß sie sich nicht widersetzen möchte. Wiewohl ich nun durch diesen Antrag ohne Zweifel allen ihren Wünschen zuvorkam, so bediente sie sich doch in ihrer Antwort einer so tiefgelegten Verstellung, daß man mich schwerlich

lich

lich einer zu großen Einfalt hätte beschuldigen können, wenn ich mich auch dadurch hätte betrügen lassen. Nie waren Concini und dessen Frau besser bey ihr angeschrieben, als damals; sie fieng an, nichts mehr zu sehen noch zu thun ausser durch sie; und doch affektirte sie über ihr Verfahren eben so viele Unzufriedenheit, als sie mich bereden wollte, mit meinem Benehmen zufrieden zu seyn. Die Ursache war, daß ich sie in eine Verlegenheit setzte, die ihr zu stark war, zu einer Zeit, wo die Salbung des Königs ihr ohnehin schon zu schaffen genug machte, und daß sie den ganzen Rest des Jahrs dazu nehmen wollte, sich auf die Veränderung vorzubereiten, welche die Niederlegung meiner Stelle in dem Gang der Geschäfte bewirken mußte. Ich bequemte mich nach ihrem Willen, ohne mich von dem meinigen zu entfernen; das heißt, indem ich meine erstere Verrichtungen fortsetzte, beschloß ich so gut auf der Lauer zu bleiben, daß ich meine Feinde stets in hinlänglicher Entfernung von mir halten könnte, um sie um das Vergnügen zu bringen, an mich kommen und mich selbst plündern zu können.

Man faßte endlich einen Entschluß über die Clevesche Sache. Es war nicht länger dabey zu zaudern, wenn man auch nur noch ein wenig den Schein behaupten wollte, sich dafür zu interessiren. Die Armee der verbündeten Fürsten war, vereinigt mit der der vereinigten Provinzen vor Jülich geruckt, um es zu belagern, und der Prinz von Oranien, der das Kommando darüber führte, hatte so gute Maasregeln genommen, daß der Platz ihm nicht entgehen konnte. Unser Beystand war sogar ganz unnütz für ihn, weil das Haus Oestreich keinen Schritt gethan, noch irgend Truppen auf die Beine gebracht hatte, um sie seinen Feinden entgegen zu stellen, und weil nach diesem,

sem Heldenstreich der Krieg so wie man ihn zu führen, sich vorgenommen hatte, geendigt war. Allein der neue Staatsrath der Königin, welcher aus den schon genannten Personen bestund, glaubte ein Meisterstück von Politik zu machen, indem er mehr zugestand, als man so lange Zeit fruchtlos gefordert hatte. Er wuste wohl, in welchem Zustand sich der belagerte Platz befand, und wollte sich die Ehre der Einnahme derselben zueignen, welche nach der Ankunft unsrer Truppen bald erfolgen mußte. Man glaubte dabey, dem König von Spanien keinen bessern Sporn geben zu können, um ihn dahin zu bringen, daß er diese Verbindung mit uns wünschen und suchen möchte, um welcher, wie man fand, er sich nicht eifrig genug bewarb, und welche man, ganz auf eigne Kosten einzugehen sich doch noch schämte. Man beschloß daher unverweilt achttausend Mann zu Fuß, zwölfhundert Pferde, und acht Kanonen gegen Jülich anrücken zu lassen, und diese Armee dem Marschall de la Chatre als Befehlshaber zu übergeben.

Als dieser Entschluß öffentlich bekannt, und der Form wegen im allgemeinen Staatsrath angebracht wurde, konnte ich nicht umhin, meine Meinung darüber zu sagen. Ich fragte: zu welchem Ende dieser Zug und dieser Aufwand gegen Feinde seyn sollte, die sich nicht wehrten, und für Freunde, die dessen nicht benöthigt seyen? Ich erklärte meine Gedanken über dieses Hinterherkommen, das mir nicht sehr rühmlich für uns schien. Ich stellte die Länge und Schwierigkeiten des Marsches vor, den man unsre Truppen machen lassen wollte. In der That mußte man auch, wenn unsre Armee nichts von den Feinden zu befürchten haben sollten, die ihr unterwegs aufstossen konnten, einen weiten Umweg nehmen, und durch

rauhe

rauhe, bergigte, und unfruchtbare Gegenden ziehen. Concini, der den Herrn Grafen von Soissons und den Herzog von Bouillon für seine Meinung gewonnen hatte, und sich seiner geheimen Beweggründe freute, ließ mich reden, wie einen, den man nicht gewürdigt hat, zu berichten, und der Abmarsch der Truppen ward beschlossen. Damit ich nur nicht ferner lästig, und sogar selbst persönlich bey dieser Kriegsrüstung interessirt seyn möchte, gab man meinem Tochtermann, der schon sehr lange um eine Stelle bey der teutschen Armee angesucht hatte, den Posten eines General Feld-Marschalls, was ihm um so angenehmer seyn mußte, da ihm diese Eigenschaft in Ermanglung des Generals volles Recht gab en Chef zu kommandiren. Es war sogar nicht unmöglich, daß auch ohne dieß la Chatre der Sache von selbst überdrüssig wurde, und das Commando niederlegte. Man hatte ihn mehr als einmal bereit gesehen, es zu thun. Die Schwierigkeit des Marsches schreckte ihn ab, auch die Gefahren, die ihm daselbst aufstossen konnten. Er gestand sogar mir, und noch einigen andern Personen vom Staatsrath: die Jesuiten hätten einen starken Gewissenszweifel in ihm darüber rege gemacht, daß er sich mit Ketzern gegen christgläubige Katholiken verbände. Ich machte ihm wieder ein wenig Muth, indem ich ihm einen etwas bequemern Weg zeigte, als den er nehmen wollte, und er schickte sich zur Abreise an.

Die Vorbereitungen zu dieser Kriegsrüstung, die mir zur Last fielen, wurden so gemacht, daß die Armee aus den besten Truppen bestand, die wir damals auf den Beinen hatten, das Geschütz vollständig und gut bedient und der Fond der Ausgaben, so überflüssig war, daß der Kassierer noch hunderttausend Thaler übrig behielt und zurück brachte. Der Prinz

Moriz

Moriz gestand aber auch, daß er in langer Zeit keine so gut ausgerüstete und wohl exercirte Leute gesehen habe. Nur schien es ihn zu befremden, daß der General, der dem Schein nach einer unsrer besten Feldherrn hätte seyn sollen, nur eine ganz gemeine Kenntniß von allem verrieth, was bey Belagerungen und andern Kriegsgeschäften üblich ist.

Dieß ist alles, was ich von dieser Expedition sagen werde. Die Geschichtschreiber 36) werden umständlicher angeben, wie unsre Armee nach Teutschland kam, und wieder daher zurückkehrte. Die Furcht, allzu aufrichtig zu seyn, und die unnütze Rolle, die ich zu spielen anfange, veranlassen mich, schneller zum Schluß dieser Denkwürdigkeiten zu eilen.

Neun und zwanzigstes Buch.

1610.

Was jezt in Ansehung der Cleveschen Angelegenheiten vorgegangen war, und das letzte Verfahren der Königin in Ansehung meiner, benahm mir vollends alle Hoffnung, den neue Staats-Rath je auf gesunde Grundsätze über die zween Hauptpunkte bey der Regierung: Politik und Finanzen, bringen zu können. Im Gegentheil vollendete die Veränderung des Herrn Prinzen, das was ich täglich unter meinen Augen vergehen sah, und besonders die Verstellung, der man sich endlich bediente, meine Ueberzeugung, daß das Uebel ganz unheilbar worden sey, und daß man aus dem Chaos, worein die Geschäfte des Staats-Raths begraben zu seyn schienen, nicht anders als durch die Entwickelung wieder herauskommen würde, welche ich jederzeit so sehr befürchtet hatte. Es gehörte Zeit dazu, um sie vorzubereiten, indem bey allem Ansehen, das man haben mag, so starke und so weislich befestigte Verbindungen, als die, welche der hochselige König zu Zerstörung der Oesterreichischen Macht, mit allen dabey interessirten Europäischen Mächten und vorzüglich mit den Protestantischen Fürsten eingegangen hatte, sich nicht auf einmal und bisweilen nicht ohne eine Anstrengung abbrechen lassen, welche verdrüßliche Folgen haben kann. Daß aber alles Dichten und Trachten der Regentin und ihrer Räthe nicht darauf gehen sollte, sie unnütz zu machen,

daran konnte ich unmöglich zweifeln. Ihre Vorliebe für das, was sie Sache der Religion nannten, ihr Haß gegen alle Protestanten, Französische sowohl als Auswärtige, die natürliche und durch Gewohnheit verstärkte Neigung sich mit Spanien zu verbinden, deren Regungen selbst damalen öffentlich zu folgen, sie sich nicht hatten enthalten können, als die ihrer Ausführung nahen Entwürfe Heinrichs des Großen sie überzeugten, daß sie eine gehäßige und verzweifelte Sache unterstützten — alles dieß konnte nicht abnehmen, als sie durch den unverhofftesten Zufall der Erfüllung ihrer heisesten Wünsche so nahe gebracht wurden. Meine Religion, meine Verbindungen, die Anschläge, die ich dem hochseligen König gegeben hatte, deren unzweifelhafte Wirkung wenigstens die freye Religionsübung der Reformirten in Frankreich und durch die ganze Christenheit gewesen wäre, selbst der Tod dieses Herrn, der mich für den einigen Verwahrer seiner Gesinnungen und den Vorstreker seiner Entwürfe zu erklären schien, Maaßregeln, welche weislich genug ergriffen worden waren, um deren Erfolg zu sichern, der Ruhm und die Ehre, welche folglich davon auf mich zurückstrahlten, — dieß waren Gründe genug, einen Mann zu hassen, welcher ohnehin schon so viele Feinde hatte. So wie sich Sillery uud Villeroy die Sache angelegen seyn ließen, mußten sie nothwendig von schneller Wirkung seyn.

Ein weniger erklärter, allein nur vielleicht um so stärkerer Beweggrund, welcher mehr geradezu das besondere Interesse angriff, vereinigte abermahl Alles gegen mich: eine Finanzverwaltung nemlich, welche, ich darf es wohl sagen, zu rein und zu rechtschaffen für Personen war, deren Gierigkeit von dem ersten Augenblick an alle Schätze des Königs mit

mit den Augen verschlungen hatte. Ich hätte davon eine unendliche Menge von Zügen zu erzählen, welche sicher dem französischen Namen schlechte Ehre machen würden, und die zu verschweigen unnütz wäre, weil sie ohnehin schon öffentlich bekannt worden sind. Hier sind nur einige der vorzüglichsten so wie sie der Zufall mir wieder ins Gedächtniß bringt. Sie werden ein Bild von dem Hof aus dieser Zeit abgeben können.

Der Günstling der Königin war der, den man zuerst auftreten sah. Er warf sogleich die Augen auf die Stelle des ersten Kammerhern; nicht als ob er diese Würde für hinreichend gehalten hätte, seine ehrsüchtigen Absichten zu befriedigen. Er wollte nur den Anfang damit machen, eine Gnade für sich zu erlangen, welche das Mißverhältniß aufheben möchte, das bisher zwischen den übrigen Höflingen und ihm statt gefunden hatte. Dazu mischte sich ein Theil persönlicher Eifersucht gegen Bellegarde, deren Beweggrund ich verschweigen will, weil mich dies zu weit führen würde. Es war sehr schmeichelhaft für Concini, daß der erste Schritt, den man ihm am Hof thun sah, ihn mit seinem Nebenbuhler gleich setzte. 1) Er ließ daher dem Herzog von Bouillon vorschlagen, mit ihm wegen dieser Stelle in Unterhandlungen zu treten. Dieser, welcher wirklich willens war, sich derselben zu entledigen, ließ sich dabey sehr gefällig finden. Er wurde aber auch auf gleiche Art dafür belohnt. Denn erstlich erhielt er die Niederschlagung der Bureaux, welche Se. Majestät um Sedan herum zu Erhebung der Zölle und Abgaben angelegt hatte, und da dies zum Vortheil des Herzogs alles frey gab, was von Lebensmitteln und Handelswaaren in diese Stadt ein oder ausgeführt wurde, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß diese Gnade in der Folge mehr als sein

ganzes Fürstenthum selbst für ihn werth wurde. Dann ließ ihm auch Concini auf den Kauf eine Bezahlung von zweymahl hunderttausend Livres anweisen, unter dem Vorwand, daß man ihm die Summe bey der Verhandlung über die Uebergabe seines Platzes versprochen habe. Ich hatte gut vorstellen, daß dem Herzog von Bouillon alles genau bezahlt worden sey, was man ihm versprochen habe, und daß man deswegen nur auf die Rechnung sehen dürfe, die es belege. Man hörte mich nicht an, und die Kosten, welche Heinrich aufgewendet hatte, um sich in Besitz von Sedan zu setzen, halfen weiter zu nichts, als diesen Platz zweymahl zu bezahlen, ohne etwas davon zu haben. Ich zweifle nicht, daß man dies lächerlich finden wird. Ich für mich finde es schimpflich für den Staats-Rath.

Concini kam jedoch hierinn nicht so leicht zum Zweck, als er es anfangs geglaubt hatte, der Herr Graf von Soissons, wie ich oben schon ein Wort davon habe fallen lassen, warf sich hierinn zu Concini's und seines Schwagers Gegner auf, für welchen er das Erzbisthum von Tours verlangte. Dieser Prinz gieng aber nicht so zu Werk, daß er ihm alle Hofnung benommen hätte, ihn noch zu gewinnen; und Concini hatte bald die Mittel dazu gefunden. Er schloß ihm den Mund, indem er ihm die Befehlshaberschaft in der Normandie geben ließ, so freygebig, daß man ganz keine Schwierigkeit machte, sie dem zweyten königlichen Prinzen zu nehmen. Nach dem Tode des Herrn Herzogs von Montpensier nemlich, wollte Heinrich keine Eifersucht unter allen denen erregen, welche Ansprüche auf diese Befehlshaberschaft machten, die ich so eben ausgeschlagen hatte, da sie mir mit der Bedingung, meine Religion zu verändern, angeboten

wor-

worden war. Er dachte zugleich Fervaques zu verbinden, welcher wohl diese Gefälligkeit von seiner Majestät verdiente, und gab sie daher seinem eignen Sohn. Es war mir nicht möglich, meine Stimme zu dieser Verfügung Concini's zu geben, so wenig als zu der Gefälligkeit, welche der Staats-Rath dem Herrn Grafen abermahls auf Unkosten Seiner Majestät erzeigte, indem er ihm sehr unbeträchtliche und sehr unnütze Rechte sehr theuer bezahlte, nemlich die des Hauses von Montaffie in Piemont, wovon ich schon oben gesprochen habe. Troz meinen gegenwärtigen und vorherigen Vorstellungen wurde dieser Kauf abgeschlossen. Man war gewohnt, mich reden zu lassen, und zu thun, was man wollte.

Concini fand ein Mittel über einen Theil des Geldes im königlichen Schatz zu disponiren, ohne daß es schien, die Summen, welche herauskamen, seyen in seinem Nahmen genommen und verbraucht worden. Dies bestand darinn, daß er die Königin beredete, ferner Comptans zu machen, wie der hochselige König. Sie schrieb mir darüber folgenden Brief von funfzehnten Juny: „Mein Vetter, ich habe beschlossen noch für dieses Jahr mit der Bezahlung des Comptant fortzufahren, welches der König mein Herr durch die Cassire der Schazkammer in seine Cassen bringen ließ. Das Geld davon wird durch Beringhen an eben dieselbe Personen wie sonst vertheilt werden. Ich lasse also dieß an Sie ergehen, um Ihnen zu sagen, daß Sie dem gegenwärtig angestellten Cassier der Schatzkammer befehlen, besagtem Beringhen das Quartal vom Julius ermeldten Comptants zuzustellen u. s. w. Puget und Argouges kamen gleich am andern Tag und brachten mir einen von diesen Comptants, damit ich ihn berichtigen und einen Befehl zur Aus-

 zah-

zahlung darunter setzen möchte. Ich nahm ihn und auf den ersten Anblick bemerkte ich in der That nichts darauf, als eine Menge Partien, welche der hochselige König in dieser Form bezahlen ließ. Allein da mir der Belauf derselben ganz ungeheuer schien, so sagte ich, statt weiter zu gehen, zu den zween Ueberbringern: es sey wahr, das Benehmen Heinrichs des Grossen scheine diese Form zu autorisiren. Sie scheine mir aber heut zu Tage nicht mehr hinreichend, diejenige ausser Verantwortung zu setzen, welche auf diese bloße Schrift hin einen Zahlungsbefehl zu setzen wagten. Sie antworteten mir: wenn ich mir die Mühe geben wollte, bis ans Ende zu lesen, so würde ich die Auflösung meines Einwurfs in einer so vollgültigen Lossprechung finden, daß ich gestehen würde, es bedürfe keiner Rücksprache mit irgend jemand. Ich fuhr fort zu lesen, sehr begierig zu wissen, wie ein Aufsatz, der nichts erwarten ließ, als eine Anweisung auf Schatullgelder, und der nicht einmahl sehr lang war, doch noch endlich eine Summe von neunmahl hunderttausend zweyhundert und zehn Livres vierzehn Sols hervorbringen sollte, die ich bey einem Blick auf die Zusammenrechnung bemerkt hatte. Meine Neugierde war bald befriedigt. Auf die ersten Parthien sah ich andere folgen, welche mir schon nicht allzugut gefielen. Sie schienen mir da zu stehen, um mich auf ein ungleich schwerer zu verdauendes Stück vorzubereiten. Dies war ein Artikel der allein viermahl hunderttausend Livres betrug, ohne einmal anzugeben, wofür! Es stand weiter nichts dabey als diese wenigen Worte, welche eben gar nicht geschickt waren, mir die Richtigkeit glaublich zu machen: „für dem hochseligen König zugestellte Gelder."

Ich hielt sogleich inne, und fragte Puget, indem ich ihn fest ins Auge faßte: was das heissen solle? und ob man die Erfindung dieses sinnreichen Stückchens

ihm

ihm zu danken hätte? Ich sagte ihm hierauf entschlossen: der hochselige König habe nie so viel Geld auf einmal für sich aus seinen Cassen genommen. Ich hätte übrigens Beweise, daß er diese Summe von mir weder im Ganzen noch einzeln empfangen habe. Ich könnte sie also nicht passiren lassen. Er fuhr fort, mir mit demselben Phlegma zu antworten: was ich am Ende sehen würde, werde alle meine Schwierigkeiten schon heben. Es waren vier bis fünf Zeilen, eigenhändig von der Königin beygeschrieben, welche so lauteten: Wir haben die obenangesetzten Posten durchgesehen, die sich auf neunmahl hunderttausend neunhundert und zehen Livres vierzehn Sols belaufen und wir erkennen, daß diese Summe wirklich auf Befehl des hochseligen Königs ausbezahlt worden ist, um in Form eines Comptant in Rechnung gebracht zu werden, so wie es üblich war 2). Da dies nun nicht geschehen konnte, indem er von dem Tod übereilt wurde, so haben wir obgedachte Ausgaben gut gefunden und befohlen einen Rechnungsschein darüber auszufertigen, um dem Cassieren der Schatzkammer zum Beleg zu dienen. So geschehen zu Paris am 5ten Juli 1610.

Puget.

Unterzeichnet: Maria.

Ich wußte nicht sogleich, wozu ich mich entschliessen sollte. Nachdem ich einen Augenblick darüber nachgedacht hatte, sagte ich Herrn Puget: alles was ich gelesen habe, macht mir noch nicht ganz deutlich, warum man eine so große Summe von mir verlange. Denn man wird mich nicht überreden, daß der hochselige König sie je verwendet habe. Sie würden daher auch vergeblich in mich dringen, sie als solche zu unterzeichnen. Begnügen Sie sich also, wenn Sie wollen zu ihrer

Rechtfertigung mit diesem Papier, so wie es ist. Denn zuverläßig werde ich nichts von dem meinigen hinzusetzen. Dabey blieb es nicht. So hartnäckig ich auf meiner Weigerung bestand, so hartnäckig wiederholte man die Versuche, meine Unterzeichnung zu erhalten. Zween ganzer Tage lang hörte ich von nichts als davon reden. Endlich ließ man mich in Ruhe, und es wurde weiter nicht mehr von der Anweisung auf Schatullgelder gesprochen, welche zerrissen unter meinen Papieren liegen blieb. Allein weder die Regentin noch Concini verlohren das Andenken daran. Concini fand, daß dies ein zu schlimmes Beyspiel für diejenige seyn möchte, die er Lust hatte, allen seinen Willensmeinungen zu unterwerfen. Was die Königin betrift, so war ihre Empfindlichkeit darüber so stark, daß sie mir solche nicht verbergen konnte, unerachtet der Verstellung, die sie anzunehmen strebte. Wenn sie bis dahin noch von Zeit zu Zeit geruhet hatte, über das was ihr der König ihr Gemahl so oft gesagt hatte: wie unentbehrlich ich ihr für die Staatsgeschäfte seyn müßte, ein bisgen nachzudenken, so ward mit diesem Augenblick alle Erinnerung daran gänzlich verwischt. Diese machte einem sehr bestimmten Entschluß Plaz, meine Stelle einem Mann zu geben, der sich besser behandeln ließe.

Der Canzler gab mir hinlänglich das Beyspiel dazu. Allein weit von der Versuchung entfernt, es zu befolgen, konnte ich mich nicht enthalten ihm eines Tags eine wirkliche unverzeihliche Pflichtwidrigkeit vorzuwerfen. Die Gelegenheit dazu war ein Exemtionsbrief über die Registraturgebühren beym Parlament und Chatelet von Paris, welcher im vollen Rath zum Vorschein kam, als wenn er durch den hochseligen König ausgestellt und gesiegelt worden wäre, obschon

schon ich wußte, daß dieser Herr es bey allem wiederholten Anhalten Villeroy standhaft verweigert hatte. Die Regel ist, daß das Siegel, dessen sich der König bedient hat, nach seinem Tod zerschlagen werde. Nicht nur hatte der Canzler dieß nicht gethan, sondern er unterstund sich sogar, sich dieses Siegels zu bedienen, um falsche Verfügungen zu Gunsten Concini's und einiger andern fünf ganzer Jahre lang zu authorisiren. Er hatte hiezu die doppelte Bequemlichkeit, durch seinen Sohn, welcher Staats-Secretair war, alle die Stücke fabriziren zu lassen, an welche er hernach die letzte Hand legte. Der Herr Admiral nahm diesen Beystand an, als wenn er ihm vom Himmel herab verliehen würde. Carl von Montmorency, Herzog von Danville, brachte bey dem Parlement das Patent als Herzog und Pair für die Seigneurie Danville in eben so guter und ohne Zweifel noch besserer Form vor, als es bey Lebzeiten Heinrichs selbst nicht ausgefertigt worden seyn würde.

Ich finde einen zweyten Brief, den mir die Regentin unter demselben Datum, den 15. Juni, über einen weniger wichtigen Gegenstand schrieb. Es war nur von einem auszubessernden Mauerbruch an den Festungswerken die Rede, welche man ehemals an Stadt und Schloß Vendome auf Bitten des dordigen Befehlshabers, Sieur Jumeaux, gemacht hatte.

Ausgesetzt, mir Händel zu machen, wie ich es war, hielt es sehr schwer, keine mit dem Herzog von Bouillon zu bekommen, der mich es bey jeder Gelegenheit fühlen zu lassen wußte, er habe es mir noch nicht vergessen, daß ich jederzeit das Beste des Königs dem seinigen vorgezogen hatte, und erwarte nur den ersten günsti-

gen Augenblick, um mir seine Empfindlichkeit zu beweisen. Er machte einst im Staatsrath den Antrag, von allen, welche im Besitz der vorzüglichsten Aemter wären, Rechnungen über Ausgabe und Einnahme zur genauen Prüfung einreichen zu lassen. Der Staatsrath nahm diesen Vorschlag an, welcher, so allgemein er lautete, dennoch von dem, der ihn that, nur auf mich gemünzt war. Bouillon nahm es über sich, es an mich zu hinterbringen, indem er ebenfalls im vollen Rath zu mir sagte: Da ich ein Mann von Ordnung sey, der Andern stets mit gutem Beyspiel voranzugehen gesucht habe, würde ich ohne Zweifel nicht ermangeln, mit demjenigen den Anfang zu machen, was zu meinem Generalfeldzeugmeisteramt gehörte. Ich antwortete ihm in einem Ton, dessen er vielleicht nicht gewärtig war: wenn es dem König und der Königinn gefiele, so würde ich ihnen alle meine Rechnungen um so lieber vorlegen, da ich versichert sey, daß sie darinn nichts als Grund zur Zufriedenheit für sich, und zum Lob für mich, finden würden; und da die Prinzen vom Geblüt ebenfalls den König während einer Minderjährigkeit repräsentirten, würde ich es mir ebenfalls zur Pflicht machen, sie auch ihnen vorzulegen. Ich kenne aber den Umfang der meinem Posten eigenen Rechte zu gut, um nicht zu wissen, daß ich ihn keinem andern Tribunal verantwortlich machen könne, ohne ihn erniedrigen zu wollen.

„Ich dächte aber doch, Monsieur, erwiederte er, — daß der Connetable und die Marschälle von Frankreich, als besonders über das Kriegswesen gesetzt, Untersuchung über alle dahin einschlagende Stellen anstellen können, und die Ihrige ist eine der vorzüglichsten dieser Art.“

„Ich

„Ich sehe wohl, Monsieur, — versetzte ich, ohne meinen Verdruß über dies Benehmen zu verbergen— „Sie haben mir diese Collation von lange her schon „bereitet, und suchen sich sehr geschickt durch den Herrn „Connetable zu verstärken. Ich schätze und ehre seinen „Stand, sein Verdienst, sein Alter und seine Gewo- „genheit gegen mich, und bin sicher, daß ich mich je- „derzeit gut mit ihm vertragen werde. Allein was „Sie und alle andern betrifft, so erkläre ich Ihnen, „daß ich Ihnen keinen Gehorsam schuldig bin. Was „meine Stelle betrifft, darüber habe ich einzig den „König von meinem Thun und Lassen Rechenschaft zu „geben.“

„Sie werden doch wenigstens zugeben, Monsieur, daß, da Ihre Briefe an uns gerichtet sind, dies doch einigen Begriff von Ansehen über dieselbe mit sich führt.“

„Monsieur, Sie haben schlecht gelesen oder schlecht „verstanden, denn sonst wäre ich in Ansehung meiner „Stelle den Maires, Echevins und den Thorhaupt- „leuten in den Städten ebenfalls verantwortlich, indem „ich gleiche Adresse an sie wie an die Marschälle von „Frankreich und Befehlshaber habe. Wissen Sie „aber, warum diese Clauseln darinn stehen? damit „alle diese Personen mir in dem, was ich von ihnen „verlange, an die Hand gehen sollen; und dies würde „eher den Begriff von Superiorität als Inferiorität „mit sich bringen.“

Die Königin, welche sah, daß unsre Reden hitzig wurden, und einen wirklichen Streit veranlassen würden, verbot uns beyden weiter zu reden, und man brachte eine andre Frage auf. Bouillon hatte seine kleine Schmeicheley gegen den Herrn Connetable umsonst

sonst gemacht. Dieser liebte mich, wegen der Dienste, die ich ihm in mißlichen Umständen geleistet hatte, eben so sehr, als er den Herzog von Bouillon, der ihn dahin gebracht hatte, gering schäzte. Er sagte nach der Sitzung zu der Königin, in Gegenwart Bouillons: seine Forderung sey ungegründet; und (indem er sich an ihn wendete) er bitte ihn, sich nicht weiter zu bemühen, um ihn in seine Rachsucht und persönliche Empfindlichkeit zu verflechten. Dieser Zank machte Lärm genug auf beyden Seiten, daß es die Freunde für ihre Pflicht hielten, sich den zween Gegnern anzubieten. Hier gieng es nicht wie im Staatsrath. Mein Anhang war der stärkste, indem sich die Häuser von Guise, Longueville, und viele andre öffentlich für mich erklärt hatten.

Concini und seine Frau blieben selbst nicht lange in gutem Vernehmen mit den Ministern und andern vorzüglichen Staatspersonen. Es ist das Loos der Verbindungen, welche nur durch den Geist des Eigennutzes gestiftet werden, daß dieselbe Ursache, die ihnen ihr Daseyn gab, sie noch leichter wieder zerstört. Daher tausend ärgerliche Auftritte! Es kam öffentlich zu Vorwürfen und Schimpfreden, welche auch nur ein Funke von Gefühl für Wohlstand hätte unterdrücken müssen. Da derselbe Geist am ganzen Hof herrschte, ward dieser bald einzig voll von Haß, Eifersucht und niederträchtigen oder sträflichen Kniffen, um sich die Gnadenbezeugungen streitig zu machen und zu entreißen. Da tausend häßliche Fermente alle Gemüther in Gährung setzten, befürchtete man öfters die blutigsten Katastrophen unter Personen vom höchsten Rang. Man mußte unaufhörlich in Bewegung seyn, um ihnen vorzubeugen. Das Publikum ward von den Ursachen unterrichtet, welche die Prinzen vom Geblüt

Geblüt, den Connetable, den Großstallmeister, den Herzog von Epernon, und viele andre gegen einander aufbrachte, unter denen Concini jederzeit einer der ersten war (3). Bisweilen warf das Gleichgewicht unter diesen erlauchten Nebenbuhlern, die Gnaden, worüber man sich nicht vereinigen konnte, den nichtswürdigsten Leuten zu. Verwirrung, Treulosigkeit, Ungerechtigkeit, alle Titel, welche auf die Verachtung der Subordination folgen, überschwemmten den Hof und den Staatsrath, und rächten mehr als Einmal das Andenken Heinrichs an denen, die seiner spotteten, durch dieselben Mittel, die sie erwählt hatten, sich selbst zu rächen.

Was die Europäischen Fürsten betrifft, so ermangelte keiner derselben, sich durch seine Gesandten seiner Pflicht gegen diesen großen König zu entledigen. Es war aber nicht schwer diejenigen unter ihnen zu unterscheiden, deren Herz aufrichtiger an der Gratulation zur Thronbesteigung des neuen Königs, als an ihrer Kondolenz über den Verlust dessen, dem er nachfolgte, Antheil nahm. Es fanden sich Franzosen, die dieses Namens so unwürdig waren, daß sie zu den Gesandten des Königs von Spanien und des Erzherzogs diese Worte sagten: „Ihre Thränen dürfen Ihre „Tücher nicht sehr naß machen; es ist eine Schickung „des Himmels, welche den König und die katholische „Religion vom Untergang gerettet hat." Ich sage nichts von der Aufnahme, welche alle diese Abgesandten fanden.

Ich war zu sehr für jedes Freudengefühl verstimmt, um an der Krönungsceremonie des Königs (4) Antheil nehmen zu können. Dies machte, daß ich, während alle Welt nach Rheims eilte, nach Montrond gieng, nachdem ich von der Königin die Erlaubniß erhalten

hatte,

hatte, eine Reise nach einem meiner Landgüter zu machen. Ich verbarg sorgfältig, daß dies in der Absicht geschehe, nicht wieder nach Paris zu kommen, wenigstens so lange nicht, als ich dieselbe Stimmung der Gemüther und dieselbe Unordnung in den Geschäfften sehen würde. Ich hatte aber zuvor diesen Entschluß gefaßt, der noch durch eine sehr starke Krankheit bestärkt wurde, worein ich gleich nach meiner Ankunft zu Montrond fiel. Diese hatte ich einzig den traurigen, heftigen Lagen zuzuschreiben, worinn sich mein Herz seit vier Monaten befand. Eben hier machte ich auch, meinen Mißmuth zu zerstreuen, zwey kleine poetische Aufsätze: die Parallele zwischen Cäsar und Heinrich dem Großen, und: Abschied vom Hof.(5).

Wenn dieser Abschied nicht der letzte war, so war es nicht ganz meine Schuld. Unaufhörlich dachte ich an den oben gedachten geheimen Rath beym Nuntius. Ich verband damit gewisse Worte, von denen mir eine Prinzessin, meine Verwandtin und innigste Freundin, erzählte, daß sie solche zu eben der Zeit zu der Königin habe sagen hören. Tausend andre dergleichen besondre Umstände erregten in meinem Herzen die stärkste Ahnung, daß der reformirten Kirche eine Verfolgung nahe bevorstehe. Preaux dachte, wie ich, als er mir unterm 10. November von Chatellerault schrieb: ihm scheine es schon, als sehe er das Theater errichtet, um unsre Trauerspiele zu erneuen. In dieser Erwartung war mein Entschluß gefaßt, mich aller meiner Stellen zu Gunsten derer zu entledigen, welche Concini und seine Frau an mich weisen würden, als Leute, denen das Geld am wenigsten sauer wurde. Man hatte mich bereits darum anreden lassen, und ich hatte nicht zu befürchten, daß mir die Königin ihre Genehmigung dazu versagen würde. Ich gedachte ein Drittel dieses

Geldes

Geldes nach der Schweiz, das andre nach Venedig, und das dritte nach Holland zu schicken, wohin ich mich, wenn ich das Ungewitter dem Ausbruch nahe sehen würde, selbst zu begeben im Sinn hatte, nebst dem Geld, was ich bey meiner guten Wirthschaft alljährlich hatte zurücklegen können. Alle meine Zurüstungen waren gemacht; folgendes verursachte aber eine Aenderung.

Die Eifersucht und die Mißhelligkeit der Großen und vornehmsten Beamten machten die Krönungsfeyerlichkeit so lärmend, daß beynahe Unordnung darüber entstanden wäre. Ich rede nicht blos von Rangstreitigkeiten. Der Herzog von Epernon, obschon dem Schein nach seit einigen Jahren sehr eng mit Concini verbunden, stieß einst nebst dem Herzog von Aiguillon öffentlich sehr harte, beschimpfende und selbst drohende Reden gegen ihn aus. Der Herzog von Nevers, von den Prinzen unterstützt, behandelte ungefehr eben so Sillery, Villeroy und Jeannin. Schrecken ergriff sie; sie fühlten sich weder stark noch auch ohne Zweifel rein genug, um diese Vorwürfe von sich abzuwälzen. Sie sahen, daß sie bey dieser Gelegenheit meiner noch bedurften. Es konnte unangenehme Folgen haben, wenn der Prinz und die Großen sich gewöhnten, die Minister hart anzulassen. Ich schien ihnen der einzige Mann, der im Stand wäre, die Sachen auf einen andern Fuß zu setzen, vermittelst des Ansehens, der Achtung und selbst der Furcht, welche meine Geburt, mein Charakter und mein Betragen mir jederzeit im Staatsrath verschafft hatten. Sie drangen daher so sehr in die Königin, mich zurückkommen zu lassen, daß sie mir durch einen eignen Boten folgenden Brief schickte.

„Mein

„Mein Vetter! Da der König, mein Herr Sohn, „seine Reise nach Rheims und seine Krönung „glücklich vollbracht hat, so werden wir in kur„zem wieder nach Paris zurückkehren. Und da „am Schluß dieses und im Anfang des folgen„den Jahrs verschiedene Geschäffte vorfallen wer„den, wobey Ihre Gegenwart wegen Ihrer Aem„ter und Einsicht hierinn erforderlich seyn dürfte; „so bitte ich Sie, aufs bäldeste zurückzukommen, „und dies so einzurichten, daß Sie zu gleicher „Zeit mit uns daselbst eintreffen können. Der „gewissen Zuversicht, daß Sie nicht ermangeln „werden, bitte ich Gott ꝛc. Geschrieben zu „Rheims am 6. Okt. 1610.

Ihre gute Muhme,
Maria.

Ich dachte, wenn ich für jetzt die Reise vermiede, die man von mir verlangte, so würde man in der Folge nicht weiter daran denken; daher antwortete ich der Königin folgendes:

„Madame! Meine Neigung, meine Pflicht und „die Ehre, die Sie mir durch Ihr Andenken an „mich erweisen, sind gleich starke Beweggründe „für mich, den Befehlen Ew. Majestät Folge „zu leisten. Allein die große Schwäche, die mir „von der gefährlichen Krankheit, von der ich so „eben erst aufstehe, übrig ist, und die Zuverläßig„keit, mit der ich weiß, daß meine Gegenwart „bey den Geschäfften mehrern Personen, welche „größeres Ansehen dabey haben als ich, nicht „angenehm ist, macht, daß ich Sie unterthänigst „bitte, zu erlauben, daß ich meine Rückkunft zum „Hof noch so lange verschiebe, bis ich mich ganz

„erholt habe, und daß ich auch alsdann nur da-
„hin komme, um Ew. Majestät vor denjenigen
„Personen, die Sie zu ernennen geruhen werden,
„Rechenschaft von der Art abzulegen, wie ich die
„Staatsgeschäffte geführt habe, auch von der
„Lage, worinn ich sie hinterlasse, und von der
„Form, die ich für nöthig halte, wenn sie glück-
„lich bestehen sollen, Bericht abzustatten, keines-
„wegs aber, um mich ferner damit wie bisher zu
„befassen. Ich glaube für dies alles, wie Ih-
„nen die Kassire bey der Schatzkammer und an-
„dre Beamte werden bezeugen können, so gut ge-
„sorgt zu haben, daß die Geschäffte sich vollends
„von selbst bis zum Schluß dieses Jahres im
„Gang erhalten werden. Da ich dann, wenn
„meine Gesundheit mir es erlaubt, nicht ermang-
„len werde, mich in Paris einzufinden, um den
„Befehlen des Königs und den Ihrigen allen
„Gehorsam zu bezeugen. Auf diese Wahrheit
„bitte ich den Schöpfer ꝛc. Montrond, am 12.
„Oktober 1610."

Dies war's nun freylich nicht, was die Königin gewollt hatte. Sie sah wohl, daß ich bey dieser Verschiebung meiner Zurückkunft Vorwand zu gewinnen suchte, gar nicht mehr dahin zu kommen. Die Rolle, die ich daselbst zu spielen vorhatte, war nicht geschickt, diejenige, die sich von Ihrem Günstling getrennt hatten, zu vermögen, dessen Freundschaft wieder zu suchen, und dies war es doch immer, was sie eigentlich dabey beabsichtigte. Das Mittel, dessen sie sich bediente, mich zu ihrem Zweck zu bringen, war: daß sie alle meine Freunde und besonders meinen Tochtermann, meinen Sohn, und meine Gemahlin dazu gebrauchte (6). Sie fieng an, sie zu suchen und liebzukosen.

Sie bezeugte ihnen so viel Zutrauen zu mir, fügte so viele schöne Worte und Versprechungen hinzu, daß diese wieder, mehr als je, der Meynung waren, ich würde einen Fehler begehen, wenn ich meine Stellen niederlegte. Hierauf schickte sie eines nach dem andern mit Versicherungen und den verbindlichsten Schreiben an mich. Vergebens suchte ich ihnen die List der Regentin begreiflich zu machen. Das Anliegen und die Bitten verfolgten mich, bis ich endlich so sehr ermüdete, daß ich, um nur nicht unaufhörlich mit Vorwürfen überhäuft zu werden, und nach der Ueberlegung, daß meine Gefälligkeit gegen sie mich für jetzt noch keiner Gefahr aussetze, hingieng, mich wissentlich in alle die Schlingen zu stürzen, die mich bey Hof erwartete; und so abermal die Ausführung meines ersten Vorsatzes verschob.

Ich reiste also wieder nach Paris, ohne jedoch sehr zu eilen, indem ich erst am sechsten Tag nach meiner Abreise daselbst ankam. Als ich mich am folgenden Morgen anschickte, dem König und der Königin meine Aufwartung zu machen, sagte man mir: der König würde den Vormittag in den Tuilerien zubringen, und erst zur Tafel wieder zurück kommen; die Königin aber würde bey Zamet Mittagstafel halten. Ich zweifelte nicht, daß es ihr sehr lieb seyn würde, wenn ich in diesem Haus zu ihr käme; und wirklich wurde ich auch aufs gnädigste empfangen. Sie wiederholte mir verschiedenemal mit einer offnen und sogar freudigen Mine, die beynahe mich selbst betrog: sie wolle einzig meinem Rath folgen; sie bäte mich, dem König, ihrem Sohn, eben so ergeben zu seyn, als ich es gegen dem hochseligen König gewesen sey; sie würde nicht zugeben, daß ich meine Stellen niederlegte; sie würde es so einrichten, daß ich sie mit einer gänzlichen

Unab-

Unabhängigkeit verwalten könnte, und bäte mich, mit den Finanzrechnungen für das Jahr 1611 den Anfang zu machen, wie sonst, indem sie niemand dies Geschäfft anvertrauen, auch keiner der Minister in meiner Abwesenheit sich damit habe befassen wollen. Diese Reden währten von Seiten der Königin bis die Tafel servirt war. Ich kann nur einen kleinen Theil von dem erzählen, was sie mir sagte. Nach der Tafel unterhielt sie mich von den bey der Krönung vorgefallenen Streitigkeiten. Sie erzählte mir vorläufig von einer Menge Förderungen, welche die Großen an Sie gemacht hätten, worüber Sie aber nichts habe beschließen wollen, bis nach meiner Rückkunft. Sie sagte jedoch nichts näheres davon, und setzte blos hinzu: bey der ersten bequemen Gelegenheit werde sie mehr mit mir davon sprechen, und mir die Dienste angeben, die ich ihr hierinn erzeigen könne. Ich ward bey diesen Reden keiner Zurückhaltung gewahr. Der ganze Hof war so aufgeräumt, daß man einsehen mußte, diese ernsthafte Unterhaltung habe nur zu lang schon gedauert. Man fieng eine andere allgemeinere an, und um drey Uhr gieng die Königin ins Louvre zurück.

Am folgenden Tag gieng ich dahin, um dem König, seinen Herrn Brüdern, und den Prinzessinnen, seinen Schwestern meinen Respekt zu bezeigen, welche mir alle nach Verhältniß ihres Alters alle die Liebkosungen erwiesen, die ich zu Lebzeiten ihres Vaters von ihnen erhielt. Die böse Luft war noch nicht bis in diesen Theil des Hofes durchgedrungen. Die Gouvernantinnen, Ammen und andere Frauen, nebst denen zum Dienst dieser jungen Herrschaften bestimmten Bedienten machten eine Art eines abgesonderten Völkchens aus, dem das Andenken des Königs Heinrichs noch immer theuer war. Die Quelle ihrer Thränen

und ihres Schmerzens war noch nicht vertrocknet. Ich wurde mit ihnen weich, indem wir uns von demjenigen unterhielten, welcher der Gegenstand derselben war. Sie beschworen mich bey allen Gründen, von denen sie wußten, daß sie am fähigsten waren Eindruck auf mein Gemüth zu machen — bey der Freundschaft dieses Herrn für mich und bey meiner Treue gegen ihn — die Kinder eines Vaters nicht zu verlassen, gegen welchen dankbar zu seyn mir nur noch dies einzige Mittel übrig wäre. Ihre Bitten und ihre Umarmungen konnten meine eigene Gefühle für dies nicht erhöhen, verminderten aber auch unglücklicher Weise eben so wenig mein Unvermögen. Indem ich die drey Prinzen aufmerksam betrachtete, glaubte ich in dem Gesicht und in den Manieren des Königs schon so starke Zeichen von den glücklichen Anlagen zu entdecken, welche die Zeit nachher in ihm entwickelte, daß ich mich nicht enthalten konnte, mit meiner Gemahlin davon zu reden als ich nach Hause gekommen war. Dagegen aber urtheilte ich mit Schmerzen, daß der Himmel den zweyten dieser Prinzen kein langes Leben verleihen würde (7).

Ich wurde beynahe vom ganzen Hof besucht, und zwar mit jenem ganzen falschen Gepränge von Freundschaft, Lobsprüchen und Liebkosungen, welche der Wahrheit nie so nahe zu kommen scheinen, als wenn das Herz am wenigsten Antheil daran nimmt. Concini, welcher dafür gesorgt hatte, mir durch Zamet und Argouges beybringen zu lassen, daß ich eigentlich ihm zunächst alles zu danken hätte, was man die Königin für mich thun sehe, wartete drey ganzer Tage lang, daß ich kommen, ihm dafür danken und ihm die Aufwartung machen sollte, welche die Höflinge ihn gewöhnt hatten als einen ihm schuldigen Tribut anzusehen, oder

daß

daß ich wenigstens jemand auftragen würde, diese Pflicht in meinem Namen zu erfüllen. Da er aber nichts von mir sah noch hörte, entschloß er sich endlich dazu, zu mir zu kommen. Doch damit ich mich nicht eines Schrittes überheben könne, wodurch er sich zu sehr herabzulassen geglaubt hätte, ließ er mich sehr sorgfältig fühlen, daß es einzig geschehe, um mit mir von Angelegenheiten zu sprechen, die ihn beträfen. Unsere Unterredung drehte sich größtentheils um seine Stelle, als erster Kammerherr, seine Pensionen, welche die Königin auf eben den Fuß wie für Bellegarde in Rechnung zu bringen befohlen hatte, und um ein Geschenk, das er so eben bey der Behörde von der Salzsteuer in Languedoc bekommen hatte, wozu der Befehl bereits bey Lebzeiten des hochseligen Königs ausgewirkt worden war; was ich aber nicht für nöthig hielt, ihm zu sagen. Ich denke, alle meine Antworten mußten ihm nicht sehr Lust machen, sich weiter als über den Gegenstand auszulassen, wegen dessen er gekommen zu seyn vorgab. Er konnte sich jedoch nicht enthalten, es zu thun, und ich glaube, daß er es bald bereuen mochte. Denn da er unter der Gestalt eines guten Raths die Aeußerung hingeworfen hatte, daß ich nicht besser thun könnte, als mich ganz nach dem Willen der Königin zu bequemen — welches eben so viel war als mich stillschweigend beschuldigen, daß ich meine eigene Angelegenheiten durch allzu große Strenge verderbe — gab ich ihm die kurze und trockene Antwort: ich würde den Befehlen der Königin gehorchen, so weit es der Dienst des Königs, das Beste des Staats, die Erleichterung des Volks, meine Ehre und mein Gewissen zuließen. Mir war, als wenn meine Abneigung gegen ihn mit jedem Worte zunähme, das er mir sagte. Er ließ noch einige andere fallen mit der ganzen Zurückhaltung, die ich ihm einflößen mußte, und

 ich

ich nahm sie eben so frostig auf. Endlich giengen wir aus einander, beyde sehr schlecht von einander erbaut; er, wie ich glaube, mehr als je daran verzweifelnd, daß er mich nach seiner Handlungsweise würde ziehen können, ich aber so, daß ich zum voraus alle die Uebel beweinte, welche dieser übermüthige, unersättliche, unwissende und unerfahrne und dabey doch mit einem unumschränkten Ansehen bekleidete Mensch über Frankreich bringen würde. Ich eröffnete dies meiner Gemahlin.

Es schien mir am andern Tag nach dieser Unterredung, als ob die Fahne sich bereits wieder gedreht hätte. Die Königin, zu der ich ins Louvre kam, änderte sehr viel von ihrem vorigen Benehmen. Indessen that sie sich doch Gewalt an, damit diese Veränderung mir nicht so auffallend seyn möchte, als sie es war, und damit ich sie nicht der gestrigen Unterredung Concini's mit mir zuschreiben möchte. Sie sprach noch mit mir von den lästigen Bitten der Großen. Sie nannte sie ausschweifend, und schien entschlossen, sie zur Prüfung an den Staatsrath zu verweisen, dem sie mich stets beyzuwohnen bat, um zu verhindern, damit nichts gegen das Beste des Königs und des Staats darinn vorgenommen werden möchte. Sie gab mir ihr königliches Wort, indem sie mir ihre Hand darreichte, daß sie mich bey dem allem so stark als der hochselige König unterstützen wolle. Ich verlor meinen ersten Verdacht über dieser Erklärung; ich schmeichelte mir so gar einen Augenblick, daß reiferes Nachdenken über das Vorgefallne vielleicht bereits angefangen haben möchte, ihr die Augen über den Abgrund zu eröffnen, an den man sie führte. Allein wie bald wurde ich aus meinen Träumen geweckt! Es bedurfte dazu weiter nichts für mich als die kurze Zeit, die während dreyer Sitzungen des Staatsraths verstrich.

So

So eingenommen ich war, konnte ich doch nicht ohne äußerstes Befremden mit ansehen, daß beynahe nichts mehr darinn vorkam, als Geschenke für die Großen, Erhöhungen der Pensionen aller vornehmen Beamten, Bezahlung ungültiger Schulden, Nachlaß von Pachtungen und Freysprechungen für Pächter, Wiederrufung geschlossener Pachtungen, über Wiedereinlösung von Renten, Gebühren, und Krongütern, Errichtung neuer Stellen, Freyheiten und Privilegien; kurz tausend Mittel das Volk unglücklich zu machen; anstatt daß man die durch den hochseligen König zusammengehäufte Schätze zu seinem Besten hätte verwenden müssen, wie die Gerechtigkeit es erforderte, nachdem die Zeitumstände sie für den dabey beabsichtigten Zweck unnütz gemacht hatten. Allein die Gierigkeit der Herrn hätte noch ungleich größere verschlungen. Man sehe hier die Foderungen, welche die Vornehmsten unter ihnen von der Königin und dem Staatsrath ertrotzen wollten. Man sollte nicht denken, daß dieser Artikel durch seine Länge eine so langweilige Liste ausmachen könnte, als ich sehr fürchte, daß diese hier scheinen dürfte, wiewohl ich die Bitte, die Pensionen um ein Drittel zu erhöhen oder gar zu verdoppeln, weggelassen habe, als einen Punct, der beynahe allen diesen Artikeln gemein war.

An die Spitze setze ich den Herrn Prinzen von Condé, welcher mich bald unter der Hand bald gerade zu einen ganzen Monat lang sollicitiren ließ, seinen Ansprüchen auf die Capitainerie von Chateau-Trompette, auf die Befehlshaberschaft von Blaye und auf das Fürstenthum Orange bis an das Ufer der Rhone ausgedehnt, förderlich zu seyn. Der Herr Graf von Soissons verlangte die Capitainerie vom alten Palast zu Rouen, die vom Schloß zu Caen und

die Ausfertigung des oben gedachten Edikts über die Tücher, zu seinem Vortheil. Der Herzog von Lothringen: die ganze Bezahlung der in seinem Vertrag angegebenen Summen, wiewohl dies eine Sache war, die ich schon lange mit zwey Dritteln davon, auf die sie herabgesetzt worden war, abgemacht hatte. Der Herzog von Guise: seine Vermählung mit der Frau von Montpensier, die Wiederrufung der Patentgebühren in Provence und der Hafenzölle von Marseille, auch die Bezahlung seiner Schulden. Der Herzog von Mayenne: neue Summen außer denen, welche sein Vertrag besagte. D'Aiguillon ein Geschenk von dreyßigtausend Thalern, die Befehlshaberschaften von Bresse und der Stadt Bourg, die Spanische Gesandtschaftstelle mit ganz enormen Tafelgeldern. Joinville: die Befehlshaberschaft von Auvergne oder die erste erledigte. Der Herzog von Nevers: die Salzsteuern von Rethelois, zu eigen nebst den Befehlshaberschaften von Mezieres und von Sainte-Menehoud. Der Herzog von Epernon: ein stets auf den Beinen zu haltendes Corps Infanterie, für seinen Sohn die Anwartschaft auf seine Befehlshaberstellen, über die Vestungswerke zu Angouleme und Xaintes, die Soldaten von den Gardes Commensaux, auch auf Metz und das Metzer Gebiet, welches den Montigny abgenommen werden sollte. Der Herzog von Bouillon: eine Summe Geldes zur Tilgung vorgeblicher alter Schulden, die Trank- Vermögen- und Salzsteuer von der Vicomté Turenne für sich, die Huldigung von dieser Vicomté auf die bloße Lehns-Huldigung einzuschränken, die Rückstände von seinen Besatzungs- und Gehaltsgeldern während seines Exils, die Haltung einer reformirten Kirchenversammlung. Der Canzler: die Einkünfte von den Canzley-Siegelgebühren, Verdopplung seines Gehalts, den Normännischen Adelbrief,

brief. Villeroy: die Unterhaltung einer Besatzung in Lion, die Königsverweserstelle in Lyonnois, welche Saint-Chaumont abzunehmen sey, einen Marschallsstab von Frankreich für seinen Sohn. D'Alincourt: die Wiederrufung des Vertrags, den ich wegen Wiedereinlösung des Kronguts in dieser Provinz gemacht hatte, eine weitere Verpfändung seiner Canzleygebühren und der königlichen Domaine.

Man kann leicht denken, daß der Artikel von Concini nicht der schlechteste ist. Es war: der Marschallsstab von Frankreich, die Befehlshaberschaften von Bourg, Dieppe und Pont-de L'Arche, die Schenkung der von den Stellen bey der Salzsteuer in Languedoc einkommenden Gelder, der Profit von dem Moisset und Feydeau zugestandnen Nachlaß. Chateauvieux, der Ritter von Sillery, Dollé, Déagent, Arnaud der Intendant, der Arzt Duret, alle die, welche am geheimen Rath der Königin Antheil hatten, und dort so gut für die andern sprachen, vergaßen dabey sich selbst nicht. Es wäre vielleicht schneller geschehen, diejenigen Personen von einigem Namen aufzuzählen, welche keinen Antheil an dieser Verschwendung von Pensionen, Gratifikationen, Privilegien, Tafelgeldern rc. hatten, als diejenige herzunennen, die auf dieser Liste standen. Denn alle Welt fand ihre Rechnung dabey, Prinzen, Befehlshaber von Provinzen, Adliche vom Gefolge, Civillieutenante, Marktrichter und selbst hohe Gesellschaften und Gerichtshöfe. Alle Kronbeamte sollten jeder eine Zulage von vier und zwanzigtausend Livres erhalten; die Mitglieder vom Staatsrath eben so, verhältnißmäßig; außer dem, daß man deren Anzahl noch ansehnlich zu vermehren vorschlug. Kurz, man hätte sagen mögen: alle Welt habe sich

zusammen verschworen, den königlichen Schatz zu plündern, und alles sey Freybeute geworden.

Der Unwille, der sich in mir über eine Frechheit empörte, die in ein Attentat auf das königliche Ansehen ausschlug, erlaubte mir nicht, erst lange den klügsten Entschluß abzuwägen. Ohne mich nur zu bedenken, griff ich zu dem, mich aller Welt zu widersetzen, so lange mich meine Stelle, die man mir in dem Staatsrath ließ, dazu berechtigen würde. Die Ehre, das Gewissen, der gute Ruf, in dem ich stand, über das Beste des Königs und des Volks zu halten, als dessen einzigen Vertheidiger ich mich betrachtete, ließen mich keine andre Rücksichten nehmen. Ich sah mich überdies in gewissem Verstand durch die letztere Reden und selbst Bitten der Regentin dazu berechtigt. Wiewohl ich fühlte, daß es ihr kein großer Gefallen seyn würde, wenn ich sie wörtlich nähme, so hieß es doch, genau besehen, ihr einen so wesentlichen Dienst erzeigen, daß nicht wohl zu begreifen ist, warum sie sich so sehr dawider setzte. Neben diesem Beweggrund, (denn ich lasse gern alle meine geheimsten Gesinnungen durchschauen) sagten mir auch jener Stolz und jene Eigenliebe, die mir jederzeit etwas so Edles und Großes zu haben schienen, wenn man sie auf das Wahre und Gute anwendet, diese also sagten mir: da ich, früh oder spät, nun doch einmal unvermeidlich alles Antheils an den Geschäfften beraubt werden sollte, so wage ich wenig, wenn ich den Augenblick dazu gewissermaßen beschleunige, und gewinne auf der andern Seite sehr viel dadurch, daß ich einen überzeugenden Beweis gäbe, diese Ungnade habe mich blos darum betroffen, weil ich mich frey von den Schwachheiten und strafbaren Gefälligkeiten aller andern Höflinge bewiesen hätte. Der unglücklichen Tugend bleibt noch eine letzte Entschädi-

schädigung für das Gute übrig, was sie nicht mehr bewirken kann: der Glanz, mit dem sie beynahe jederzeit Schwierigkeiten und Verfolgungen überstralt.

Die Königin setzte mich bald auf diesen einzigen Trostgrund in den Schmerzen, die ich zu leiden begann, herab. Ihr ganzes Benehmen vollendete meine Ueberzeugung, daß sie mich unter so tumultuarischen Umständen blos in der Absicht berufen und aller Welt entgegengestellt habe, um mich in die traurige Lage zu setzen, wählen zu müssen — zwischen der öffentlichen allgemeinen Verachtung, wenn ich an meiner Pflicht zum Verräther würde, oder dem noch schrecklichern vielköpfigen besondern Haß, wenn ich die Verbindlichkeiten derselben erfüllte. Was ich, mit Gefahr mir tausend erbitterte Feinde zu machen, im vollen Rath vereitelt hatte, ward nachher als Gratifikation und heimlich zwischen dieser Fürstin und ihrem Vertrauten ausgemacht und zugestanden.

Ich bin nicht gesonnen, mich in eine ausführliche Erzählung aller der Vorgänge einzulassen, welche in dieser kurzen Zeit im Conseil unternommen wurden, und alles dessen, was ich sprach und that, um sie fruchtlos zu machen. Ich müßte eben so viele Processe instruiren, wobey man nicht ermangelte, alle gewöhnliche Mittel in Bewegung zu setzen, einen allzu strengen Richter zu bestechen, und wobey ich noch weit mehr in Gefahr war, durch erklärte Bewerbungen oder geheime Schliche, auf eine Seite gezogen zu werden. Ich will nur Ein Beyspiel davon anführen, damit man mir zugeben möge, daß ein so großes Uebel nicht minder starke Gegenmittel erfordert, als ich anwendete. Dazu wähle ich, was in Ansehung Villeroy's oder vielmehr d'Alincourts vorgieng. Von den Artikeln,

die man so eben gesehen hat, ist dies weder der unmerkwürdigste noch der unwichtigste.

Als d'Alincourt verlangte, daß der König eine starke Besatzung nach Lyon legen und unterhalten solle, wo er Befehlshaber war, hatte er dabey eine doppelte Absicht. Eine war: seine Einkünfte durch den von dieser Anstalt abfallenden Profit zu erhöhen; und wirklich konnte er deren nicht zu viel haben, bey der Absicht die er hegte, daselbst nicht als bloßer Marschall von Frankreich — was er bald zu werden hoffte — zu leben, sondern die Rolle eines Prinzen zu spielen. Ein übermüthiges Hirngespinst, doppelt lächerlich bey dem, der blos große Güter an die Stelle der Geburt zu setzen hat (8)! Die andre Absicht war: die Lyoner durch die Furcht vor so vielen Bewaffneten zu zwingen, ihm ihre älteste Freyheiten und Gerechtsame aufzuopfern, auf die er schon lange ein Auge hatte. Was die Pachtung wegen Wiedereinlösung des Kronguts betrifft, das sich in dieser Provinz auf zwölfmalhunderttausend Livres belief, so war er blos dadurch bestimmt worden, deren Niederschlagung zu begehren, weil ihm die Interessenten einen Weinkauf von hunderttausend Livres versicherten, wenn er diesen Wiederkauf rückgängig machen würde.

Seine Entwürfe wurden durch zween thätige und aufmerksame Gegner durchkreuzt, die ganze Stadt Lyon und Saint-Chaumont, den Königsverweser in der Provinz. Er hatte diesen aber auch zween rüstige Hülfsgenossen entgegen zu stellen, den Kanzler Sillery und seinen Vater Villeroy, allmächtig im Staatsrath und bey der Regentin. Er fieng an, sie um so nachdrücklicher wirken zu lassen, als er, da er mich besucht und gebeten hatte ihm förderlich zu seyn, merkte, daß er in dem Staatsrath, wo diese Ansinnen vorkommen sollten,

sollten, nicht auf mich rechnen dürfte. Er sah daher wohl, daß er aller seiner Batterien bedürfte. Dagegen zweifelte er aber auch nicht an einem guten Erfolg als er hörte, daß diese beyde Personen Concini auf seine Seite gebracht hätten, welcher nachher auch die Königin darein zog.

Wir waren alle in dem großen Kabinet versammelt, wo über diese Sache Rath gehalten werden sollte. Die Königin trat zu mir, und sprach mit mir zum Vortheil d'Alincourts. Ich antwortete ihr gerade zu: bey zween so unbilligen Anträgen dürfe man nicht auf meine Stimme rechnen. Es sey nicht vernünftig, den König zwölfmahlhunderttausend Livres verlieren zu lassen, um hunderttausend dem Herrn von Alincourt zuzuwenden, und aller Welt Thür und Thor zu öffnen, um durch das ganze Reich ähnliche Pachtungen zu Einlösung des Kronguts, der Renten und andrer königlichen Einkünfte widerrufen zu lassen, welche sich beynahe auf funfzig Millionen beliefen. Ich würde mich eben so stark wider den andern Antrag erheben, wiewohl ich wüste, daß man behaupte, es sey keine Sache des Conseils darüber zu erkennen, und daß man sie da nur vorgetragen habe, um für die andern die Autorisation zu suchen. Man setze eine der wichtigsten und bisher immer noch gutgesinnten Städte des Reichs muthwillig in Versuchung, von ihrer Pflicht abtrünnig zu werden, und dies wegen einer bloßen Fantasie, die noch dazu ganz unnütz sey. Denn da vermöge des letzten durch mich mit dem Kardinal Aldobrandini für den Herzog von Savoyen geschlossenen Vertrags, Sr. Majestät im Besitz von Bresse und beyden Ufern der Rhone bliebe, so höre Lyon auf, eine Gränzstadt zu seyn. Da also keine Nach-

Nachbarn weiter zu fürchten seyen, so brauche es auch keine Besatzung mehr.

Die Königin schien mit diesen Gründen zufrieden zu seyn, und gieng zu Villeroy, um diesen ebenfalls davon zu überzeugen. Es war nicht so leicht, dagegen auszuhalten. Er führte ihr dagegen auf alles was ich gesagt hatte, andere, gute und schlechte, an; und da er auf die Besatzung gekommen war, sagte er: es sey wohl wahr, daß die Spanier und Savoyarden nicht mehr so nahe Nachbarn von dieser Stadt wären, als sonst; auch sey es nicht gegen diese wichtig, die Stadt Lyon sicher zu stellen, da wir nun im Begriff wären, sie zu Freunden und Bundsgenossen zu bekommen. Die wahren Feinde, die sie zu fürchten hätten, seyen die Hugenotten, welche mehr in der Lage, besser im Stand und vielleicht auch mehr Willens wären, als je, einen Versuch darauf zu wagen; wobey er namentlich Herrn von Lesdiguieres anführte.

Villeroy war von Beringueville gehört worden, welcher unverzüglich zu mir her kam, und mir alles bis auf seine kleinsten Worte wieder sagte. Ich fand darinn die Bestättigung dessen, was man mir von jenem geheimen, bey dem Nuntius Ubaldini gehaltenen Rath gesagt hatte. Mit Unwillen sah ich, daß der Zweck dieser Herrn dahin gieng, die Religionen, sowohl in Frankreich, als durch ganz Europa an einander zu hetzen. Nicht weniger ärgerte mich die verläumderische Beschuldigung Villeroys gegen einen Mann, der mit mir verwandt war. Ich stand plötzlich auf, gieng auf die Königin zu, die Villeroy noch anhörte, und sagte zu ihr: ich habe noch vergessen, ihr von einer Sache zu sagen, der ich eben so gewiß wäre, als wenn ich sie gehört hätte: daß nämlich Herr von Villeroy

leroy

leroy nicht sehr delicat in der Wahl der Mittel sey, Sie seinem Sohn gewogen zu machen. Er würde kein Bedenken tragen, Ihr die boshafteste und lügenhafteste Dinge wider alle Protestanten ohne Ausnahme beyzubringen, welche doch tausend große und gute Dienste von allem Verdacht freysprechen sollten. Er würde so weit gehen, sie als noch weit furchtbarere Feinde für Frankreich, als Spanien selbst, anzugeben; daß, wenn Ihre Majestät die Gründe Villeroy's und die meinigen mit gleichem Gewicht gegen einander abwägen, und dann die Spanier und Reformirten gleichförmig behandeln wollten, uns beyden, ihm und mir, wobey ich ihn scharf ansah, — nichts übrig bleiben würde, als uns beyde selbst vom Conseil auszuschließen, und die Versammlung Hand in Hand zu verlassen. Dies hieß denn freylich Villeroy das Pistol auf die Brust setzen. Allein dieser Mensch, der in seinem Leben weder öffentlich zu reden, noch selbst auch nur in einem Conseil zu stimmen wußte, war nicht im Stand ein einziges armes Wort gegen mich aufzubringen. Der Schreck und der Vorwurf seines Gewissens konnten ihn freylich bey dieser Gelegenheit stumm machen. Er that nichts weiter, als daß er nach der Seite hingieng, wo der Kanzler, und der Herzog vnn Epernon mit einander sprachen. Die Königin verließ ebenfalls ihren Platz, und gieng ohne ein Wort zu sagen, zu dem Herrn Grafen von Soissons und dem Marschall von Brissac hin, welche besonders mit einander sprachen. Ich ahnte nichts Gutes von allen diesen Verbindungen.

In der Sache d'Alincourts würde diesen Tag nichts vorgenommen, und ich schmeichelte mir bisweilen, die Art wie ich mich dabey benommen hätte, würde ihn vielleicht abhalten, wieder darauf zu kommen. Er zöger-

zögerte aber nur so lange, bis er sich durch neue Bewerbungen, welche er, sein Vater, der Kanzler, und sein Bruder mit Concini bey den Räthen anstellten, aller Stimmen versichert hatte, selbst der meines Bruders Bethune. Dieser kam zu mir, um einen letzten Versuch auf meine Gesinnung zu machen. Er stellte mir vor, daß alles, was ich thun wolle, unnütz seyn, und mir zu weiter nichts dienen würde, als alle Welt gegen mich aufzubringen. Ich würde den Verdruß haben, sehen zu müssen, daß mein Beyspiel nicht einmal von meinen Verwandten, selbst den nächsten nicht, befolgt werden würde. Ich antwortete ihm nur: ich hätte nie etwas anders von ihm erwartet; ich für mich aber würde bis ans Ende meiner Pflicht getreu bleiben, und ich hielt Wort, sogleich im ersten Staats-Rath, der hierauf deswegen gehalten wurde. Als ich den Referenten in der Sache im Begriff sah, seine Relation vorzutragen, fragte ich ihn schnell, wovon die Rede seyn werde? Als er mir darauf antwortete: es seyen gewisse Anträge, das Krongut in Lyonnois betreffend, so unterbrach ich ihn, und sagte: ich wisse, daß der Herr d'Alincourt, den diese Sache angehe, sich durch Freunde und Verwandte einen so starken Anhang im Staats-Rath zu verschaffen gewußt habe, daß sie bereits beschlossen sey, ehe man noch darinn referirt habe. Ich protestire also gegen diese Resolution, als dem Nutzen seiner Majestät ganz zuwider, und verlange vom Sekretär eine Urkunde darüber, um sie im Parlement registriren zu lassen, damit sie dem König einst zum Beweis dienen könne: wie schlecht sich sein Staats-Rath nach dem Tod des Königs, seines Vorfahren, betragen habe (9).

Diese

Diese letzten, ob schon sehr starken Reden bewirkten doch weiter nichts, als daß die vorgehabte Berathschlagung für jezt noch ausgesezt blieb. Alle schlugen die Augen nieder, nicht einer wagte es, darauf zu antworten. Der Kanzler allein, ohne bewegt zu scheinen, sagte zum Referenten: Nehmen Sie andere Papiere und reden sie von andern Angelegenheiten, die mehr nach dem Geschmack aller sind. Diese wird ihre Zeit schon finden, wenn die Erbitterung und Hitze sich gelegt haben wird, wie dies gewöhnlich bey den streitigsten Sachen geschieht. Man muß nur Geduld haben. Der Referent gehorchte. Man nahm andere Geschäfte vor, und dieß jezige erschien nicht eher im Staats-Rath, um für d'Alincourt entschieden zu werden, als bis ich mich selbst daraus verbannt hatte. Dies geschah so kurz darauf, daß man sagen kann: ich habe mit diesem Schritt meine Laufbahn geendigt.

In jeder Rücksicht hatte ich keine andere Wahl übrig. Ich hatte mich nemlich in den Augen von ganz Frankreich gerechtfertigt, daß es keinem Mangel an Sorgfalt und Anstrengung auf meiner Seite zuzuschreiben sey, wenn Unordnung und Zerrüttung in allen Angelegenheiten so ganz das Uebergewicht bekäme. Es war so weit, daß nichts, was ich auch hätte thun mögen, im Stand gewesen wäre, wieder Ordnung zu stiften. Dies war ganz ausser Zweifel. Ich war es endlich selbst überdrüßig, ohne Erfolg daran zu arbeiten und für alle meine Arbeiten und gute Absichten nichts zu erndten, als den Haß von Personen, von denen ich hätte denken sollen, sie wären am meisten dabey intressirt mich zu unterstützen. Concini wendete die Gunst, worinn er stand, die Prinzen vom Geblüt ihr Ansehen, die übrigen ihren Einfluß einzig dazu an, mich verhaßt zu machen. Ich sah für die Zukunft

nichts als Verdruß voraus. Alle meine Handlungen, meine Reden, und selbst mein Stillschweigen sagten wider Personen aus, welche nur zu sehr die Rechtmäßigkeit dieser Vorwürfe innerlich fühlten. Meine Stelle als Surintendant war der Gegenstand der Begierde der zween Prinzen vom Geblüt worden, denen man Hofnung machte, sie zu erhalten, so bald ich nur einmal vom Hof vertrieben seyn würde. Wenn ich zu lange dort blieb, konnte ich Gefahr laufen, mir auch alle andere durch einen Gewaltstreich entrissen zu sehen. Was ich von aufrichtigen und über die Lage der Dinge wohl unterrichteten Freunden hörte, gab mir unaufhörlich Winke darüber, welche das Drängen einiger Anverwandten überwiegen mußten, die sich den Eingebungen einer blinden und eigennützigen Zärtlichkeit überließen. Ich entschloß mich daher keinen Augenblick länger anzustehen, um mich auf eine ehrenvolle Art meiner Stellen als Finanz-Ober-Aufseher und Befehlshaber der Bastille, nach denen man am meisten lüstete, weil man durch sie über die Einkünfte und Schätze des Königs zu schalten in Stand gesetzt wurde, zu begeben und durch dieß Opfer, welches noch etwas freywilliges an sich hatte, die Bestätigung in meinen andern Würden 10) zu erkaufen, deren mich zu berauben nicht in der Gewalt meiner Feinde stund, besonders wenn ich die Vorsicht brauchte, ihnen für immer den Anblick eines Gegenstands zu entziehen, welcher ihren Haß durch eine unvermeidliche Eifersucht wieder beleben konnte. Denn um eine Sache nicht auf zweymahl zu thun, bestärkte ich mich in meinem Entschluß, mit den Geschäften zugleich den Hof und Paris selbst zu verlassen.

Um dies auszuführen, arbeitete ich sogleich mit dem Anfang des Jahres 1611. Die ausführliche Erzählung

lung davon, welche sehr weitläuftig werden könnte, werde ich hier abkürzen. Die Königin schien meinen Entschluß noch bekämpfen zu wollen. Doch blos zum Schein. Sie schrieb mir deswegen folgenden Brief. „Mein Vetter! mißliebig habe ich den Vorsatz vernommen, den Sie bezeigen, sich der Sorge für die Angelegenheiten des Königs, meines Herrn Sohns, zu entladen, besonders in Ansehung der Finanzen. Dies ist ganz gegen die Hoffnung, welche ich gefaßt hatte, daß Sie fortfahren würden, dieser Stelle so gut vorzustehen, wie Sie zur Zeit des hochseligen Königs meines Herrn gethan haben. Ich bitte Sie dies Vorhaben wohl zu bedenken, ehe Sie es ausführen, und wenn dies geschieht, mir Ihren Entschluß zu wissen zu thun, damit ich den meinigen darnach fassen kann. Hierauf bitte ich Gott, mein Vetter! daß er Sie in seinen gnädigen Schutz nehme. Paris am 24. Jan. 1611." Da meine Antwort auf diesen Brief so ausfiel, wie die Königin sie wahrscheinlich erwartet hatte, so kam zween Tage darauf, also am 26. Bouillon und brachte mir die zwey Entlassungsdecrete wegen meiner Stellen als Finanz-Ober-Aufseher und Schloßhauptmann von der Bastille in der rechtskräftigsten, und zugleich für mich vortheilhaftesten Form. (11) Seine Majestät erklärt darinnen: nur nach oft wiederholtem Anhalten von meiner Seite nehme Er die Niederlegung meiner Stellen an und wolle hiemit, daß ich in der Folge wegen dieser zwey Stellen unter keinerley Vorwand in Anspruch genommen noch beunruhigt werde.

Zu diesen Decreten kam noch ein anderes vom 27. Januar datirt, wodurch mir der König in Betrachtung der Dienste, welche ich dem hochseligen König während einer langen Reihe von Jahren geleistet habe, und deren er weitläuftig erwähnte, ein Geschenk von drey

 mahl

mahl hunderttausend Livres bewilligte, welche dies Jahr von den Geldern seiner Schatzkammer, und zwar frey von dem Abzug des fünften und zehnten Pfennings der zu den Gebühren des Heiligen Geistordens gehört, zu erheben. Die andern von folgenden Tagen geschriebenen Briefe Ihrer Majestäten sind der Befehl, die Bastille dem Herrn von Chateauvieeux zu übergeben, der von ihnen erwählt worden war um daselbst als Lieutenant seiner Majestät zu commandiren, Quittungen über einige der Krone zugehörige Edelgesteine, die mir zugestellt worden waren und zum Theil in einem Juwel, Licorne genannt, und in einigen andern Ringen und Steinen, wofür Puget eine Verschreibung von zehntausend Livres von meiner Hand hatte, die er mir wieder zustellte und noch in drey großen Kron-Rubinen bestanden, worüber ich der Demoiselle le Grand meine Verschreibung gegeben hatte, indem ich sie von ihr, wo sie verpfändet gewesen waren, wieder bekam.

Ich verwendete die übrige Zeit auf häusliche Einrichtungen und Anordnungen, welche nichts Interessantes haben, ausgenommen etwa die Rathschläge, welche ich meine Secretairen gab. Ich hatte deren gewöhnlich sechs, so wohl für meine vier hauptsächlichsten Stellen, als für die ausserordentlichen Geschäfte, die mir am Hof vorkamen, und ich mußte dabey noch mehrere andere Schreiber oder Copisten halten, welche unter ihnen arbeiteten. Ich rede aber hier blos von den vorzüglichsten Employés, deren Einsicht und Eifer verdient hatte, daß ich sie an wichtigen Geschäften Antheil nehmen ließ, und ihnen bisweilen in den subtilsten meine Vertrauen schenkte. Ich hatte den vier Brüdern Arnaud meinen besondern Schutz angedeihen lassen. Der älteste starb jung und vor dem König.

nig. Den andern liebte ich so, daß ich ihn aus meinem blosen Secretair zum Staats-Rath und Finanz-Intendanten machte. Der dritte erwählte den Soldatenstand und wurde Maitre-de-camp bey einem Cavallerie Regiment; dem jüngsten verschafte ich die Stelle eines Tresorier de France und die eines Cassiers bey der Straßen Inspection. Alle andern waren verhältnißmäßig bedacht worden; und ich glaube, daß man mich nicht beschuldigen wird, gegen den natürlichen Grundsatz verstoßen zu haben, welcher nicht gestattet, daß die Zuneigung, welche dergleichen Leute gegen uns oder wenn man will, gegen unsern Posten hegen ohne die Belohnung bleiben dürfe, welche wir im Stand sind ihnen nach ihren Talenten und ihrem Verdienst zu verschaffen. Turet wurde Tresorier de France, Präsident der Rechnungskammer und General Finanz-Controleur, Rennouart Rechnungs-Revisor, La Clavelle Brücken- und Straßen-Intendant. Du Maurier, welcher den Herzog von Bouillon mir zu Lieb verlassen hatte, wurde nach seinem Geschmack und Talent in Staatsgeschäften gebraucht. Er ward Gesandter in Holland. Murat Cassier wurde bey der ausserordentlichen Kriegskasse angestellt; La Font, dessen ich in diesen Denkwürdigkeiten verschiedenemal erwähnt habe, erwarb sich das Zutrauen des hochseligen Königs, welcher ihn unter andern Wohlthaten zum Intendanten seiner Meublen machte; Gillot, Sekretair bey der Artillerie; Le Gendre rc. Alle diese Personen fühlten mit Recht, wie viel sie bey meiner Entfernung verliehren würden, und ließen weder Bitten noch Mittel unversucht, um meinen Entschluß zu ändern. Ich lasse den meisten von ihnen Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie dabey wenigstens meinen Vortheil so gut, als den ihrigen vor Augen zu haben glaubten. Was die zween Arnauds betrift, vorzüglich den älteren und

 eini-

einige andere, so rührte sie mein Vorhaben nur mittelmäßig. Sie würden es sogar ziemlich ungern gesehen haben, wenn ich meine Meynung geändert hätte, und doch waren sie vor allen die, welche am meisten deswegen in mich drangen. Der ältere Arnaud vereinigte bey dieser Gelegenheit Undank, Geiz und Schurkerey. Er hatte eine so geringe Meynung von der Fähigkeit Jeannins, als er voll von hohen Begriffen von seiner eigenen war, und doch war er einer von denen, welche am eifrigsten bey Concini daran arbeiteten jenem eine Stelle zu verschaffen, wovon er das Wesentliche ganz für sich behalten zu können hoffte.

Ich las in dem geheimsten Winkel des Herzens dieser Leute Gesinnungen, welche sie sich vielleicht einbildeten, alles sehr gut darinn versteckt zu halten. Allein ich blieb Meister von einer Empfindlichkeit, welche mir zu niedrig schien, um mich bis zu ihr herabzulassen. Ich nahm sie jeden besonders vor und gab ihnen den einzigen Rath, welchen ich nach den gegenwärtigen Umständen und nach meiner Kenntniß von ihren Gesinnungen für den nützlichsten zur Beförderung ihres Glücks hielt. Ich sagte zum ältern Arnaud: er habe ein Mittel in Händen sich der Königin sehr gefällig zu machen, eine Menge vortrefflicher Aufsätze über verschiedene der wichtigsten Finanzangelegenheiten. Damit dies Opfer nichts von seinem Werth verlieren möchte, müsse er es ihr durch Madame Concini überreichen lassen. Ich rieth ihm zugleich ganz ernstlich, dieser sich selbst und seine Dienste darzubieten. Eben so verwies ich den andern an den Kanzler, an Villeroy, an Jeannin, und besonders an Concini, das einzige Orakel, bey dem er sich in Ausübung seines Dienstes, so wie auch der Mestre-de Camp selbst, Raths zu erholen hätte. Ich glaube, daß, so wie der Rath gut war,

war, er zugleich ihnen nicht mißfiel. Turet konnte sich außer eben diesen Personen auch noch des Commandeurs (12) und Dallés mit Nutzen bedienen; worauf ich ihn daher denken hieß. Du Maurier war bey Villeroy gut bekannt. Wenn er diese Protection, von der ich ihn versicherte, daß sie hinreichend sey, einzig benutzte, so konnte er bey seiner Wissenschaft in den auswärtigen Angelegenheiten, verbunden mit der Gabe gut zu reden und noch besser zu schreiben, leicht, wie ich ihm zeigte, von der Königin und dem Günstling einen ehrenvollen Posten erhalten. An Murat, der diesem Staatssekretair noch besonders wegen seines Benehmens verantwortlich war, setzte ich hinzu: daß er meinen Vortheil bey Hof betreiben sollte, jedoch mit Mäßigung und nach erhaltener Erlaubniß von Villeroy. La Clavelle war ein feiner und einschmeichelnder Kopf. Ich versicherte ihn zum Voraus eines glücklichen Erfolgs von allem, was er bey den Ministern und selbst bey D'Escures unternehmen würde, welcher ihm mehr als irgend jemand seine Amtsverrichtungen erschweren konnte. Da die Stelle, welche La Font hatte, ihn ganz besonders jedem Willen der Königin oder vielmehr der Concini unterwarf, so hatte er nur einen Rath zu befolgen, den ich ihm auch gab. Rennouard rieth ich: er solle keine andere Empfehlung bey seiner Kammer suchen, als diese, daß er sich mit Hülfe seiner Geisteskräfte allen seinen Collegen unentbehrlich machte; ich bat ihn mit dieser Beschäfftigung die Sorge für meine häuslichen Angelegenheiten in Paris zu übernehmen. Gillot erhielt ich seinen Platz bey meinem Sohn, um das ganze Artilleriewesen in der guten Ordnung zu erhalten, in welcher ich es hinterließ. Eben so gab ich allen andern diejenige Lehren, welche ich für ihr Glück dienlich erachtete, und diejenige, welche einigen Widerwil-

len dagegen zu haben schienen, überführte ich, daß ich dabey vorzüglich auf die Nothwendigkeit Rücksicht genommen habe, welche sie bald oder spät nöthigen würde so zu handeln, wie ich ihnen vorgeschrieben hatte. Dies begleitete ich mit einem Compliment auf eine verbindliche Art, welche ihnen herzlich schien, so daß sie meinen Gründen nachgaben. Keiner hatte Ursache es zu bereuen.

Ich wollte jedoch nicht ganz ohne Sekretair seyn. Allein da ein Mann, welcher selbst nicht mehr in Staatsbedienungen stand, hiezu nicht mehr öffentlich angestellte Leute braucht, so wählte ich zween neue, für welche in einem von Staatssachen entledigten Cabinet die gegenwärtigen Denkwürdigkeiten eine der Hauptbeschäfftigungen waren.

Nachdem ich dies gethan, und alle Wünsche, Hoffnungen, Reue und Empfindlichkeit, die vielleicht ein andrer an meiner Stelle gehabt haben möchte, auf ewig begraben hatte, sagte ich dem Hof auf ewig Lebewohl; ich darf es wohl sagen, eben so kalt, als irgend einer, für den er nicht so lange Zeit der Schauplatz des Ruhms und des Glücks gewesen seyn mochte (13). Ich hatte durch Einen Streich einen König, meinen Wohlthäter und meine Stütze, mein Glück, meine Freunde und meine Günstlingschaft verloren. Dieser Verlust zieht für die, welche er betrifft, gewöhnlich so viele andre Ungemächlichkeiten nach sich, daß er ihnen endlich nur der kleinste Theil ihres Unglücks scheint. Wenn dieser Zuwachs von Unglück beynahe jederzeit — wie man denn nicht zweifeln kann — die Wirkung der besondern Feindschaften ist, so mußte dem Anschein nach demselben niemand mehr unterworfen seyn als ich. Indessen wird man doch in der Geschichte wenig Beyspiele von gefallenen Ministern und Günstlingen finden, die bey ihrem Sturz so sehr geschont, ja so sehr geehrt und

und geachtet wurden, als ich. Die öffentliche Gunst stellt sich bisweilen an den Platz der besondern, um diejenige zu unterstützen, welche blos unglücklich sind. Wenn sie kein hinlänglich starkes Gegengewicht ausmacht, um die Wagschale auf ihrer Seite sinken zu machen, so ist dies deswegen, weil diese vorgeblich unterdrückten doch noch einige schwache Seiten haben, wo man sie angreift, und wo ihre Vertheidigung erschwert wird. Denn anerkannte Rechtschaffenheit und Unschuld siegen immer über den Neid, selbst alsdann, wenn der Neid über sie zu siegen scheint. Meine Feinde (denn ich wage es diese Maxime auf mich anzuwenden) sättigten also nur den kleinsten Theil ihrer Wut gegen mich, weil ihr Sieg einer jener schimpflichen geglückten Streiche war, die man verborgen halten zu müssen glaubt, und deren Genuß nicht ganz ohne Stachel ist. Ihre Befriedigung hielt keinen redlichen Franzosen, dem jede Gelegenheit dem Andenken des hochseligen Königs seinen Tribut zu entrichten theuer war, ab, einen Mann mit Ehre zu überhäufen, der nichts mehr suchte, als im Stillen den Ort seines Exils zu erreichen. Ich wurde bey meiner Abreise von mehr als dreyhundert Reutern begleitet.

So lang ich gegenwärtig und in der Lage seyn würde, mich zu vertheidigen, erwartete ich freylich die hauptsächlichsten Angriffe, welche meine Feinde mir aufhoben, noch nicht. Der Neid ist eine Leidenschaft, welcher die Feigheit nicht weniger eigen ist, als die schändlichste Bosheit. Ich hatte mich daher jederzeit versehen, daß sie sehr begierig die Vortheile nutzen würden, welche meine Abwesenheit ihnen gewährte. In der That hatte ich auch kaum einige Tage in Sully zugebracht, als ich von allen Seiten Nachrichten erhielt, daß der Hof voll von Gerüchten sey, welche nicht

nur dahin abzweckten, den widrigsten Eindruck von meinem Benehmen in den öffentlichen Angelegenheiten hervorzubringen, sondern auch es so verdächtig zu machen, daß dadurch die Criminaluntersuchungen wenigstens einigen Anstrich bekommen sollten, durch welche mir meine Feinde nichts als Schimpf und Verdruß zu bereiten wünschten (14). Ich griff bey dieser Gelegenheit zu dem Entschluß, welchen meines Erachtens jeder kluge Mann ergreifen sollte, nämlich den Neid auf dem kürzesten Wege dadurch zu entwaffnen, daß ich durch öftere Zuschriften Ihre Majestäten abhielt, sich wider mich einnehmen zu lassen.

In dem ersten Schreiben, das ich besonders an den König und an die Königin schrieb, beklagte ich mich über die schlimme Absichten, die man gegen mich fasse. Ich erbot mich, mein Betragen durch Beweise jeder Art, und auf Verlangen selbst durch neue Dienste zu rechtfertigen; und nach den stärksten Versicherungen von Gehorsam, Treue und Unschuld, stellte ich Ihren Majestäten noch dreister vor: wenn Sie so überzeugt davon wären, als Sie mir zu glauben Ursache gegeben hätten, so würde ich dies daran wahrnehmen, wenn Sie die Gnade haben würden, Befehle zu Erfüllung der verschiedenen Versprechungen auszustellen, welche mir theils in Ansehung meiner Stellen, theils in Ansehung der mir vom König bewilligten Gratifikationen gemacht worden seyen. Denn das erste Stückchen, das mir meine Feinde spielten, hatte darinn bestanden, daß sie die Vollstreckung derselben erst zu verzögern und dann ganz zu vereiteln suchten. Sie waren nämlich an sich Beweise, welche zu stark für mich zeugten, als daß man sich getrauen konnte, etwas zu unternehmen, so lange sie bestånden. Eben dieser Grund bestimmte mich, auf ihre Erfüllung zu dringen.

Die

Die Antwort der Königin fiel so aus, wie ich sie nur wünschen konnte. Sie bezeugte mir darinn: meine vorigen Dienste und jetzigen Gesinnungen seyen dem König und Ihr so gut bekannt, daß nichts im Stand wäre, ihren Gesinnungen gegen mich den mindesten Eintrag zu thun. Sie habe noch nicht bemerkt, daß jemand sie zu ändern suche, in jedem Fall aber würden alle Bemühungen deswegen vergeblich seyn. Sie versicherte mich, daß es nicht die Wirkung irgend eines bösen Willens gegen mich, sondern des bloßen Zufalls sey, daß sich einige kleine Schwierigkeiten bey Erfüllung der zwischen dem König und mir geschehenen Uebereinkunft hervorgethan hätten; sie werde getreulich gehalten werden. Dieser Brief ist datirt vom 7. März dieses Jahrs.

Ich schrieb der Regentin gleich darauf einen noch viel längeren Brief, von dem ich hier ebenfalls Rechenschaft schuldig zu seyn glaube, weil das, was ich darinn von meiner Gemüthsstimmung sagte, wirklich dem Zustand entsprach, worinn ich mich befand, als ich aus dem Tumult der Geschäffte heraustrat. Ich fieng damit an, daß ich dieser Fürstin die erklärte Ergebenheit ins Gedächtniß zurückrief, die ich jederzeit gegen Ihre Person bezeugt hatte, und die Beweise, die ich davon seit — und selbst vor ihrer Vermählung an den Tag gelegt hatte; wobey ich gewisse Umstände erörterte, worinn ich mir von dem hochseligen König, ihrem Gemahl, den Vorwurf zugezogen hatte, daß ich auf ihrer Seite gegen Ihn wäre, in Dingen, wobey ich gleich gut für beyde zu arbeiten glaubte. Dies führte mich auf die Lobeserhebung der guten Eigenschaften der Regentin, auf welche ich die Meynung gründete, worinn ich nach diesem Brief zu stehen schien, daß sie keinen Theil an den Verfolgungen habe, die man gegen mich am Hof erregte.

Dieser Artikel, wegen dessen allein eigentlich der ganze Brief geschrieben wurde, war darinn sehr weitläuftig ausgeführt. Ich zeigte mich darinn vollkommen unterrichtet, sowohl von den nachtheiligen Reden, die man gegen mich am Hof in Umlauf brachte, als von den Hindernissen, die man unaufhörlich gegen die Beendigung meiner Angelegenheiten erregte, und von den Widerrechtlichkeiten, die man gegen mich in den Stellen zu erregen Lust hatte, welche man mir nicht hatte abnehmen können. Von den guten Gesinnungen, welche ich bey dieser Fürstin gegen mich nach ihren Reden und oft wiederholten Versicherungen voraussetzte, nahm ich das Recht her, ihr meine Klagen gegen diejenige vorzutragen, welche den guten Willen ihrer Majestäten gegen mich unnütz zu machen wußten. Ich bestand dabey vorzüglich auf der guten Behandlung, welche mir meine Nachgiebigkeit gegen Verfügungen verschaffen sollte, wobey ich mein Interesse dem Frieden aufgeopfert hatte, da mir doch nichts leichter gewesen wäre, als den Grund der ganzen Sache streitig zu machen. Die beynahe allgemein bekannte Gründe, aus welchen meine Gegner handelten, hätten mir nämlich jeden Vortheil über sie gegeben. Ich setzte hier summarisch die Hauptpuncte meiner Amtsführung auseinander, und einen Theil der Vortheile, welche meine Arbeit und meine Mühe dem Reich bis zum Jahr 1610 verschafft hatten, wo ich die Maaßregeln hatte umstürzen sehen, welche ich ergriffen hatte, um die Sache in ihrer ersten Lage zu erhalten. Ich überließ es der Zeit, zu zeigen, wem — meinen Feinden oder mir — das Reich die größte Verbindlichkeiten haben würde.

Ich versäumte nicht bey dieser Gelegenheit, mich in eine nähere Erörterung der scheinbarsten Beschuldigungen

gungen einzulassen, welche meine Feinde gegen mich ausbreiteten. Ich zeigte, wie lächerlich in ihrem Munde alle ihre Deklamationen gegen die Reichthümer seyen, die ich während meiner Günstlingschaft erworben hatte, da sie selbst mich insgeheim für einen sehr ungeschickten Mann hielten, weil ich die schönste Gelegenheit von der Welt so schlecht benutzt hätte. Sie zeigten vielmehr den festen Vorsatz, meinem Beyspiel nicht zu folgen. Da mir die engen Gränzen eines Briefs nicht erlaubten, mich auf einen vollständigen Beweis einzulassen, so schränkte ich mich hiebey darauf ein: die Regentin merken zu lassen, daß ich leicht beweisen könne, diese Güter, welche man mir vorwarf, seyen nichts als die Wirkung entweder einer guten Haushaltung oder der Geschenke eines allzu freygebigen Herrn, welcher die Bemühungen eines Ministers nicht unbelohnt lassen konnte, der sich unermüdet einer Arbeit unterzog, welche Surintendanten gewöhnlich nicht auf sich nehmen (15). Es sey genug, daß ich alles nur von meinem Herrn und nicht anders als auf dessen förmliche Nöthigung empfangen habe; was ich so deutlich beweisen könne, als die Anwendung, die ich davon gemacht habe. Ich fodere diejenige heraus, welche mir nachfolgen würden, es einst eben so zu halten. Endlich könne ich ohne Eitelkeit oder Verdruß sagen: daß ich alles Uebel, was sie jetzt mir zu thun geglaubt hätten, als wirklich dem Staat zugefügt ansehe. Ich hätte nie verlangt die Finanzverwaltung des Reichs fortzuführen, als wegen des Besten der Finanzen selbst. Und da ich zu Richtern meiner Handlungen nur Ihre Majestäten selbst und Ihre Billigkeit haben müßte, welche mir gegen meine Feinde keinen Weg der Gerechtigkeit zu versperren geruheten, so könne mir die Ruhe, die ich jetzt genüßen würde, nichts gefährliches scheinen. Ich hätte im Gegentheil Ur-

sache

sache sie um so süßer zu finden, da sie anfange sich für mein Alter zu schicken, und durch keinen Vorwurf noch Gewissensbisse gestört werde.

Am Schluß dieses Briefs, welcher hin und wieder voll von Diensterbietungen, Versicherungen meiner Treue und allen Zeichen von schuldigem Respekt und Gehorsam gegen die Königin war, zeigte ich ihr an: daß ich nicht nach meiner Befehlshaberschaft, wohin Geschäffte mich riefen, abgehen würde, ohne sie davon zu benachrichtigen und ihre Befehle zu vernehmen. Wenn sie glaube, daß ich ihr bey der Versammlung der Protestanten zu Chatelleraut, wozu ich eingeladen war, nützlich seyn könnte, so würde ich mich mit eben der Neigung, ihr zu dienen, dabey einfinden, als ich dem hochseligen König daselbst gedient hätte. Dies war ohngefähr der Inhalt dieses sehr langen Briefs, auf welchen die Regentin durch einen andern vom 24. April antwortete, ohngefähr in denselben Ausdrücken, wie sie auf den vorhergehenden geantwortet hatte. Sie stellte mir frey nach Poitou oder zu der Religionsversammlung zu gehen. Bey dieser sollte ich mich betragen, wie ich es für dienlich erachten würde; indem ich besser als jeder andere wüßte — dies sind ihre eignen Worte — wie nützlich ich dem König an diesen beyden Orten werden könnte.

Was mich aber vollends ganz gegen alle Unfälle sicher stellte, war: daß die Königin, welche öffentlich zeigen wollte, daß alle Bemühungen meiner Feinde ihre Gesinnungen gegen mich nicht verändert, sondern sie vielmehr immer mehr darinn bestärkt hätten, eine beträchtliche Gehaltszulage bewilligte, worüber mir das Dekret in weniger als Monatsfrist nach dem Datum ihres letzten Briefs ausgefertigt wurde. Diese

Zulage

Zulage beträgt vier und zwanzigtausend Livres, so daß mein Gehalt sich von dieser Zeit an auf acht und vierzigtausend vierhundert Livres belief. Das Dekret besagte: sie fange vom ersten Jenner des gegenwärtigen Jahrs (ob es schon vom 20. May datirt war) und Se. Majestät hätten erachtet mir sie bewilligen zu müssen, sowohl aus Erkänntlichkeit für die Dienste, welche ich dem König erzeigt hätte, und welche darinn mit den Beywörtern „groß, getreu, angenehm und lobenswerth" beehrt wurden, als um mir Mittel zu geben, sie noch fortzusetzen.

Ich halte mich um nichts wenig für verbunden, hier den Beweis von denjenigen Artikeln des vorhergehenden Briefs beyzubringen, der mein Vermögen betrift. Ein Finanzoberaufseher und jeder Privatmann, der die königlichen Gelder unter den Händen hat, wird eben dadurch dem Publikum wegen aller seiner Handlungen verantwortlich. Ich wünschte sogar von meinen geheimsten Gedanken Rechenschaft ablegen zu können, weil ich mich jederzeit beflissen habe sie so einzurichten, daß, wenn sie bekannt würden, sie nicht nur keine Gelegenheit gegen mich geben könnten — was eine unerläßliche Pflicht für alle Menschen ist — sondern daß sie auch gewissermaßen würdig werden könnten denen zum Muster zu dienen, welche sich nach mir in dem Fall befinden würden, gleiche Verbindlichkeiten auf sich zu haben. Glücklich, wenn ich hoffen dürfte, daß dieß Muster einst durch ein anderes noch vollkommneres überflüßig gemacht werden würde! Ich will also nach dem Plan, den ich weiter oben angefangen habe, fortfahren hier einen so genauen Begriff von dem Zustand meiner häuslichen Angelegenheiten zu geben, daß jedermann dadurch überzeugt seyn kann, sie so gut als ich selbst zu kennen. Um meinen Lesern

die Mühe zu ersparen, daß sie den Zusammenhang einer unterbrochnen Rechnung allzuweit auseinander zusammensuchen müßten, und damit sie vielmehr alles mit einem Blick übersehen können, werde ich keinen Anstand nehmen, alles das noch einmal aufzuzählen, was ich an verschiedenen Stellen dieser Denkwürdigkeiten zerstreut, bemerkt habe. Ich mache mit einer genauen Angabe meines ganzen Vermögens den Anfang, nach der Zeit-Ordnung, worinn ich die Stellen erhielt, welche mir den grösten Theil desselben verschaft haben (16).

Zuerst wurde ich durch Heinrich den Großen zur Zeit, da er nur erst König von Navarra war, mit der Stelle seines wirklichen Kammerherrn und eines Raths von Navarra bekleidet, wovon der Gehalt zusammen zweytausend Livres betrug. Die eines Staats-Raths, welche dieser Herrn, als er König von Frankreich worden war, noch hinzufügte, hatte gleichen Gehalt. Dieser wurde nebst einer Pension von dreytausend sechshundert Livres für mich in Rechnung gebracht. Die Summe, wozu sich mein Einkommen vermehrt hatte, war also fünftausend sechshundert Livres. Der Ertrag meiner Compagnie Gens d'Armes war viertausend Livres. Da mir der König nachher zwey Dekrete hatte ausfertigen lassen, eines als Parlaments-Rath ohne Gehalt, und das andere als Finanz-Rath, so erhielten meine Pnesionen bey dieser Gelegenheit einen Zuwachs von dreytausend sechshund Livres. Als Se. Majestät geruhten die Gratificationen, Pensionen, Geschenke und so weiter, die ich als Oberaufseher der Finanzen haben sollte, auf eine sich stets gleichbleibende und alles zusammen unter einem Artikel begreifende Summe zu setzen, so machte diese Summe, welche zwanzigtausend Thaler betrug, einen Zuwachs von

von zehntausend achthundert Livres jährlichen Einkommens für mich. Setzen wir hiezu den Ertrag aller meiner andern Stellen und Würden. Die Stelle eines Oberweginspectors von Frankreich und eines Provinzial Weginspectors von Isle — de — France brachte mir zehntausend Livres. Die Generalfeldzeugmeister-Stelle mit Inbegriff der damit verbündenen Gagen, Emolumente, Vortheile und Pensionen — vier und zwanzigtausend Livres, die Befehlshaberschaft von Poitou, die Oberaufsicht über das Bauwesen, das Festungswesen, die Brücken und so weiter habe ich jederzeit zusammen angeschlagen auf achtzehntausend Livres. Die Befehlshaberschaften von Mantes und Gergeau auf zwölftausend. Die Compagnie Gens d'Armes der Königin, wovon ich Capitain Lieutenant war fünftausend, die Schloßhauptmannschaft von der Bastille zweytausend zweyhundert. Alle diese Artikel zusammen machen die Summe von sieben und neunzigtausend zweyhundert Livres jährlichen Einkommens.

Dies war es, was ich bereits oben angemerkt hatte. Folgendes muß man noch hinzu setzen. Fünf- und vierzig tausend Livres von Kirchengütern. Denn Seine Heiligkeit fand es so wenig unrecht, daß ich dieselbe unter dem geborgten Nahmen einiger Geistlichen genoß, daß Sie vielmehr die Bullen dazu gewöhnlich gratis ausfertigen ließen, wenn sie wußten, daß Abteyen, um deren Collation man bat, für mich waren. Ich verlor nichts von diesem Einkommen als es ausgemacht war, daß man alle geistlichen Güter den Protestanten aus den Händen nehmen wolle. Denn die Bullen der Päbste, welche diese Verfügung enthielten, erlaubten, den Geistlichen, denen sie conferirt wurden, einen Ersatz dafür zu geben, welcher bisweilen das Aequivalent überstieg. Ein andrer

Artikel ist der meines eignen Vermögens an Grundstücken und anderm, welche ich richtig zu schätzen glaube, wenn ich sie auf sechszigtausend Livres Einkünfte ansetze. Diese zwo letzten Summen zu den sieben und neunzigtausend zweyhundert geschlagen, giebt ein ganzes von zweymahl hundert, zweytausend und zweyhundert Livres, worinn mein jährliches Einkommen bestand.

Ich komme mit der Erläuterung zuvor, welche man von mir über den Artikel von den zwanzigtausend Thalern an Grundstücken verlangen könnte, und bitte zuerst sich an jene Art von Vertrag zu erinnern, welchen der König 1601. mit mir machte und durch welchen dieser Herr, der mich durch meine Gnadengeschenke und gewöhnlichen Pensionen noch nicht hinlänglich für alle die Mühe belohnt hielt, welche ich auf seinen Dienst verwendete und welcher eben so sehr, als ich, befürchtete: alles was er mir von Zeit zu Zeit an ausserordentlichen Gratificationen zu verwilligen geneigt war, für die Folge durch das Ansehen von Verschwendung, welche diese Art zu beschenken hat, und durch die Verwirrung, welche sie in der Rechnung derer macht, welche sie empfangen, von übeln Folgen seyn möchte, abermals seine ausserordentlichen Geschenke und Gratificationen auf eine neue Summe von jährlichen extraordinären sechszigtausend Livres festsetzte, welche mir für alles das gelten sollten, was ich von der blosen Güte seiner Majestät zu erwarten hätte; worüber mir ein Patent ausgefertigt wurde, damit mir diese ganz Frankreich bekannte Schenkung nicht einst vorgeworfen werden könnte. Ich habe acht Jahre diese ausserordentliche Gratificationen genossen, also einen Belauf von viermahlhundert und achtzigtausend Livres, deren ich mich nach der Absicht dieses Herrn bediente, die im folgenden genannte Acquisitionen zu machen.

Glei-

Gleichen Gebrauch machte ich von einer Summe von fünfmal hundert und dreysigtausend Livres, welche aus nachfolgenden Geld-Artikeln bestund, die ich so empfieng, daß sie der Herausgabe unterworfen sind: Zweymahl hunderttausend Livres von der Vermählung meines Sohns; hunderttausend von dem Vermögen meiner Gemahlin; hunderttausend von La Borde empfangen; eben so viel von Herrn von Schomberg und dreysigtausend von einem Geschenk, das Se. Majestät meinem Sohn D'Orval (17) machte. Diese zwo Summen, sage ich, welche zusammen eine Million und zehntausend Livres machen, wurden von mir folgendermaßen verwendet.

Ich kaufte eine Hälfte von dem Gute Rosny für zweymahl hundert und zehntausend Livres. Das Gut Dourdan, das ich von Sancy kaufte, welcher es von den Schweizern hatte, kostete mich ausser dem Geld, das mir Sancy schuldig war, noch hunderttausend Livres baar; das von Baugy hundert und zwanzigtausend. Ich bekam Sully von den Herzog De la Tremouille für vierhundert und funfzigtausend, und Villebon gerichtlich für vierhunderttausend Livres. Die drey Contracte, welche ich mit dem Herzog von Nevers schloß, betragen zweymahl hundert und zehntausend Livres, nehmlich Montrand hunderttausend, La Chapelle sechs und funfzigtausend, und Heinrichemont vier und zwanzigtausend. Endlich erkaufte ich auch von den Herrn Herzog von Montpensier, das Gut Chatelet für sechzigtausend Livres, das von Euland, gerichtlich, für acht und achtzigtausend, und das von des-Is-en-Beauce für fünf und siebenzigtausend. Die Summe von allen diesen Acquisitionen, welche eilfmahl hundert und neunzehntausend Livres beträgt, überstieg, wie man sieht das Ganze der beyden oben angegebenen Einnahmen um hundert und neuntau-

send Livres. Diese Summe mußte also von den nachstehenden Artikeln genommen werden. Denn ich will zur gänzlichen Befriedigung der Leser diese ausführliche Angabe so weit treiben, ihm auch das darzu legen, was er nicht von mir verlangen könnte, indem es gewissermaßen auser dem Kreis meines gegenwärtigen Gegenstandes liegt, nemlich die verschiedene Summen welche ich nach dem Tod des Königs, an Ersatz für meine Stellen, als Wohlthaten des regierenden Königs und an andern Effecten erhielt. Ich will davon bis auf die Zeit Rechenschaft geben, da ich mich entschloß, beynahe nichts mehr von allen den Stellen zu behalten, welche ich besessen hatte.

Die dreymahl hunderttausend Livres, worüber mir Se. Majestät ein Patent hatten ausfertigen lassen, waren zugleich ein Geschenk dieses Herrn, und eine Art von Ersatz für die Finanz-Ober-Aufsicht und die Befehlshaberschaft in der Bastille, die ich in seine Hände niederlegte. Er gab mir sechszigtausend Livres für meine Compagnie Gens d'Armes der Königin, wofür ich zweymahl hunderttausend ausgeschlagen hatte. Ich verglich mich mit Fourcy wegen der Oberbauinspection auf funfzigtausend, welches der Preiß war, zu dem sie Se. Majestät anschlug. Ich hatte die doppelte Summe ausgeschlagen. Man bot mir dreymahl hunderttausend Livres für meine Befehlshaberschaft in Poitou an. Ich trat sie Rohan, welcher die Genehmigung des Königs dazu erhalten hatte, für zweymal hunderttausend ab. Auf eben die Art verlohr ich hunderttausend Livres an den Stellen eines Oberweginspectors und eines Erbcapitains über die Canäle und Flußschiffarth u. s. w. Die Cassiere von Frankreich bezahlten mir nicht mehr als hundert und funfzigtausend Livres dafür. Se. Majestät ließen mir eben-

ebenfalls hundert und funfzigtausend Livres für das Gut Dourdan wiedererstatten, auch diente ich noch dem Herrn Prinzen mit dem Gut Villeban, wofür er mir hundert und funfzigtausend Livres versprach, die er mir nachher auch wirklich bezahlte. Ich bestimmte diese zwo letzten Summen zur Ausstattung meiner jüngsten Tochter, die schwerer anzubringen war als ihre älteste Schwester. Ich setze zu diesen Summen noch die, welche mir meine geistliche Beneficien einbrachten. Denn ich dachte, daß es mir nicht weniger erlaubt wäre, Geld davon zu ziehen, als den Geistlichen, welche mir sie abkauften, mir welches dafür zu geben, und dem Papst, es zu erlauben, wie er durch seine Bullen that. Ich nahm also ohne Umstände eine Indulgenz von achtzigtausend Livres von einem Abbé, den der Herr Prinz wegen meiner Abtey Coulons an mich schickte. Bethune, welcher so wie sein Sohn der scrupulöseste Catholik war, den ich je gesehen habe, nahm von mir unter dem Schatten der Bullen die Abtey Du Jaro für vierzigtausend, ein Abbé von den Freunden des Herzogs von Rohan, die von L'Or zu Poitiers für siebenzigtausend, und L'Argentier Vaucemain oder vielmehr sein Sohn die von Absie für funfzigtausend. Alle diese Summen zusammen, machen dreyzehnmahl hunderttausend Livres. Nun auch die Anwendung, die ich davon machte.

Ich kaufte vom Herrn von Lavardin das Gut Montricourt und von Herrn Palliers das von Caussade, für hundert und sechszigtausend Livres beyde. Da meine jüngste Tochter (18) wie ich schon angemerkt habe, ein wenig voraus haben mußte, um wegen einiger Unbequemlichkeiten eine schickliche Parthie zu finden, so gab ich ihr, indem ich sie an den Herrn von Mirepoix vermählte, viermahl hundert und funfzig-

tausend baar mit. Die andern Kosten, Meublen und besonders der Schmuck, was ich bey dieser Vermählung aufwendete, machen auch noch einen Artikel von mehr als funfzigtausend. Ich rechne für alles fünfmahl hunderttausend Livres, und will nur im Vorbeygehen sagen, was übrigens jedermann bekannt ist, daß eine väterliche Zärtlichkeit, die sich durch so wenig zweydeutige Zeichen bewies, von Seiten der Tochter so, wie von dem Tochtermann, mit nichts als einer ausgezeichneten Undankbarkeit belohnt wurde. Ich habe einigen Städten und besonders denen von La Rochelle mehr als zweymahl hundert und funfzigtausend Livres geliehen, um welche die Belagerung und Einnahme dieser Stadt und die Religionskriege mich beynahe ganz brachten. Was ich verschiedenemale dem Marquis von Rosny geliehen oder an Schulden für ihn bezahlt habe, beläuft sich wenigstens auf dreymahl hunderttausend Livres. Die Einkünfte, welche ich mir in Languedoc und Guyenne durch die Registraturgelder und Renten machte, welche ich daselbst ankaufte, haben mich an baarem Geld ein Capital von viermahl hunderttausend Livres, und das Haus, welches ich in Paris kaufte zweymal hundert und zwanzigtausend gekostet. Endlich indem ich mein Verzeichniß von Ausgaben für Gebäude und andre Werke, Meublen, Reisekosten und anderes dergleichen durchrechne, finde ich ein Kapital von siebenmahlhunderttausend Livres. Die Summe von allen diesen Artikeln beträgt zwey Millionen, fünfmahl hundert und dreyssigtausend Livres. Sie übersteigt also das Total von der vorherstehenden Einnahme um zwölfmahl hundert und dreyssigtausend Pfund. Die folgenden Artikel werden angeben, woher dieser Ueberschuß genommen wurde.

Man konnte beynahe vom Anfang dieser Memoiren bemerken, wie sehr ich mich der Oekonomie befliß, so daß ich sie bis auf einen Artikel erstreckte, den man sonst als natürlich ausgeschlossen davon ansieht. Ich dehnte sie bis auf die militairischen Vortheile aus, die man theils durch Gefangene theils durch das Lösegeld oder die Plünderung mit Sturm eroberter Städte und bey andern Gelegenheiten dieser Art erhält, und welche hier weitläuftig anzuführen unnöthig ist. Bey dem Frieden von Vervins fand ich, daß alle diese Vortheile, welche einzeln so gering sind, daß man sie fast keiner Aufmerksamkeit würdigt, dennoch eine Summe von ohngefähr hunderttausend Livres für mich ausmachten. Der Savoische Krieg kam darauf, der mir für meinen Antheil als Generalfeldzeugmeister an denen dem Feind abgenommenen Kanonen, Waffen, Munition u. s. w. doppelt so viel eintrug. Dies sind also erstlich dreymahl hunderttausend Livres hievon. Ich finde eben so viel, wenn ich den Werth von allen den Geschenken zusammen rechne, die mir bey verschiedenen Gelegenheiten gemacht wurden; ich rede nur von denen, die ich als öffentliche Person und bey Gelegenheiten erhielt, wo es nicht schicklich gewesen wäre, sie auszuschlagen, wie bey meinen Gesandschaften und Unterhandlungen, bey der Vermählung des Königs von Seiten der Königin und des Großherzogs; von dem Herzog von Lothringen und Madame bey der Vermählungsfeyer dieser Prinzeßin; an jedem Neuen Jahrstag von Ihren Majestäten und der Königin Margaretha. Es wäre lächerlich gewesen, gegen diese und einige andere ähnliche Geschenke die Delicatesse zu beweisen, die ich gegen alle diejenige bewies, welche man mir aus irgend einem eigennützigen Beweggrund machen wollte. Indeßen muß ich doch sagen,

 daß

daß ich so scrupulös war, nichts auf diese Art annehmen zu wollen, ohne daß die geschenkte Sache in einem Gnadenbrief angegeben war. Einen solchen bat ich Se. Majestät mir über jedes dieser Geschenke ausfertigen zu lassen. Obschon sie in Schmuck und Edelsteinen bestanden, beliefen sie sich dennoch auf eine Summe von hunderttausend Thalern. Ich verkaufte das Gut Dourdan wieder für hundert und funfzigtausend Livres noch vor der gedachten Festsetzung meiner Gratificationen auf zwanzigtausend Thaler, die erst seit 1601. bestand. Der hochselige König, der nur sein großes Herz und die Freundschaft hörte, womit er mich beehrte, machte mir noch verschiedene andere Geschenke, für deren Anführung bis jetzt noch nicht der Ort war, und die ich jedoch nicht unter zweymahlhunderttausend Livres schätze. Endlich, seit mein jährliches Einkommen so beträchtlich worden war, als man es hier gesehen hat, ist es nicht zu verwundern, daß die Maxime, die ich stets befolgte: man müsse nie sein Einkommen ganz verbrauchen, mir nach Verfluß einiger Jahre eine ziemlich beträchtliche Summe abwarf. Wenn man diese nach Abzug aller meiner häuslichen Ausgaben auf dreymahl hunderttausend Livres setzt, so wird sie mit den vier vorhergehenden ohngefehr die von zwölfmahl hundert und einigen tausend Livres, die wir suchten, ausmachen; und dieß wird eine vollkommene Gleichheit zwischen Einnahme und Ausgabe bringen. Ich halte es für unnöthig, zu wiederholen, was ich sonst von dem laufenden Aufwand meines Hauses gesagt haben mag.

Was ich von den Gütereinrichtungen und den Vergleichen, die ich mit dem Herrn Prinzen traf, jetzt beybringen werde, geschieht blos zur Befriedigung der

Neu-

Neugierde. Ich wollte es aber nicht weglassen, weil ich es thun kann, ohne mich von meiner gegenwärtigen Materie zu entfernen. Als der Religionskrieg unter der neuen Regierung wieder ausbrach, ließ mir der Herr Prinz, welcher mich aus seinen Befehlshaberschaften zu entfernen suchte, wo ich sehr schöne Güter und selbst einige ziemlich starke Häuser hatte, vorschlagen, sie alle an ihn zu verkaufen. Ich befürchtete, wenn ich es ihm abschlüge, möchte die Zeit und der Krieg ihm einen doppelten Vorwand an die Hand geben, mich daraus zu verjagen, welchen die Gewalt gültig gemacht hätte. Ich wußte, daß seine Anschläge nicht wenig zu dem Entschluß beygetragen hatten, den man gegen uns gefaßt hatte, und man benachrichtigte mich, daß er es noch schlimmer mit mir zu machen gedächte. Ich befriedigte ihn also mit den Gütern Villeban, Montrond, Orval, Culand und Chatelet um so lieber als er mir noch bey allem dem mehr dafür bieten ließ, als sie mich gekostet hatten und als sie wirklich werth waren. Der Contract wurde also auf zwölfmahl hunderttausend Livres für diese fünf Güter unter uns abgeschlossen; was freylich nicht baares Geld war. Allein es kostete mich nicht viel, noch einige Zeit zu warten, bis dem Herrn Prinzen zu bezahlen gelegen seyn würde.

Was ich nicht erwartete, ist dies, daß der Prinz nach einiger Zeit um durch ein leichtes Mittel das Capital und die Zinsen auf einmal abzutragen, darauf verfiel: den König um die Confiscation meiner Güter zu bitten. Ein Verfahren das der Krieg damals sehr gewöhnlich machte. Seine Majestät erzeigten mir damals die Gnade, sich bey dieser Gelegenheit meiner noch

 zu

zu erinnern und mit einer Art von Entsetzen ein so niederträchtiges Gesuch zu verwersen.

Der Friede kam hierüber zu Stande und der Herr Prinz sah sich denn doch genöthigt, mit mir zu rechnen. Sein Appetit hatte sich nun auch noch auf das Gut Baugy erstreckt, das ich ihm ebenfalls so wie alle andern abtreten mußte, damit ich von keiner Seite sein Nachbar seyn möchte. Das Gut Villebon aber war ihm entleidet; er gab mir es also zurück, und fügte das von Muret, welches ehemals eine Johanne von Bethune besessen hatte, hinzu als Aequivalent für jenes Gut, das er sehr heftig wünschte. Man fand, daß der Tausch nicht unvortheilhaft für mich wäre und da diese Art durch Tausch zu bezahlen, diesem Prinzen gefallen hatte, so trat er mir noch folgende, eines nach dem andern für den Werth seiner mit mir geschloßnen Contracte ab: Nogent, Montigny, Chanrond, Vitray, das Marquisat Conty, Breteuil, Francatel und La Falaise, welche dieselben Rechte hatten, wie meine ausgetauschten Güter. Von diesen war in meinen Augen das Hauptsächlichste das, daß mich ein königliches Patent berechtigte, sie ein Gut zu nennen, das ich von den Geschenken und durch eine förmliche Verfügung des Königs meines Herrn besitze (19). So kam ich denn aus dem Proceß mit dem Herrn Prinzen.

Uebrigens war es eine doppelte Ungerechtigkeit von ihm, daß er mich durch Confiskation um mein Vermögen zu bringen suchte. Ich habe seit dem Tod des Königs sehr unglückliche Zeiten gesehen. Mein Herz wurde empfindlich von dem Krieg gerührt, den ich gegen meine Religionsverwandte sich entflammen sah. Tausend Gründe, daran Theil zu nehmen,

stell-

stellten sich mir dar, wenn ich nur ein wenig gestimmt gewesen wäre, mich selbst zu betäuben. Aber muthig widerstand ich diesem Reiz, und gab dem König keine Ursache, mich als Empörer oder Anhänger von Empörern zu betrachten. Pünktlich gehorchte ich jedem Befehl Seiner Majestät und verfügte mich jedesmal zu ihm, wenn er es zu wünschen schien. Kurz ich habe das Glück gehabt, mein ganzes Leben hindurch den Versprechungen gegen den König meinen Wohlthäter so sehr als den Pflichten eines guten Bürgers getreu geblieben zu seyn.

Dreyßigstes Buch.

Das politische Projekt Heinrichs IV. gewöhnlich „sein großer Entwurf“ genannt.

Da in diesem ganzen Buch nur von Entwürfen und politischen Projekten die Rede seyn soll, welche die Regierung von Frankreich und von ganz Europa betreffen; so glaube ich es füglich mit Betrachtungen über diese ganze Monarchie überhaupt und selbst über das Römische Reich anfangen zu können, aus dessen Trümmern sie bekanntlich, so wie alle andern Mächte, welche gegenwärtig die christliche Welt ausmachen, entsprungen ist.

Wenn man sich alle Zustände vorstellt, welche Rom seit seinem Stiftungsjahr (1) dem Jahr der Welt 3064. durchlief, seine Kindheit, seine Jugend, sein Mannesalter, seine Hinfälligkeit, seinen Verfall und endlich seinen Einsturz; so führen diese Abwechslungen, die es mit den vorhergegangenen Monarchien gemein hatte, beynahe auf den Glauben: daß die Zeit mit den Reichen, eben so wie mit andern Dingen in der Natur, spiele und schalte. Vielleicht würde man, wenn man diese Idee weiter verfolgte, sogar entdecken, daß der Lauf derselben durch eine außerordentliche Bewegung gestört wird, die man ohne Anstand epidemische Krankheiten nennen kann. Dadurch wird sehr oft ihre Auflösung beschleunigt. Eine durch diese Entdeckung

deckung erleichterte Heilung derselben würde sie wenigstens aus einigen jener gefährlichen Krisen retten können.

Wollten wir uns aber mehr an natürliche und in die Sinne fallende Ursachen von dem Verfall dieses so ungeheuern und furchtbaren Reichs halten, so werden wir sie bald in der Veränderung derjenigen Gesetze und Sitten auffinden können, denen es sein Wachsthum zu danken hatte; in dem Luxus, der Habsucht, dem Ehrgeiz, und endlich in einem andern Beweggrund, dessen Wirkung durchaus durch keine menschliche Klugheit gehemmt werden konnte, in dem Einbruch jener Völkerfluthen von Barbaren, Gothen, Wenden, Hunnen, Heruler, Rugier, Langobarden ꝛc., die es nach einander, und oft alle zugleich, so heftig erschütterten, daß der Koloß endlich zusammenstürzte. Dreymal wurde Rom durch diese Barbaren geplündert (2): im Jahr 414 unter Honorius durch den Gothenkönig Alarich; 459 unter Marcian durch den Wendenkönig Genserich; und 546 unter Justinian durch Totila und die Hunnen. Wenn es aber wahr ist, daß damals diese Stadt nichts mehr als ein Schatten von dem war, was sie gewesen war, wenn man sie schon als der Herrschaft der Welt entsetzt ansehen muß, da Schwachheit und Mißbräuche ihrer Regierung diesen Erfolg nicht mehr blos als unvermeidlich, sondern auch als ganz nahe und zum Theil als schon geschehen betrachten ließ; so könnte die Epoche ihres Verfalls weit über die Regierung Valentinians des III. hinauf gesetzt werden, dem man noch eine Gnade erzeigt, wenn man ihn den letzten Occidentalischen Kaiser nennt (3), indem schon mehrere der Kaiser, auf die er erst folgte, im Grund nichts als Tyrannen gewesen waren, welche dies Reich unter sich zerrissen, und die Stücke davon in die Hände der Barbaren fallen ließen, welche durch

ihre

ihrer Eroberungen ein eben so gutes Recht darauf hatten.

Der Stadt Rom leuchteten indessen doch noch von Zeit zu Zeit einige Strahlen von Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung. Der auffallendste war die Regierung des großen Konstantins, dessen Siege diesem ganzen Körper wieder Ein Haupt gaben. Er wirkte aber, ohne daran zu denken, für die Zerstörung eines Werks, das ihn so viel gekostet hatte, selbst weit mehr als all das schlechte Benehmen seiner Vorgänger, in so fern er darauf verfiel: alle Rechte Roms auf sein neues Konstantinopel überzutragen. Ganz unheilbar machte er dies Versehen vollends dadurch, daß er sein Reich unter seine drey Söhne gleich vertheilte. Theodosius, der sich glücklicherweise, oder durch seine große Tapferkeit, in demselben Fall, wie Konstantin, befand, hätte vielleicht nicht denselben Fehler begangen, hätte ihn nicht das böse Beyspiel verführt. Aus Einem Reich zwang ihn die Noth zwey zu machen. Arkadius erhielt den Orient, Honorius den Occident, und von dieser Zeit an war weder Hoffnung noch Gelegenheit zur Wiedervereinigung.

Da in der natürlichen Ordnung der Dinge die Zerstörung des einen zur Hervorbringung des andern oder mehrerer dient, so entstanden, so wie die entferntern Theile des Occidentalischen Reichs sich davon losmachten, aus diesen Königreiche, welche jedoch nicht sogleich diesen Namen führten. Unstreitig das älteste von allen — denn man kann seinen Ursprung in das achte Jahr der Regierung des Honorius setzen — ist das, welches in Gallien durch die Franken gestiftet wurde. Diese hatten ihren Namen von der Provinz Franken, woher die Gallier aus der Gegend um die Mosel sie riefen, um ihnen zu ihrer Befreyung von

der

der Bedrückung der römischen Heere behülflich zu seyn. Da diese Franken oder Franzosen denjenigen König zu nennen pflegten, den sie zu ihrem Befehlshaber erwählt hatten, so ist es, wenn auch der erste und zweyte dieser Anführer diesen Titel nicht geführt haben sollten, doch wenigstens von dem dritten, Merováus, gewiß; noch gewisser von dem fünften, Clodwig (4). Einige von ihnen, z. B. Pipin und Karl Martel, denen man ihn nicht ohne Ungerechtigkeit verweigern kann, haben ihn mit solchem Ruhm behauptet, daß Karl der Große, ihr würdiger Erbe, es so weit brachte, in Gallien ein, freylich unvollkommenes, Nachbild des damals erloschenen abendländischen Kaiserthums wiederaufleben zu machen. Ein Vorzug, zu welchem natürlich eine unendliche Menge kriegerischer Bewohner und eine große Fruchtbarkeit an allen menschlichen Bedürfnissen, nebst einer außerordentlichen Bequemlichkeit zur Handlung das ihrige reichlich beytrugen, indem Frankreichs Lage es zum Mittelpunkt von den vier vorzüglichsten christlichen Reichen, von Deutschland nämlich, Italien, Spanien und Großbrittannien nebst den Niederlanden, machte.

Ein Wort von jedem der drey Stämme, aus denen die Reihe unsrer Könige besteht. In dem ersten sehe ich nur Merováus, Clodwig I und Chlothar II; und in dem andern Karl Martel, Pipin den Kurzen und Karl den Großen über die andern Könige erhaben. Diese sechs von den fünf und dreyßig, die man in den beyden ersten Stämmen zählt, abgerechnet, waren die andern alle durch ihre Laster oder ihre Unfähigkeit schlechte Könige. Unter ihnen kann man noch Sigebert und Dagobert wegen einiger guten Eigenschaften, und Ludwig den Frommen wegen einer großen Andacht auszeichnen, welche jedoch zu nichts anderm ausschlug,

als

als daß er in einem Kloster den Verlust seiner Freyheit und seines Reichs und des Kaiserthums zu beseufzen hatte.

Nachdem dieser Karolingische Stamm dunkel regiert und eben so dunkel geendigt hatte, kam die Krone an den dritten, dessen vier erste Könige meiner Meynung nach vollkommene Muster einer guten und weisen Regierung sind. Das Reich, das sie zu regieren bekamen, hatte viel von seinem ersten Glanz verloren, weil es von der unermeßlichen Ausdehnung, die es unter Karl dem Großen gehabt hatte, ungefähr in seine jetzige Gränzen eingeschränkt worden war, mit dem Unterschied, daß, wenn sie den Gedanken gehabt hätten, es wieder herzustellen, die unterdessen eingeführte Regierungsform ihnen kein Mittel dazu übrig ließ, indem diese sie von den Großen und dem Volk abhängig machte, welche im Besitz des Reichs waren, ihre Könige zu wählen und zu meistern. Die Partie, die sie ergriffen, war: die willkührliche Gewalt zum Stillschweigen zu verurtheilen, und an ihrer Stelle die Billigkeit herrschen zu lassen, eine Art Herrschaft, welche noch nie Neid erregte. Nichts ward mehr ohne Zuziehung der Großen und der vornehmsten Städte vorgenommen; und beynahe jederzeit nur nach der Entscheidung der Ständeversammlung. Ein so gemäßigtes Verfahren schnitt alle Ränke ab, und erstickte jede Art von Complots, die jederzeit für den Fürsten oder für den Staat nachtheilig ausfallen. Ordnung, Häuslichkeit, Auszeichnung des Verdiensts, genaue Rechtspflege, alle Tugenden, die man in einem Familienhaupt sucht, charakterisirten diese neue Regierung, und bewirkten — was man noch nie sah, vielleicht auch nie wieder sehen wird — einen Frieden von hundert zwey und zwanzig Jahren nach einander. Was diese Fürsten für sich selbst noch besonders dabey gewan-

gewannen, und was das ganze Ansehen des Salischen Gesetzes an sich ihnen nicht hätte geben können, war die Einführung der Erblichkeit der Krone in ihrem Haus. Sie mußten zu dem Ende noch die Vorsicht brauchen, ihre älteste Söhne nicht eher zu ihren Nachfolgern zu erklären, bis sie bescheiden um die Beystimmung ihres Volks angesucht, eine Art von Wahl vorausgehen und sie gewöhnlich noch bey ihrem Leben salben und neben sich auf den Thron hatten sitzen lassen.

Philipp II, welchen sein Vater Ludwig VII ebenfalls salben und mit sich regieren ließ, war der erste, der von dieser Verfahrungsart zwischen den Fürsten und seinem Volk, abgieng. Mehrere über Fremde und auch über seine eignen Unterthanen davon getragene Siege, welche ihm den Beynamen Augustus erwarben, dienten ihm dazu, sich einen Weg zur unumschränkten Gewalt zu bahnen. Eben diese Idee drückte sich nachher dem Geist seiner Nachfolger, mit Hülfe der Günstlinge, Minister und vornehmsten Kriegsbedienten so tief ein, daß sie einen Streich der tiefsten Politik zu machen glaubten, indem sie sich nichts mehr angelegen seyn ließen, als Maximen zu zerstören, deren Nützlichkeit für das allgemeine und besondere Beste erst durch die Erfahrung so gut bestätigt worden war. Die unglücklichen Folgen fürchteten oder sahen sie vielleicht gar nicht einmal voraus, welche eine Unternehmung dieser Art gegen eine Nation, deren Abgott ihre Freyheit ist, haben konnte und nothwendig haben mußte (5). Dies hätten sie leicht aus den Mitteln sehen können, zu welchen das Volk alsbald griff, um sich einem Joch zu entziehen, womit es sich bedroht sah. Nie erhielt man von ihm mehr als jene Art von erzwungenem Gehorsam, welche um so gieriger nach jedem Mittel ungehorsam zu seyn greifen lehrt.

 Daher

Daher tausend grausame Kriege. Der, welcher Frankreich den Engländern zur Beute werden ließ; die, welche man mit Italien, Burgund, Spanien führte, können einzig den bürgerlichen Uneinigkeiten zugeschrieben werden, welche vor ihnen hergiengen. Die Schwächeren hatten die Stimme der Ehre und des Besten der Nation in sich erstickt, und den Ausländer zum Beystand für ihre Freyheit herbeygerufen. Ein trauriges und schimpfliches Mittel, das von dieser Zeit an beständig, und selbst in unsern Tagen von dem Hause Lothringen in jener Ligue versucht wurde, bey welcher die Religion bloßer Vorwand war. Ein zweytes Uebel, das zwar oft beym ersten Anblick von verschiedener Art scheint, darum aber doch, wie ich glaube, nichts desto weniger aus derselben Quelle entspringt, ist die Sittenverderbniß, der Geldhunger und die Wut eines ungeheuren Luxus; wechselsweise oder zugleich die Ursachen und Wirkungen unsers Jammers!

Dies waren die Veränderungen unserer unglücklichen Politik in Beziehung auf die Regierungsform, welche nach und nach dem Willen des Volks, des Kriegers, der Großen, der Stände, der Könige unterworfen war. Die Person dieser letztern selbst war erst abhängig erwählt, dann erblich, endlich unumschränkt.

Man hat in dieser Schilderung bereits gesehen, welches Urtheil man über den dritten Stamm unserer Könige zu fällen hat. Wir finden in Philipp August, Ludwig dem Heiligen, Philip dem Schönen, Carl dem Weisen, Carl VII, Ludwig XII tausenderley zu bewundern. Welch ein Schade, daß so viele Tugenden oder große Eigenschaften nicht auf einem bessern Grund standen. Mit welchem Vergnügen würde man

sie

sie große Könige nennen, wenn man sich verbergen könnte, daß ihr Volk unter ihnen elend wurde. Was hätte man nicht besonders von Ludwig IX zu sagen! Von den vier und vierzig Jahren, die er regierte, bieten die zwanzig ersten ein Schauspiel dar, das nicht unwerth ist mit den eilf letzten Heinrichs des Großen verglichen zu werden. Ich fürchte aber sehr, ihr ganzer Ruhm möchte durch die vier und zwanzig folgende aufgehoben werden, wenn man in diesen nichts erblickt als übertriebene Auflagen zur Befriedigung einer übel verstandenen und verderblichen Frömmigkeit. Unermeßliche in die entfernteste Länder geschleppte Summen zur Loskaufung der Gefangenen, so viele tausend aufgeopferten Bürger, so viele erloschenen erlauchten Häuser erfüllten Frankreich mit einer allgemeinen Trauer und alles zusammen mit einem allgemeinen Elend.

Vereinigen wir uns ein für allemal über Grundsätze; und wenn wir nach einer tausendmal wiederholten Erfahrung als ausgemacht angenommen haben, was es schon lange seyn sollte, daß Menschenwohl nie aus dem Krieg entstehen kann; so wollen wir mit dieser Idee die Geschichte unserer Monarchie durchgehen. Wir wollen Chlodwich und seinen Vorgänger ihre, zur Gründung einer erst keimenden Herrschaft gewissermaßen nöthige, Kriege hingehen lassen. Was sollen wir aber zu denen sagen, welche in einem Zeitraum von vollen hundert und sechszig Jahren die vier Söhne Chlodwichs, die vier Söhne Chlotars II und ihre Nachkommen beunruhigten? zu denen, welche hundert und zwey und siebenzig andere Jahre hindurch von Ludwig dem Frommen an das Reich verwüsten? Der Rest ist noch ärger; die oberflächlichste Kenntniß von unsrer Geschichte ist hinreichend zur Ueberzeugung, daß seit Heinrich VIII bis zu dem Frieden von Vervins

kein wahrer Friede bestand, und daß, kurz zu sagen, dieser ganze Zeitraum der vierhundertjährige Krieg genannt werden könnte. Nachdem sich aus dieser Prüfung ergeben haben wird, daß unsere Könige beynahe nichts gewußt haben, als Krieg zu führen, wollen wir ihnen übrigens alle schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen; werden aber mit dem Titel großer — wahrhaftig und in jeder Art großer Könige ꝛc. ein wenig zurückhaltender seyn.

Indessen gestehe ich doch — denn es wäre ungerecht, ihnen allein das zum Verbrechen zu machen, was eigentlich ein Verbrechen von ganz Europa ist — daß verschiedene dieser Herrn sich oft in Umständen befanden, wo ihre Kriege gerecht und nothwendig waren, und also für sie der Grund eines dauerhaften und wahren Ruhms sind, wo ihnen so gar kein anderer zu erwerben übrig blieb. In diesem Fall wird uns die Art, womit verschiedene Kriege vorausgesehen, vorbereitet und geführt wurden, in ihrem Cabinet Züge von Politik und in ihrer Person Meisterstücke von Tapferkeit entdecken lassen, die unser ganzes Lob verdienen. Woher kann aber der Irrthum so vieler, anscheinend so ruhmvollen, Großthaten kommen, deren ganzer Nutzen oft in der Verwüstung von Frankreich und Europa besteht? Von ganz Europa, ich wiederhole es, welches heut zu Tage kaum einzusehen anfängt, daß bey der Lage, worinn es sich befindet, und worinn es sich selbst schon seit mehrern Jahrhunderten befunden hat, jede Unternehmung es zu unterjochen, oder auch nur eine seiner vorzüglichsten Monarchien auf Kosten der andern allzu sehr zu vergrößern, nie etwas anders seyn kann, als eine schimärische und unmögliche Unternehmung. Keine dieser großen Monarchien kann anders umgestürzt werden, als durch den Zusammenfluß

menfluß von Ursachen, die über jede menschliche Macht erhaben sind. Es sollte also von nichts die Rede seyn, als sie alle mit einer gewissen Gleichheit bestehen zu lassen. Jeder Fürst, welcher anders denkt, wird Ströme Bluts durch ganz Europa fließen lassen, ohne je dessen Gestalt verändern zu können.

Als ich oben bemerkte, daß Frankreich gegenwärtig nicht mehr die ganze Ausdehnung hat, welche es zur Zeit Carls des Großen hatte, war meine Absicht sicher nicht, diese Verminderung als ein Uebel vorzustellen. Bey dem unvermeidlichen Unglück, von Zeit zu Zeit ehrsüchtige Fürsten zu Königen zu haben, wäre es noch ein weit größeres, wenn alles zusammen träfe, diesem Ehrgeiz zu schmeicheln. Auch hat man jederzeit bemerkt, daß die Reiche je größer sie werden, desto größerm Unglück unterworfen sind. Der Grund der Ruhe, in dem unsrigen besonders, hängt davon ab, daß man es in seine gegenwärtige Gränzen eingeschlossen erhält. Ein Klima, Gesetze, Sitten, Sprachen, welche keine Aehnlichkeit mit den unsrigen haben, Meere, beynahe unzugängliche Gebürgketten, sind so viele Schranken, welche man als von der Natur selbst gesetzt betrachten kann. Was fehlt auch übrigens Frankreich? Wird es nicht jederzeit das reichste und mächtigste Reich in Europa seyn? Nein, die Franzosen haben weiter nichts zu wünschen, als daß der Himmel ihnen fromme, gute und weise Könige gebe; und diese Könige haben nichts zu thun, als ihre Macht anzuwenden, um Europa in Frieden zu erhalten. Keine Unternehmung kann ihnen weiter, weder gelingen noch nützlich seyn, als diese.

Von dieser Beschaffenheit war denn das Werk, welches Heinrich im Begriff stand, zu beginnen, als

es Gott gefiel, ihn, einige Jahre zu früh für das Glück der Welt, zu sich abzurufen. Dieser Zweck zeichnete es so sehr von allem aus, was man bis jetzt gekrönte Häupter unternehmen sah. Dadurch strebte er nach dem Namen des Großen. Seine Absichten waren ihm nicht durch eine kleinliche armselige Ehrsucht zugeflüstert, waren nicht beschränkt auf ein unbedeutendes niedriges Interesse. Ewig glücklich wollte er sein Frankreich machen; und da dies diese vollkommene Glückseligkeit nicht genießen kann, ohne daß ganz Europa sie gewissermaßen mit ihm theilt, so war es das Glück der ganzen Christenheit, das er machen und so fest begründen wollte, daß nichts in Zukunft im Stand seyn sollte, diese Grundsäulen zu erschüttern.

Ich kann mir wohl vorstellen, daß dies Projekt auf den ersten Anblick als eines der prächtigen Luftschlösser jener müßigen politischen Speculationen angesehen werden wird, denen ein Kopf nachhängt, welcher Liebhaber von seltsamen Ideen ist (6). Die, welche so davon urtheilen, können nur Leute von jener Gattung seyn, denen der erste Eindruck einer eingenommenen Einbildungskraft zur Regel dient, oder solche, welche die Entfernung der Zeit und die Unwissenheit der Umstände die weiseste und edelste aller Unternehmungen, die je beschlossen wurden, mit jenen eigensinnigen Projekten verwechseln läßt, mit denen man zu jeder Zeit Fürsten sich belustigen sah, welche von ihrer Macht schwindelten. Ich gebe zu, daß, wenn man mit Aufmerksamkeit untersuchte, was Eitelkeit, Vertrauen auf sein gutes Glück, Unwissenheit und selbst Furcht und Trägheit unternehmen lassen, man erstaunen würde, Fürsten sich blindlings in Entwürfe stürzen zu sehen, die zwar sehr gut in die Augen fallen, aber oft nicht den mindesten Grad von Möglichkeit haben.

haben. Der menschliche Geist hängt sich mit so vieler Gefälligkeit, ja mit so vieler Wut an alles, was ihm schön und glänzend scheint, daß es ihn sehr verdrüßen würde, wenn man ihn fühlen ließe, wie gar nichts Wesentliches, nichts Gründliches diese Gegenstände haben. Allein hierinn, so wie in allen Sachen überhaupt, hat man sich auch vor der entgegengesetzten Ausschweifung zu hüten. So wie man nämlich große Dinge auszuführen verfehlt, weil man sich mit zu wenig Lust daran wagt; so verfehlt man ebenfalls auch ihre gehörige Kenntniß und Schätzung, weil man sie mit einem allzu verjüngten Maaßstab mißt. Ich selbst war in diesem Artikel schwerer zu überzeugen, als vielleicht keiner von denen, welche diese Denkwürdigkeiten lesen werden, und dieß war eine Wirkung jenes frostigen, vorsichtigen und wenig unternehmenden Charakters, durch den ich mich stets ausgezeichnet habe.

Ich erinnere mich, daß ich das erstemahl, da ich den König mit mir von einem politischen System reden hörte, durch welches man ganz Europa wie eine Familie eintheilen und leiten könnte, Ihn kaum anhörte. Da ich mir einbildete, daß er das nur so spräche, um sich lustig zu machen, oder vielleicht um es sich zur Ehre anrechnen zu lassen, daß er in der Politik weiter und tiefer eindringe, als gemeine Menschen, so war meine Antwort halb scherzhaft, halb im Complimententon. Heinrich gieng dießmahl nicht weiter. Er hat mir nachher oft gestanden, daß er alles was ihm über diese Sache im Kopf herum gieng, lange Zeit vor mir verborgen gehalten habe, und zwar aus der Scham, welche man fühlt, Dinge vorzutragen, welche lächerlich oder unmöglich scheinen können. Ich erstaunte, als er einige Zeit darauf das Gespräch unter uns wieder auf denselben Gegenstand brachte, und als

er in der Folge von Jahr zu Jahr wieder mit neuen Anordnungen und Erläuterungen darauf zu sprechen kam.

Ich war sehr entfernt gewesen, mich ernstlich damit zu beschäftigen. Wenn mein Geist auch auf einige Augenblicke dabey verweilte, so hatte mich der erste Blick auf einen Entwurf, welcher die Vereinigung aller Staaten in Europa, unermeßlichen Aufwand zu einer Zeit, wo Frankreich seine eigenen Bedürfnisse nicht einmal bestreiten konnte, und eine Verkettung von Umständen, die mir ins unendliche zu gehen schien, erforderte, diesen Gedanken sogleich als unnütz verwerfen lassen. Ich traute mir selbst nicht, daß hier nicht einige Täuschung sich einschleichen sollte. Ich erinnerte mich an manche jener Unternehmungen, wofür man Europa zu interessiren geglaubt hatte; ich hielt mich vorzüglich bey denen auf, welche einige unserer Könige auf weit geringere Gegenstände hin entworfen hatten, und fühlte Widerwillen gegen diese, weil alle andern übel abgelaufen waren. Die Stimmung der europäischen Fürsten, Verdacht auf Frankreich zu werfen, so bald dieß ihnen geholfen hätte, ihnen ihre Besorgniße wegen der allzugroßen Macht Spaniens zu benehmen, schien mir schon allein ein unübersteigliches Hinderniß.

Stark von dieser Idee eingenommen, suchte ich nichts mehr, als Heinrich seine Täuschung zu benehmen, welcher seiner Seits erstaunte, mich in keinem Theil davon gleicher Meynung mit sich zu finden. Er unternahm sogleich, und brachte es auch leicht zu Stand, mich zu überzeugen: es könne nur Vorurtheil seyn, daß ich so ohne allen Unterschied alle Theile eines Projekts tadelte, wovon sicher wenigstens nicht alles zu tadeln sey. Ich konnte es seinen Bitten nicht versagen, mir Mühe zu geben, um in seinen Sinn ein-

einzudringen. Ich machte mir nun einen richtigen Begriff davon, faßte alle seine Zweige zusammen und verband sie unter einander; studirte alle Verhältnisse und so zu sagen alle Dimensionen desselben; ich fand darinn eine Folge und einen wechselsweisen Zusammenhang, die mir erst nicht aufgefallen waren, so lang ich die Sache nur verworren übersehen hatte. Der Nutzen, der daraus für ganz Europa entsprang, fiel mir vorzüglich auf, weil es auch wirklich das deutlichste daran war. Allein die Mittel waren aus eben dem Grund das, was mich am längsten aufhielt, indem mir die allgemeine Lage der europäischen Angelegenheiten und der unsrigen insbesondere, durchaus der Ausführung zuwider zu seyn schienen. Ich achtete nicht gehörig darauf, daß diese Ausführung verschoben werden konnte, so lange als man es für gut finden würde, und wir also zur Zurüstung darauf alle Mittel hatten, welche die Zeit denen darbietet, die sie zu nutzen wissen. Ich überzeugte mich endlich, daß, so groß auch das anscheinende Mißverhältniß der Mittel zum Zweck seyn möchte, eine Reihe von Jahren, während deren man unverrückt dem Ziel entgegen streben würde, sowohl in den Unterhandlungen als in dem Finanz-Wesen und den übrigen Erfordernissen viele Schwierigkeiten wegräumen würde. Es ist in der That auffallend, daß dieser Punkt, welcher der schwerste von allen schien und auch wirklich war, endlich der leichteste wurde.

Als ich mich so in den wahren Gesichtspunkt der der Sache gestellt, als ich alles erwogen, berechnet und endlich auch alles besorgt und zugerüstet hatte, fühlte ich mich überzeugt, daß der Entwurf Heinrichs des Großen zugleich richtig in seinem Grund, möglich und selbst leicht in allen seinen Theilen und unendlich glorreich in allen seinen Wirkungen sey;

 so

so daß ich, wie man an tausend Stellen dieses Werks gesehen hat, der erste war, den König an seine Verpflichtungen zu erinnern und oft gegen ihn selbst das Gewicht seiner eignen Gründe zu gebrauchen.

Die Gewohnheit dieses Herrn, beständig alles um sich her zu überschauen, eine Wirkung der ganz besonders traurigen Verlegenheiten, worinn er sich beynahe jeden Augenblick seines Lebens befunden hatte, hatte ihn seit der Zeit auf diesen Entwurf gebracht, daß er, durch den Tod des Königs Heinrichs III. auf den Thron berufen, die Erniedrigung des Hauses Oesterreich, als eine unumgänglich nothwendige Sache betrachtete, um sich darauf zu behaupten. Wenn er den ersten Gedanken dazu nicht durch Elisabeth erhielt (7) so ist es wenigstens sicher, daß diese große Königin lange vorher darauf verfallen war, als auf ein Mittel, ganz Europa für die Anmaßlichkeiten seines gemeinschaftlichen Feindes zu rächen. Die Unruhen, welche die nachfolgenden Jahre alle wegnahmen, der darauf folgende Krieg von 1595, der nachherige mit Savoyen, nach dem Frieden von Vervins, stürzten Heinrich in verwirrte Geschäfte, welche ihn nöthigten, jeden andern Unternehmungen zu entsagen. Erst nach seiner Vermählung, und als der Friede völlig befestigt war, konnte er den Gedanken an ienen ersten Entwurf wieder vornehmen, welcher unmöglicher oder wenigstens entfernter als je schien.

Er theilte ihn jedoch Elisabeth schriftlich mit; und dieß erweckte in ihnen 1601. ein so starkes Verlangen sich mündlich zu sprechen, als diese Königin noch Dover kam, und er bis Calais gieng. Was das Ceremoniel einer solchen Zusammenkunft ihnen nicht zu thun erlaubte, versuchte ich wenigstens im allgemeinen bey der Reise, die ich, wie man oben gesehen hat, da-

dahin machte. Ich fand sie stark mit Mitteln beschäftigt, dieß große Projekt durchzusetzen, und ohnerachtet der Schwierigkeit, die sie in den beyden Hauptpunkten, der Vereinigung der Religionen und der Gleichheit der Mächte zu erblicken glaubte, schien sie mir doch nicht an der Möglichkeit der Ausführung zu zweifeln. Sie hielt sich derselben aus einem Grund versichert, dessen ganze Richtigkeit ich nachher wohl einsah. Da nehmlich dieser Plan im Grund blos den Absichten einiger ehrgeizigen Fürsten, die als solche in Europa bekannt waren, entgegen stund, so beförderte diese Schwierigkeit, welche dessen Nothwendigkeit um so einleuchtender machte, den Erfolg mehr, als sie ihm hinderlich war. Sie sagte auch, es wäre zu wünschen, daß der Zweck durch jedes andre Mittel als durch Waffengewalt ausführbar seyn möchte, da diese jederzeit etwas gehäßiges habe; sie gestund aber, daß es wenistens zum Anfang nicht anders zu unternehmen sey. Ein großer Theil der Artikel, Bedingungen und verschiedenen Anordnungen rührt von dieser Königin her, und beweißt sehr gut, daß sie von Seiten des Tiefblicks, der Weisheit und aller andern Geisteseigenschaften keinem der kronenwürdigsten Könige nachstand.

Man muß es als ein sehr großes Unglück ansehen, daß Heinrich die Absichten der Königin von England nicht sogleich unterstützen konnte, welche wollte, daß man, ohne einen Augenblick zu verlieren, Hand ans Werk legen solle. Allein kaum wagte er, als er hier den Grund zu diesem Gebäude legte, zu hoffen, einst die Zeit zu sehen, da er die letzte Hand daran legen könnte. Die Wiederherstellung seines Reichs in allen seinen angegriffenen Theilen war ein Werk von mehreren Jahren; und unglücklicher Weise hatte er deren bereits acht und vierzig, ehe er nur damit den Anfang machen konnte,

te. Er betrieb sie mit allem möglichen Eifer. Das Edikt von Nantes war schon in dieser Absicht gemacht worden, alle andern Mittel, sich den Respekt und das Zutrauen der europäischen Fürsten zu erwerben, wurden ebenfalls bereits versucht, als wir, Er und ich, uns mit nie ermüdeter Geduld die innre Aordnung des Reichs angelegen seyn ließen. Der Tod des Königs von Spanien schien uns das glücklichste Ereigniß für unser Vorhaben; allein der Tod der Königin Elisabeth versetzte ihm wieder einen so empfindlichen Stoß, daß wir es beynahe ganz und gar wieder aufgegeben hätten. Heinrich erwartete weder von den Nordischen Königen, noch von dem Nachfolger dieser Fürstin, dem König Jacob, als er dessen Charakter kennen lernte, daß einer von ihnen sich eben so bereitwillig zeigen würde, als diese Königin, jene Last mit ihm zu theilen. Indeß trösteten ihn die neuen Alliirten, die er täglich in Deutschland und in Italien selbst gewann, ein wenig über diesen Verlust. Der Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und Spanien kann ebenfalls unter die weniger günstige Vorfälle gerechnet werden.

Wollten wir aber alles in Anschlag bringen, was von Hindernissen im Innern des Reichs von Seiten der Protestanten, der Catholiken, der Geistlichkeit und selbst des Staatsraths Sr. Majestät sich hervor that, so könnte es scheinen, alles habe sich dagegen verschwören wollen. Sollte man glauben, daß Heinrich ausser mir nicht einen einzigen Mann in seinem ganzen Staatsrath finden konnte, bey dem es nicht gewagt gewesen wäre, ihm seine Entwürfe ganz aufzudecken; und daß der ganze Respekt, den man ihm schuldig war, kaum verhindern konnte, daß man nicht das Wenige als eine Ausschweifung des Verstands be-

behandelte, was er mit aller möglichen Vorsicht Leuten zu entdecken wagte, welche ihm am meisten ergeben schienen? Nichts schreckte ihn ab. Ein geschickterer Staatsmann und beßrer Beurtheiler als sein ganzer Staatsrath und sein ganzes Reich, hielt er den Erfolg für unfehlbar, so bald er sah, daß, troz diesen Hindernisse von innen wie von aussen die Angelegenheiten sich von selbst in ein vortheilhafte Lage fügten.

War es wohl auch im Grund eine große Vermessenheit, so davon zu urtheilen? Was verlangte denn dieser Herr von Europa? Nichts anders als daß es zu den Mitteln behülflich seyn solle, die er erfand, um es in die Lage zu versetzen, zu welcher es seit langer Zeit aus allen seinen Kräften von selbst hinan strebt. Man erleichtert es ihm, und so, daß es ihm bey weitem nicht so viel kosten soll, als was ein großer Theil seiner Fürsten für einen weit minder wesentlichen, minder sichern und minder dauerhaften Vortheil gern geopfert haben würde und selbst oft schon geopfert hat. Der Nutzen, den man ihnen versichert, übersteigt ausser dem unschätzbaren Gut des Friedens, bey weitem noch den Aufwand, zu dem man sie verbindet. Noch einmal, welchen Grund könnte man also haben sich zu widersetzen? Und widersetzten sich die übrigen Fürsten nicht, was wird gegen diese Mächte das Haus Oestreich vermögen, gegen welches durch die Begierde und das Vergnügen, es eines Guts zu berauben, dessen es sich bisher blos zu ihrer Unterdrückung bediente, so viele erklärte Feinde erweckt werden, als es deren geheime hat, das heißt — ganz Europa. Man läßt diesen Fürsten keinen Grund zur Eifersucht gegen den übrig, der ihnen ihre Freyheit giebt; denn dieser Befreyer, weit entfernt, eine Entschädigung für all den

Auf-

Aufwand zu suchen, den sein Edelmuth ihn machen läßt, versetzt sich sogar freywillig und auf immer in das Unvermögen sein Reich durch den Weg der Eroberung und selbst durch die rechtmäßigste Mittel mit irgend etwas zu vergrößern. Er hat das Geheimniß gefunden, alle seine Nachbarn zu überzeugen: sein einziger Zweck sey, sich so wie ihnen, jene unermeßliche Summe zu ersparen, welche ihnen die Unterhaltung so vieler tausend Krieger, so vieler befestigten Plätze, und so viele andere Kriegsausgaben kosten; sie für immer von der Furcht jener in Europa so häufigen, blutigen Katastrophen zu befreyen, ihnen eine unerschütterliche Ruhe zu verschaffen, endlich sie alle durch ein unauflösliches Band zu verbinden, so daß alle diese Fürsten alsdann wie Brüder hätten unter einander leben und sich als gute Nachbarn besuchen können, ohne das steife Ceremoniel und ohne die Kosten eines Zugs, den man nur um zu blenden, oft um sein Elend zu vermummen, zur Schau ausstellt. Ist es nicht in der That eine Schande und ein Schimpf für alle so polizierten Völker, daß ihre ganze vorgebliche Weisheit ihnen bis jetzt — ich will nicht sagen, die Ruhe zu verschaffen, sondern nur wenigstens — die Rasereyen zu nehmen nicht vermochte, welche sie in den wildesten barbarischen Nationen verabscheuen? Diese grausame Begebenheiten zu verhüten, in seinem Keim jenen verderblichen Samen von Verwirrung und Zerrüttung zu ersticken, ließe sich wohl etwas glücklicheres erdenken als das Projekt Heinrichs des Großen? und könnte man wohl besser dafür sorgen?

Dies ist alles, was man vernünftiger Weise fordern kann. Vorbereiten und handeln steht in der Macht der Sterblichen: der Erfolg ist das Werk eines mächtigern Arms. Ein für das Projekt, von dem

hier

hier die Rede ist, so günstiges Vorurtheil, daß es auch vernünftigen Männern nicht verdacht werden könnte, wenn sie darnach allein schon urtheilten, liegt in dem Umstand, daß es durch die zwey gekrönten Häupter unternommen wurde, welche die Nachwelt als die vortrefflichste Muster in der Regierungskunst bewundern wird. Wegen Heinrich insbesondere setze ich noch hinzu: daß es Fürsten, welche, wie er, durch die Schule des Unglücks gelaufen sind, welche beynahe nichts als Schwierigkeiten in ihrem Wege fanden, daß es, sage ich, solchen Fürsten eigentlich zukömmt, zu beurtheilen, was wahre Schwierigkeiten seyen; daß man ohne Furcht ihr Urtheil unterschreiben kann, besonders wenn man sie bereit sieht, ihr Leben daran zu setzen, um es zu behaupten. Ich für mich werde jederzeit bedauern, daß Frankreich, indem es diesen großen König verlor, sich zugleich um einen noch höhern Ruhm gebracht sah, als der ist, womit seine Regierung es überstrahlt hatte (8). Nun sind noch die einzelnen Theile dieses Entwurfs und wie er ausgeführt werden sollte, darzulegen. Wir wollen mit dem anfangen, was die Religion betrifft.

Zwo Religionen sind in dem christlichen Europa im Gang; die Religion und die Reformirte Religion; allein da diese mehrere Modifikationen in ihrem Gottesdienst zugelassen hat, welche sie, wenn nicht eben so verschieden unter sich, wie von der Römischen Religion, doch wenigstens eben so abgeneigt, sich wieder zu vereinigen, machen, so muß man sie nothwendig in zwo Religionen abtheilen, von denen man der ersten ihren Namen Reformirte lassen und die andere die Protestantische nennen kann. Diese drey Religionen herrschen in Europa auf sehr verschiedene Art. Italien und Spanien sind im Besitz der Römischen Religion

gion geblieben, ohne Beymischung irgend einer andern. Die Reformirte Religion besteht in Frankreich neben der Römischen, nur durch Begünstigung der Edicte, und ist da die schwächere. England, Dännemark, Schweden, die Niederlande, die Schweiz sind ebenfalls vermischt, nur mit dem Unterschied, daß die Protestantische Religion da die herrschende ist, die andern nur geduldet sind. Deutschland begreift sie alle drey in sich, und selbst in verschiedenen seiner Kraise stehen sie auf gleichem Fuß, so wie in Pohlen. Ich rede nicht von Moskau oder Groß-Reußen; diese ungeheuern Landstrecken, welche nicht weniger als sechshundert Franz. Meilen in die Länge und vierhundert in die Breite haben, sind großentheils noch abgöttisch und zum Theil schismatisch, wie die Griechen und Armenier, allein mit tausend abergläubischen Gebräuchen, welche ihnen beynahe gar keine Gleichheit mit uns übrig lassen; sie gehören noch überdies zu Asien, wenigstens so gut als zu Europa. Man darf sie daher beynahe als ein barbarisches Land ansehen, und in eine Klasse mit der Türkey setzen, wiewohl man sie seit fünfhundert Jahren unter die christlichen Mächte rechnet.

Da sich jede dieser drey Religionen gegenwärtig in Europa gleich festgesetzt hat, und zwar so, daß keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß eine derselben ausgerottet werden könnte; und da die Erfahrung, die Eitelkeit und die Gefahren dieser Unternehmung hinreichend bewiesen hat; so ist nichts bessers zu thun, als sie alle drey neben einander bestehen zu lassen und sogar noch zu befestigen; doch so, daß diese Duldung in der Folge nicht allen den falschen Dogmen, welche der Eigensinn ausbrüten könnte, die Thore öffne, deren Erstickung im ersten Keim vielmehr ein Gegenstand der besondersten Sorgfalt seyn müßte. Da

Gott

Gott das, was die Katholiken die neue Religion zu nennen belieben, so sichtbar zu unterstützen scheint, so weist er uns auf dies Verfahren hin, das eben so sehr den Vorschriften der heiligen Schrift gemäß ist, als durch ihre Beyspiele bestärkt wird. Uebrigens macht auch die unübersteigliche Schwierigkeit, das Ansehen des Pabst an Oertern, wo es nicht anerkannt wird, gültig zu machen, diesen Punct ganz nothwendig. Mehrere gleich aufgeklärte und fromme Kardinäle, und selbst einige Päbste, wie Clemens VIII und Paul V, haben dies eingeräumt.

Es kömmt also hier nur darauf an, diejenige von diesen Völkern, welche eine Religion erwählt haben, in ihrem Grundsatz wohl zu bestärken: daß nichts in jeder Rücksicht so gefährlich sey, als Ungebundenheit im Glauben; und bey denen, welche deren mehrere angenommen haben, oder sie alle bekennen, die Ordnung zu erhalten, welche sie für hinreichend gegen die Mißbräuche einer Toleranz gehalten haben, die ihnen wahrscheinlich in andern Rücksichten möglich ist. Da also Italien sich an die Römische Religion gehalten hat, und übrigens der Aufenthalt der Päbste ist, so gebe ich zu, daß diese Religion dort in ihrer ganzen Reinheit erhalten werden muß; und es ist nicht Tiranney, wenn man die Landeseingebohrne anhält, sich nach diesem Gesetz zu richten, oder auszuwandern, wenn sie es nicht thun zu können glauben. Man kann ohngefähr dasselbe von Spanien sagen. In den Staaten, wie Frankreich, wo man wenigstens haben will, daß eine Religion die herrschende seyn soll, wäre die Mäßigung zu treffen, daß das Auswandern erlaubt würde, wenn man die Verordnungen zu streng fände, vermöge deren die Calvinistische Religion jederzeit der Religion des Fürsten untergeordnet seyn sollte. Alle andern bedür-

sen keiner neuen Regeln. Keine Gewaltthätigkeit hierinn! völlige Freyheit, da diese Freyheit daselbst sogar zu einem Reichsgrundgesetz worden ist!

Wie man sieht, so läuft also hierinn alles auf eine sehr geringe Anzahl von Maximen hinaus, die um so sichrer sind, da sie niemands Geschmack Gewalt anthun. Die Protestanten sind weit entfernt, denjenigen von ihren Nachbarn, welche es nicht wünschen, ihre Religion mit Gewalt aufzwingen zu wollen. Die Katholiken denken ohne Zweifel eben so; und man thut dem Pabst kein Unrecht, indem man ihn von dem ausschließt, was er selbst seit langer Zeit nicht mehr zu besitzen gesteht. Diese Aufopferung schimärischer Rechte wäre mehr als hinreichend durch die königliche Würde bezahlt, mit der er bekleidet werden sollte, und durch die Ehre, alsdann den Vermittler aller christlichen Fürsten abzugeben; eine Eigenschaft, die er dann ohne Eifersucht genießen würde, und zu der dieser Hof ohnstreitig durch seine Weisheit vor allen andern geschickt ist.

Ein andrer Punct des politischen Entwurfs, der ebenfalls noch die Religion betrifft, geht auf die ungläubigen Fürsten in Europa, und besteht in gänzlicher Vertreibung derer, bey welchen keine Wahrscheinlichkeit sie zu einer der christlichen Religionen zu bekehren vorhanden ist. Wenn der Großherzog von Moskau oder Czar von Rußland, den man für den alten Knás von Scythien hält, sich weigert, der angetragenen Association beyzutreten, so muß man ihn wie den Sultan der Türkey behandeln, ihm abnehmen, was er in Europa besitzt und ihn nach Asien verweisen, wo er, ohne daß wir uns weiter damit befassen, nach Belieben den Krieg fortsetzen kann, den er beynahe unaufhörlich mit den Persern und Türken führt.

Um

Um diese Unternehmung zu Stand zu bringen welche, vorausgesetzt, daß alle christliche Fürsten daran Theil nehmen, keine Schwierigkeit zu haben scheint, kommt es weiter auf nichts an, als jeden derselben dahin zu vermögen, sich selbst zur Unterhaltung von Kriegsleuten und allem andern, was zur Ausführung erforderlich ist, anzuschlagen. Einstweilen bis der allgemeine Rath, wovon weiter unten die Rede seyn wird, alle diese Anschläge specificirt haben würde, waren folgendes ungefähr Heinrichs des Großen Ideen davon. Der Pabst sollte zu dieser Expedition hergeben: achttausend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zehn Kanonen und eben so viele Galeeren. Der Kaiser und die deutschen Kraise sechzigtausend Mann Infanterie, zwanzigtausend Mann Cavallerie, fünf (fünfzig?) schwere Kanonen, zehn Galeeren. Der König von Frankreich zwanzigtausend Mann Infanterie, viertausend Mann Cavallerie, zwanzig Kanonen, zehn Schiffe oder Galeeren. Spanien, Großbrittanien, Dännemark, Schweden, Pohlen, gleiche Anzahl mit Frankreich; nur mit der Rücksicht, die Anschaffung dessen, was zum Seedienst gehört, verschiedentlich unter diesen Kronen nach ihrer Bequemlichkeit einzutheilen. Der König von Böhmen: fünftausend Mann Infanterie, funfzehnhundert Cavallerie und fünf Kanonen. Der König von Ungarn zwölftausend Mann Infanterie, fünftausend Mann Cavallerie, zwanzig Kanonen, sechs Schiffe. Der Herzog von Savoyen, das heißt: der König von der Lombardie, achttausend Mann Infanterie, funfzehnhundert Mann Cavallerie, acht Kanonen, sechs Galeeren. Die Republik Venedig: zehntausend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zehn Kanonen, fünf und zwanzig Galeeren. Die Schweizer Republik: funfzehntausend Mann Infanterie, fünf-

tausend Mann Cavallerie, zwölf Kanonen. Der Belgische Freystaat zwölftausend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zwölf Kanonen, zwölf Schiffe. Die Republik Italien zehntausend Mann Infanterie, zwölfhundert Mann Cavallerie, zehn Kanonen, acht Schiffe. Alles zusammen würde ohngefähr zweymal hundert und siebenzigtausend Mann Infanterie, funfzigtausend Mann Cavallerie, zweyhundert Kanonen und hundert und zwanzig Schiffe oder Galeeren ausmachen; alle besoldet, ausgerüstet und unterhalten auf Kosten aller dieser Staaten nach dem Antheil eines jeden.

Diese Kriegsrüstung der Fürsten und Staaten Europens scheint so wenig beträchtlich und belästigend in Ansehung der Macht, welche sie gewöhnlich gegen ihre Nachbarn oder Unterthanen auf den Beinen halten, daß, wenn sie auch beständig fortdauern sollte, dies keine Unbequemlichkeit verursacht hätte, und sogar eine vortreffliche Schule für das Kriegswesen gewesen seyn würde. Allein außer dem, daß die Unternehmungen, für welche man sie bestimmte, nicht beständig gewesen seyn würden, hätte man auch die Anzahl und die Kosten nach Verhältniß der Bedürfnisse ändern können, welche nicht immer dieselben gewesen wären. Ich bin indessen überzeugt, daß diese Idee so sehr nach dem Geschmack aller dieser Fürsten gewesen seyn würde, daß, nachdem sie durch dies Mittel alles erobert gehabt hätten, was sie nicht nöthig haben, einen Fremden mit sich in Europa theilen zu lassen, sie gesucht haben würden, die ihnen am besten gelegenen Theile von Asien noch dazuzufügen, besonders die ganze Küste von Afrika, die unsern Staaten zu nahe liegt, um ihnen nicht Unbequemlichkeiten zu verursachen. Eine einzige Vorsicht dabey in Ansehung aller dieser

erober-

eroberten Länder hätte darinn bestanden: daß man daselbst neue Reiche errichtet, sie mit der christlichen Republik für verbunden erklärt, aber verschiedenen Fürsten ausgetheilt hätte, mit sorgfältiger Ausschließung derer, welche bereits unter den Beherschern Europens einen Rang besaßen.

Der blos politische Theil des Entwurfs lief beynahe ganz auf ein vorläufiges Einverständniß hinaus, was meines Erachtens eben so wenig Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn würde, als der vorhergehende Artikel: nämlich dem Hause Oesterreich die Herrschaft über alles, was es in Deutschland, in Italien und in den Niederlanden besitzt, abzunehmen, mit einem Wort, es auf das bloße Königreich Spanien vom Ocean des Mittelländischen Meers und den Pyrenäen eingeschlossen, einzuschränken; wobey man ihm, um es den übrigen großen monarchischen Herrschaften Europens gleich zu machen, folgendes gelassen hätte: Sardinien, Majorca, Minorca und andre Inseln an diesen Küsten; die Canarischen, die Azorischen Inseln und das grüne Vorgebürg, nebst seinen Besitzungen in Afrika; Mexico, nebst den Amerikanischen Inseln, die ihm angehören; Länder, welche allein hinreichend wären, große Reiche auszumachen; endlich die Philippinischen und Moluccischen Inseln, Goa und seine andern Besitzungen in Asien.

Hieraus ergiebt sich von selbst die Idee eines bequemen Mittels, das Haus Oesterreich für alles das zu entschädigen, was man ihm in Europa abnahm, nämlich in den drey andern Welttheilen es wieder das verlorne gewinnen zu lassen, indem man ihm behülflich wäre, um sich alles dessen zu bemächtigen und sich zum einigen Eigenthümer davon zu erklären, was wir da-

selbst Bewohnbares kennen und was man etwa in der Folge noch dort entdecken möchte. Man setzt hiebey voraus, daß es uns nicht durch Widersetzlichkeit zu einer gewaltsamern Behandlung genöthigt hätte. Und selbst in diesem vorausgesetzten Fall wäre es nicht der in Spanien herrschende Fürst dieses Hauses gewesen, dem man die drey Welttheile auf diese Art hätte unterwerfen müssen, sondern verschiedene Prinzen von einer oder von verschiedenen Linien, welche alsdann blos zur Huldigung gegen die Krone Spanien oder höchstens zu einem Tribut gehalten gewesen wären, so wie ihn die alten Eroberer erhoben. Dadurch hätte dieses Haus, welches das mächtigste der Welt seyn will, fortfahren können, sich mit diesem Vorzug zu schmeicheln, ohne daß die andern ihm diese vorgebliche Größe beneidet hätten.

Die Absichten des Hauses Oesterreich auf die Universalmonarchie, welche durch alle Schritte Carls V. und seines Sohns erwiesen sind, haben die Strenge dieser Behandlung so gerecht als nothwendig gemacht. Ich sage noch mehr; es würde selbst vernünftiger Weise keinen Grund gehabt haben, sich darüber zu beschwören. Es ist wahr: man nimmt ihm das Kaiserthum, auf das es aber, richtig gesprochen, nicht mehr Recht hat, als alle Deutschen und selbst alle Europäischen Fürsten. Bedürfte diese Behauptung eines Beweises, so müßte man es nur daran erinnern, unter welchen Bedingungen Carl V selbst, der mächtigste von ihnen allen, als Kaiser anerkannt wurde, Bedingungen, deren Beobachtung er zu Schmalkalden in Gegenwart von sieben Churfürsten oder Fürsten und den Abgeordneten von vier und zwanzig Protestantischen Städten feyerlich beschwor, wobey der Landgraf von Hessen und der Fürst von Anhalt für alle das Wort führten. Er schwur,

schwur, sage ich, nie den Reichsgesetzen Abbruch zu thun, namentlich der berühmten unter Carl IV errichteten güldnen Bulle; mit Vorbehalt, sie zu vermehren, jedoch nur mit ausdrücklichem Rath und Beystimmung der deutschen Fürsten; keines ihrer Privilegien zu beeinträchtigen; keinen Fremden in den Reichsrath aufzunehmen; ohne ihr Vorwissen weder Krieg anzufangen, noch Frieden zu schließen; Aemter und Würden nur gebohrnen Deutschen zu verleihen; sich in Ausfertigungen nur der deutschen Sprache zu bedienen; keine Auflagen einseitig zu machen; kein erobertes Land zu seinem besondern Nutzen zu verwenden. Besonders entsagte er förmlich der Erblichkeit der Kaiserwürde in seinem Hause, und in Gemäßheit des zweyten Artikels der G. B. schwur er, bey seinen Lebzeiten keinen Römischen König anerkennen zu lassen *) — Als die Protestanten in Deutschland, nachdem sie Ferdinand beynahe hinausgejagt hatte, endlich einwilligten, ihm die Kaiserkrone zu übertragen: so erneuerten sie sorg-

*) Sowohl bey diesem Auszug aus der Wahlkapitulation Karls V, als bey andern französirten Angaben des Verfassers über Deutschland, hätte ein Uebersetzer, mit ein wenig Kenntniß unsrer Verfassung, ein weites Feld vor sich, sich in Anmerkungen und Berichtigungen auszubreiten. Da aber niemand auf den Gedanken kommen wird, seine Kenntniß des Deutschen Staatsrechts aus fremden Memoiren zu sammeln oder zu berichtigen: so habe ich mich nicht nur bisher aller Anmerkungen dieser Art gänzlich enthalten, sondern auch alle solche Stellen durchaus um so lieber ganz getreulich gedollmetscht, da mancher naive Gallicismus mit unterläuft, der den Kenner unfehlbar belustigen — so wie überhaupt manche Stelle dieses hier dargestellten gutgemeinten Projekts ihm den Mund in ein gutmüthiges Lächeln ziehen wird.

Der Uebersetzer.

sorgfältig alle diese Artikel mit ihm, und ließen ihn solche nebst neuen Anordnungen, ihre freye Religionsübung betreffend, beschwören.

Was die Besitzungen des Hauses Oesterreich in Deutschland, Italien und in den Niederlanden betrifft, die man ihm ebenfalls abnimmt, so beraubt man es — um hier nichts über das zu sagen, was es davon nur einer tyrannischen Usurpation dankt — im Grunde doch nur solcher Länder, welche ihm (ich rede besonders von Italien und den Niederlanden) so großen Aufwand verursachen, daß alle seine Indischen Schätze nicht dazu hinreichen. Uebrigens entschädigt man es durch wenigstens eben so beträchtliche und sicher weit reichere Niederlassungen, indem man ihm das gedachte ausschließliche Privilegium ertheilt, sich in den drey andern Welttheilen auszubreiten, daselbst neue Reiche zu stiften und sich die dortige Bergwerke und Schätze zuzueignen; was jedoch nicht so zu verstehen ist, als wenn man allen andern Europäischen Nationen alle Handlung dahin untersagte. Im Gegentheil müßte diese frey und offen für jedermann seyn, und diese Bedingung, welche eine der wichtigsten ist, ist vielmehr ein neuer Vortheil für dies Haus, als eine Beschränkung seiner Rechte.

Bey näherer Prüfung dieser Anordnung habe ich keine Mühe zu glauben, daß das Haus Oesterreich diese Bedingungen angenommen haben würde, ohne Gewalt abzuwarten. Allein auch das Gegentheil gesetzt; wozu hätte ihm das Widersetzen geholfen? Das allen Europäischen Fürsten gemachte Versprechen, sie mit dem zu bereichern, was man ihm abnahm, ließ es keinen Beystand von irgend einem derselben hoffen.

Es gab also hier für alle Welt zu gewinnen, und dies war's, was dem Entwurf Heinrichs des Großen einen glücklichen Erfolg sicherte. Das Kaiserthum wurde wieder eine Würde, auf welche alle Fürsten, und namentlich die Deutschen, Anspruch machen konnten, und zwar eine um so schmeichelhaftere Würde, da der Kaiser, wenn man gleich nach seiner ersten Einrichtung keinen andern Fond für ihn ausmachte, zum Oberhaupt und zur ersten obrigkeitlichen Person der ganzen christlichen Republik erklärt wurde. Man dehnte in dieser Rücksicht alle seine Vorrechte, weit entfernt sie zu schmälern, vielmehr noch weiter aus, weil man voraussetzte, daß diese Ehre in der Folge nur dem Würdigsten übertragen werden würde, und man ihm ein ausgezeichneteres Ansehen über die Belgische und Helvetische Republik einräumte, welche verbunden waren, ihn bey jeder Veränderung durch eine respectvolle Huldigung als ihr Oberhaupt anzuerkennen. Die Kaiserwahl blieb in den Händen der Churfürsten, so wie auch die Ernennung des Römischen Königs, nur mit der Einschränkung, daß sie ihn nicht zweymal nach einander aus Einem Haus nehmen konnten. Für diesmal war man überein gekommen den Churfürsten von Bayern damit zu bedenken, welcher außer diesem bey der Theilung die Stücke des Hauses Oesterreich erhielt, die von der Italiänischen Seite ihm angränzen.

Der Rest dieser Erblande wäre durch die Könige von Frankreich, England, Dännemark und Schweden, unter die Venetianer, die Graubünder, den Herzog von Wirtemberg und die Markgrafen von Baaden-Anspach (!) und Baaden-Durlach nach der Billigkeit vertheilt worden. Man hätte aus Böhmen ein Wahlreich gemacht und damit Mähren, Schlesien und die Lausitz verbunden. Ungarn wäre ebenfalls ein Wahl-

reich worden, wovon der Pabst, der Kaiser, der König von Frankreich, Spanien, England, Schweden, Dännemark und der König der Lombardie die Ernennung gehabt hätten. Da dies Reich als die Vormauer der Christenheit angesehen werden muß, so hätte man sich bemüht es zum mächtigsten zu machen, und es vor allen in Stand zu setzen, den Ungläubigen Widerstand zu leisten. Man hätte zu dem Ende gleich jetzt das Erzherzogthum Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Crain damit verbunden, und in der Folge ihm alles incorporirt, was man in Siebenbürgen, Bosnien, Slavonien und Croatien erobert hätte. Eben diese Wahlfürsten hätten sich eidlich verbindlich gemacht, ihm besonders beyzustehen und Sorge getragen, daß es nie nach den Ränken einer bloßen Bewerbung, sondern an einen durch große besonders kriegerische Eigenschaften bekannten Fürsten vergeben würde. Da Pohlen, wegen der Nachbarschaft des Türken, des Moskowiters und des Tartars sich ohngefähr in demselben Fall befindet, wie Ungarn, so wäre es auf gleiche Weise zu einem Wahlreich, welches eben dieselben acht Potentaten zu besetzen hätten, gemacht geworden. Man hätte seine Macht durch Hinzufügung aller Eroberungen von den angränzenden Ungläubigen, und durch vortheilhafte Beendigung der Streitigkeiten mit seinen Nachbarn verstärkt. Die Schweiz mit der Franche-Comté, Elsaß, Tyrol und andern Zugaben vermehrt, wäre zu einer souverainen Republik gemacht worden, regiert durch einen Rath oder Senat, über welchen der Kaiser, die deutschen Fürsten und die Venetianer zu Oberschiedsrichtern ernannt worden wären.

Die in Italien vorzunehmenden Veränderungen bestanden darinn, daß man dem Pabst einen Rang unter den Europäischen Monarchen gegeben, und er unter diesem

diesem Titel Neapel, la Pouille (Apulien?), Calabrien und alles dazu gehörige bekommen hätte, welches mit dem Patrimonium des heiligen Peters auf ewig und unzertrennlich verbunden worden wäre. Der einzige Fall einer Widersetzlichkeit des heiligen Vaters, die jedoch nicht zu vermuthen ist, hätte eine Veränderung dieser Einrichtung und eine Theilung des Königreichs Neapel in zween Theile nothwendig gemacht, worüber eben diese acht Wahlkönige gemeinschaftlich disponirt hätten. Sicilien wäre der Republik Venedig durch eine Urkunde dieser acht vorzüglichsten Potentaten abgetreten worden, mit der Verbindlichkeit, jedem Pabst darüber zu huldigen, welcher den Titel eines unmittelbaren Oberhaupts der ganzen Italiänischen Republik erhielt, die übrigens auch in dieser Rücksicht die Republik der Kirche genannt worden wäre. Die übrigen Glieder dieser Republik wären gewesen: die Herrschaften Genua, Florenz, Mantua Modena, Parma, Lucca, regiert wie sie es gegenwärtig werden, Bologna und Ferrara aber, nachdem man sie zu freyen Städten erhoben hätte. Alle diese Herrschaften hätten alle zwanzig Jahre ihrem Oberhaupt dem Pabst durch das gemeinschaftliche Geschenk eines Crucifixes von zehntausend Thalern gehuldigt.

Von den drey großen Europäischen Republiken in Europa scheint diese auf den ersten Anblick die glänzendste und reichste zu seyn, was jedoch nicht ist, weil man darunter nichts begreift, was dem Herzog von Savoyen zugehört. Dieser Staat wäre zu einer der größten Europäischen Monarchien und für Töchter wie für Söhne erblich gemacht worden, unter dem Namen des Königreichs Lombardie, worunter außer der schon so genannten Landschaft auch noch Mayland und Montferrat begriffen worden wäre; wofür man

dem

dem Herzog von Mantua das Herzogthum Cremona gegeben hätte. Es wäre eine authentische Urkunde über diese Erhebung ausgestellt worden, von Seiten des Pabsts, des Kaisers und der monarchischen Mächte der christlichen Republik.

Frankreich, wie man sieht, behielt bey diesen verschiedenen Theilungen nichts für sich selbst, als den bloßen Ruhm, sie mit Billigkeit zu vertheilen. Heinrich hätte dies lange vorher erklärt. Er sagte sogar einigemal mit so vieler Mäßigung als Einsicht: wenn diese Ordnung einmal eingerichtet wäre, so wollte er gern die Frage von dem Umfang, welchen Frankreich haben sollte, der Stimmenmehrheit unterworfen haben (9). Indessen da die Länder Artois, Hennegau, Cambray, Cambraisis, Tournaisis, Namur und Luxemburg niemand so gelegen waren als ihm, so wurden sie ihm abgetreten, nur aber, um damit in zehn Theilen zehn Französische Prinzen oder Herren, unter dem Titel von Souverains, zu begnadigen.

England war genau in demselben Fall. Dies war ein unter den fürstlichen Urhebern dieses Projekts, Elisabeth und Heinrich, ausgemachter Punkt; nach der Bemerkung, welche wahrscheinlich von dieser Königin gemacht worden war: daß die Brittannischen Inseln in den verschiedenen Veränderungen, durch welche sie gegangen waren, im Zustand einer oder mehrerer Monarchien, eines Wahlreichs, Erbreichs, männlicher, weiblicher Regenten, unter der Veränderung ihrer Gesetze und ihrer Polizey &c. doch nie ein wirkliches Unglück erlitten hätten, außer wenn ihre Beherrscher sich über ihr kleines, festes Land heraus wagten. Es scheint in der That, als wären sie von der Natur selbst darauf eingeschränkt, so daß es nur

auf

auf sie ankömmt, unabhängig glücklich zu seyn, wenn sie anders sich darauf einschränken, die drey ihnen unterworfene Völkerschaften dadurch im Frieden zu erhalten, daß sie jede nach ihren Rechten und Gewohnheiten regieren. Um zwischen Frankreich und England alles gleich zu stellen, nahm man von dem Herzogthum Limburg, Brabant, Mecheln und andern Angehörungen des Flämischen, Gallikanischen oder Kaiserlichen Flanderns so viel, um daraus acht souveraine Lehen für acht Prinzen oder Milords von dieser Nation zu machen.

Diese zwo Portionen ausgenommen, wurde der ganze Rest der siebenzehn vereinigten Provinzen, Spanien gehörig oder nicht, für einen freyen unabhängigen Staatskörper unter dem Namen der Belgischen Republik erklärt. Ein Lehen, unter dem Titel eines Fürstenthums, mußte jedoch noch davon abgesondert werden für den Prinzen von Oranien, und einige andre ähnliche Schadloshaltungen von geringem Werth für drey bis vier andre Personen. Der Clevesche Nachlaß wurde unter die Fürsten vertheilt, welche der Kaiser dessen berauben wollte. Dies war das Mittel, sie auf Kosten des Hauses Oestreich zu vergnügen, so wie auch einige andre Fürsten dieses Landes, denen man die darinn gelegene Reichsstädte überließ. Schweden und Dännemark selbst, wiewohl das Gesetz, das sich Frankreich und England auferlegt hatte, ihnen mit diesen beyden Kronen gemeinschaftlich seyn sollte, fanden bey dieser Vertheilung noch ein Mittel sich mehr Ausdehnung und Bequemlichkeit zu verschaffen. Die beständigen Unruhen, welche diese zween Staaten quälen, würden dadurch ihre Endschaft erreichen, und das hieße ihnen, meines Erachtens, einen wichtigen Dienst erzeigen. Alle diese Abtretungen, Austau-

schungen

schungen und Uebertragungen im Norden von Deutschland mußten nach dem Ausspruch der Könige von Frankreich, England und der Lombardey und der Republik Venedig geschehen.

Man begreift jetzt die Absicht des neuen Plans, nämlich ganz Europa unter eine gewisse Anzahl von Mächten verhältnißmäßig zu vertheilen, welche einander nicht von Seiten der Gleichheit zu beneiden, noch von Seiten des Gleichgewichts etwas von einander zu befürchten gehabt hätten. Die Anzahl derselben war auf fünfzehn festgesetzt, und sie waren von drey verschiedenen Arten, nämlich sechs große monarchische Erbherrschaften, fünf Wahlmonarchien, und vier unabhängige Freystaaten. Die sechs Erbmonarchien waren Frankreich, Spanien, England oder Großbrittannien, Dännemark, Schweden und die Lombardey; die fünf Wahlreiche: das Kaiserthum, das Pabstthum oder Pontifikat, Polen, Ungarn und Böhmen; die vier Republiken: die Republik Venedig oder die Signoria, die Republik Italien, die man auch wegen ihrer Herzoge die Herzogsrepublik nennen kann, die Schweiz als die Helvetische oder auch konföderirte Republik, und die Belgische oder Provinzenrepublik.

Die zu Befestigung des Bandes aller Glieder unter einander und zu Handhabung der einmal eingeführten Ordnung dienenden Gesetze und Statuten; die wechselseitigen Eide und Verpflichtungen sowohl in Ansehung der Religion als des Politischen; die gegenseitigen Versicherungen über die Handlungsfreyheit; die Maaßregeln, um alle diese Eintheilungen der Billigkeit gemäß und zur allgemeinen Zufriedenheit zu machen; — dies alles versteht sich von selbst, ohne daß ich mich über die Vorkehrungen zu verbreiten habe, welche Heinrich für jede dieser Rücksichten getrof-

fen

sen hatte. Es konnten sich höchstens im Einzelnen einige kleine Schwierigkeiten hervorthun, die leicht in dem hohen Rath gehoben worden wären, der gleichsam den Reichstag von ganz Europa vorstellte, und dessen Errichtung ohne Zweifel der glücklichste Gedanke wär, den man haben konnte, um den Veränderungen entgegen zu arbeiten, welche die Zeit oft bey den weisesten und nützlichsten Einrichtungen hervorbringt.

Das Muster für diesen Europäischen Hohenrath war von dem der Griechischen Amphiktyonen genommen, mit den unsern Gebräuchen, unserm Clima, und dem Zweck unsrer Politik angemessenen Bestimmungen. Er bestand in einer gewissen Anzahl Kommissarien, Ministern oder Bevollmächtigten, von allen Herrschaften der christlichen Republik, die sich beständig in corpore versammelten, um über die vorfallenden Geschäffte zu berathschlagen, sich mit Auseinandersetzung des verschiedenen Interesse, Beylegung der Streitigkeiten, Erläuterung und Erledigung aller bürgerlichen politischen und Religionshändel Europens, sowohl unter sich als mit Fremden, zu beschäfftigen. Die Form und Verfahrungsart dieses Raths wäre durch die Stimmen dieses Senats selbst näher bestimmt worden. Die Meynung Heinrichs war, daß er z. B. aus vier Kommissarien für jeden der nachfolgenden Potentaten bestehen sollte: den Kaiser, den Pabst, die Königen von Frankreich, Spanien, England, Dännemark, Schweden, Lombardey, Polen, und die Republik Venedig, und aus zween für die andern Republiken und mindern Mächte; was einen Senat von ungefähr sechs und sechzig Personen ausgemacht haben würde, deren frische Wahl von drey zu drey Jahren hätte vorgenommen werden können.

In

In Ansehung des Orts hätte man ausgemacht, ob es besser seyn möchte, daß dieser Rath permanent oder umgehend, in drey abgetheilt, oder in ein Ganzes vereinigt wäre. Würde man ihn zu zwey und zwanzig Personen abgetheilt haben, so müßte deren Aufenthalt an drey Orten seyn, welche wie eben so viel bequeme Mittelpunkte wären, wie Paris oder Bourges für einen, Trient oder Cracau oder sonst ein Ort in der Gegend für die beyden andern. Hielte man für besser, ihn ungetheilt zu lassen, so müßte der Ort der Versammlung, fest oder wandelbar, ungefähr das Herz von Europa, und folglich in einer der folgenden vierzehn Städte seyn: Metz, Luxemburg, Nancy, Cölln, Mainz, Trier, Frankfurt, Wirzburg, Heidelberg, Speier, Worms, Strasburg, Basel, Besançon.

Ich glaube, daß man außer diesem Hohen Rath noch über eine gewisse Anzahl besonderer Räthe zur Bequemlichkeit der verschiedenen Gegenden übereingekommen seyn würde. Hätte man sechs errichtet, so würde man sie z. B. nach Danzig, Nürnberg, Wien in Deutschland, Bologna, Constanz in Italien, und den letzten an den bequemsten Ort für die Reiche Frankreich, Spanien, England und die Belgische Republik, die er besonders angieng, verlegt haben. Zahl und Form dieser besondern Räthe hätte aber auch seyn mögen, wie man gewollt hätte, so wäre es doch ganz nützlich gewesen, daß von ihnen an den Hohen Rath hätte appellirt werden können, dessen Bescheide eben so viele unwiderrufliche und unumstößliche Schlüsse gewesen seyn würden, indem sie als ausgeflossen von der so frey als unumschränkt aburtheilenden vereinten Autorität aller Souverains angesehen worden wären.

Lassen wir aber alles, was sich auf Spekulationen einschränkt, bey denen Erfahrung und Ausübung noch manche

manche Veränderungen hätten bewirken können, und kommen auf die Mittel, welche Heinrich anwendete, um die Ausführung seines großen Entwurfs zu erleichtern. Ich werde so viel möglich der Wiederholung desjenigen ausweichen, was man an verschiedenen Stellen dieser Denkwürdigkeiten schon gelesen hat.

Heinrich hatte es jederzeit für höchstwichtig gehalten, sich eines der mächtigsten europäischen Fürsten zu versichern, mit dem er alle seine Projekte verabreden könnte; daher setzte man nach dem Tod der Elisabeth, welche das Interesse beyder Kronen von Frankreich und England unzertrennlich verknüpft hatte, alles in Bewegung, um alle ihre Gesinnungen auf ihren Nachfolger, den König Jakob zu verpflanzen. Hätte ich dies bey der feierlichen Gesandschaft, wovon ich oben das Nähere erzählt habe, bewirken und diesen Herrn so weit bringen können, daß er seinen Namen öffentlich neben Heinrich hätte erscheinen lassen, so würde diese Waffenbrüderschaft, besonders wenn sie gleichermaßen durch den Beytritt der Könige von Dänemark und Schweden verstärkt worden wäre, die Mühe und die Schwierigkeiten vieler Unterhandlungen erspart haben. Man mußte sich aber, wie man oben gesehen hat, bey dem König von England mit eben den Versprechungen begnügen, die man von den andern Höfen auswürkte: daß er sich nemlich nicht nur der Konföderation nicht widersetzen, sondern auch, wenn Heinrich seine Entwürfe bekannt gemacht haben würde, sich öffentlich für uns erklären, und eben so wie die übrigen Interessenten dabey mitwirken wolle. Dies war endlich um so leichter zu gewinnen, als man ein Temperament fand, welches der Trägheit dieses Fürsten nichts kostete, nämlich durch seinen Sohn, den Prinzen von Wallis ausführen zu lassen, was er un-

ter seinem eignen Nahmen zu unternehmen anstand. Sobald dieser von seinem Vater so viel erhalten hatte, daß er wenigstens zu seinen Schritten durch die Finger sehen wolle, kam er allen Wünschen Heinrichs zuvor; beseelt von der Begierde, sich Ruhm zu erwerben, und sich zugleich der Achtung Heinrichs und der Verbindung mit ihm würdig zu machen. Denn er sollte die erstgebohrne königl. Prinzessin zur Gemahlin bekommen. Er schrieb und ließ mir öffters durch St. Antoine in diesen Ausdrücken davon schreiben. Er setzte hinzu, der König von Frankreich könne auf sechstausend Mann Infanterie und funfzehnhundert Mann Cavallerie rechnen, die er sich anheischig mache ihm zuzuführen, und nachher wurde diese Anzahl noch mit zweytausend Fußknechten und acht Kanonen vermehrt, welche auf englische Kosten wenigstens drey Jahre besoldet und unterhalten werden sollten. Der König von Schweden zeigte sich nicht minder eifrig für die gemeine Sache, und der König von Dänemark schien eben so gesinnt zu seyn.

Man negociirte unterdessen unablässig an den verschiedenen Europäischen Höfen, besonders bey den teutschen Kreisen und den vereinigten Provinzen, wo der König zu dem Ende Boissise, Fresne, Cannaye, Baugy, Ancel und Bongars hielt. Der Staatsrath der Niederlande war bald dafür gestimmt, der Prinz von Oranien schickte die Herrn Malderet und Brederode, um dem König von ihnen funfzehntausend Mann Infanterie und dreytausend Mann Cavallerie anzutragen, ohnmittelbar nach ihnen kam der Landgraf von Hessenkassel und der Fürst von Anhalt, denen man so wie dem Prinzen von Oranien, die Verbindlichkeit hatte, die Liste der Conföderation in ziemlich kurzer Zeit mit dem Herzog von Savoyen, mit allem was

es in Ungarn, Böhmen und Niederösterreich mit der reformirten Religion hielt, mit einer Menge protestantischer Fürsten und Städte in Deutschland, und endlich mit allen reformirten Schweizer-Cantons vermehrt zu sehen. Und als die Clevische Erbfolge, welche der Kayser, wie man sah, an sich reissen wollte, einen andern Grund zur Verbindung abgegeben hatte, war beynahe niemand mehr in Deutschland, der es nicht mit uns gehalten hätte, wie dieß das Resultat der allgemeinen Versammlung zu Halle hinlänglich beweist. Dem Churfürsten von Sachsen, welcher vielleicht allein von der Gegenparthey geblieben war, hätte man so viel zu schaffen gemacht, daß er Mühe gehabt haben würde, damit fertig zu werden; man hatte nemlich ihm die Linie Johann Friedrichs, welche durch Carl V. um dieses Churfürstenthum gekommen war, entgegengestellt.

Es waren mehrere unter diesen Mächten, von denen ich überzeugt bin, daß man bey ihnen nichts gewagt hätte, wenn man sich gegen sie selbst über die Hauptsache dieser Unternehmung eröfnet hätte, welche sie sogar mit desto grösserer Wärme unterstützt haben würden, da sie gesehen hätten, daß man öffentlicher auf die Zerstörung der Größe des Haußes Oesterreich ausgieng. Dies war sicher der Fall bey den Venetianern, den vereinigten Provinzen und beynahe bey allen Protestanten, besonders den Evangelischen in Deutschland. Da man aber nicht zu vorsichtig seyn konnte, um die Katholischen Mächte, die man für das Project zu gewinnen suchte, nicht gegen die neue Allianz einzunehmen, so hütete man sich wohl, die wahren Beweggründe und den ganzen Umfang des verabredeten Projects bekannt werden zu lassen. Das Geheimniß der Intrigue wurde im Anfang allen ohne Ausnahme verborgen gehalten; nachher wurde es einer sehr ge-

ringen Anzahl von Personen enthüllt, die man unumgänglich nöthig zu haben glaubte, um die andern zu gewinnen, und von denen man nicht zu besorgen hatte, daß sie es verrathen würden. Lange Zeit wurde den übrigen die Association nur als eine Art von allgemeinem Friedenstractat vorgestellt, worinn man alles begreifen würde, was das allgemeine Beste Europens an Mitteln für das allgemeine Wohl an die Hand geben würde, um die Fortschritte der ausschweifenden Macht des Hauses Oesterreich zu hemmen. Unsre Gesandten und Agenten hatten blos Befehl von diesen Fürsten die Erneuerung oder Eingehung eines Bündnisses zu verlangen, um desto wirksamer am Frieden zu arbeiten, sie selbst über die Mittel dazu um Rath zu fragen, den Schein anzunehmen, als wären sie blos abgeschickt, um sie mit ihnen aufzusuchen, indessen doch sie zu sondiren, und nach der Stimmung, worinn sie befunden würden, wie von ohngefähr und als blose Vermuthung, ein Wort fallen zu lassen, von einer neuen Ordnung der Dinge, welche geschickter seyn dürfte das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, und jeder Religion die Ruhe zu sichern, deren sie bis jetzt nicht hätten genießen können. Die Vorschläge von Verbindungen oder Vermählungen wurden sehr glücklich bey der Königin von England und Schweden und den Herzogen von Savoyen und Lothringen versucht. Es war eine ausgemachte Sache, den Dauphin mit der Erbprinzessin von Savoyen zu vermählen, und dieß Herzogthum ferner wie zuvor vom Reich zu Lehn gehen zu lassen.

Keine Vorsicht schien aber so nothwendig und wurde allen unsern Geschäftsträgern so sehr empfohlen, als die, alle europäische Fürsten von der Uneigennützigkeit zu überzeugen, womit Heinrich beschlossen hatte,

bey

bey dieser Sache zu Werk zu gehen. Man fand Mittel, sie diesen Fürsten vorzustellen, und sie davon zu überzeugen, als wir in der Voraussetzung, daß es zu den Waffen kommen würde, laut versicherten: man könne auf die Macht, auf die Schätze und selbst auf die Person Heinrichs rechnen, und zwar so unentgeltlich von seiner Seite, daß er sich, ohne zu warten bis man ihn darum ersuche, ganz aus eigenem Antrieb entschliessen würde, die bestimmtesten Versicherungen darüber zu geben, daß er nichts, weder eine einzige Stadt noch auch nur einen Zoll breit Landes, nicht einmal als Entschädigung für sich behalten wolle. Diese Mäßigung, welche endlich niemand mehr bezweifelte, machte den ganzen Eindruck, den sie machen mußte, da man so ziemlich sehen konnte, daß sie um so großmüthiger sey, als es dabey Dinge gab, welche die Begierde der ganzen Welt reizen und befriedigen konnten. Einstweilen, bis diese unbedingte Entsagung bekannt und feyerlich wurde, wie sie es in den Manifesten werden sollte, die man ausgehen lassen wollte, gab Heinrich einen Beweis davon, welcher den Pabst vollends für ihn gewann.

Da es allgemein bekannt war, daß Navarra und die Grafschaft Roussillon ohnstreitig wieder an Frankreich fallen mußten, weil es wenigstens darauf abgesehen war, Spanien aus denen Anmassungen, welche am offenbarsten ungerecht waren, zu vertreiben, so erbot sich der König freywillig, sie gegen die zwey Königreiche Neapel und Sicilien zu vertauschen und zugleich dem Pabst und der Republik Venedig mit beyden ein Geschenk zu machen. Dies hieß dem unstreitigsten Recht entsagen, das er auf die dieser Krone abzunehmenden Stücke hatte. Indem er zugleich diese Sache dem schiedsrichterlichen Ausspruch

des Pabsts und der Venetianer heimstellte, machte er sie sich um so mehr verbindlich, als er dadurch zu ihren Gunsten den ganzen Vortheil der Partheyen und die ganze Ehre des Richteramts vereinigte. Der Pabst kam daher auch auf den ersten Antrag, der ihm deswegen gethan wurde, Heinrich selbst entgegen. Er ließ erst anfragen: ob man bey den gegenwärtigen Umständen für gut fände, daß er das Amt eines gemeinschaftlichen Vermittlers übernähme, um den Frieden in Europa herzustellen und den Krieg, den dessen Fürsten beständig mit einander führten, in einen ewigen Krieg gegen die Ungläubigen zu verwandeln. Denn diesen Theil des Projects hatte man ihm sehr sorgfältig geoffenbart. — Das hieß hinlänglich erklären, daß er nicht Lust habe, etwas ohne seinen Beytritt geschehen, und noch weniger, den angebotenen Vortheil aus den Händen zu lassen.

Paul V. erklärte sich noch deutlicher, als er glaubte, daß es Zeit wäre zu reden. Ubaldini sein Nuntius sagte dem König: Se. Heiligkeit machten sich anheischig, unter allerley Vorwand für die Union gegen das Haus Oesterreich zehntausend Mann Infanterie, fünfzehnhundert Mann Cavallerie und acht Kanonen zu stellen, vorausgesetzt, daß Se. Majestät es übernähme das erfoderliche Geld zu deren Unterhaltung auf drey Jahre herzuschießen, daß man ihm jede Sicherheit über die Abtretung von Neapel und die andern ihm versprochenen Gerechtsame leiste, und rechtlich die Bedingungen erfülle, welche er seiner Seits dem Tractat beyfügen zu müssen glaube. Diese Bedingungen, wenigstens die hauptsächlichsten waren, daß man keinen andern als einen Katholiken zum Kayser wählte; daß die Römische Religion bey allen ihren Gerechtsamen so wie die Geistlichen bey allen ihren Privile-

vilegien und Freyheiten geschützt würden; daß die Protestanten sich nicht in Ländern niederlassen könnten, wo sie zur Zeit des Tractats noch nicht vorhanden wären. Der König versprach gegen Ubaldini, alle diese Bedingungen heilig zu beobachten, und räumte dem Pabst noch überdieß die Ehre ein, bey allen denen, welche noch bey Errichtung der neuen Republiken fest zu setzen seyn möchten, den Schiedsrichter abzugeben.

Es war keine Kleinigkeit, den Pabst zu diesem Schritt gebracht zu haben, indem sein Beyspiel unfehlbar von großer Wirkung seyn mußte, um die übrige Katholische Staaten, besonders in Italien, zu bestimmen. Man hatte nichts versäumt, die günstige Stimmung, worinn sie zu seyn schienen, zu unterstützen, indem man den Cardinälen und andern kleinen Italienischen Fürsten genau ihre Pensionen ausbezahlte und selbst verschiedene neue Gratificationen hinzufügte. Die Errichtung einer neuen Monarchie in Italien war der einzige Vorwand, dessen man sich an diesen kleinen Höfen bedienen konnte, um nichts mit der Union zu thun haben zu wollen; allein diese eitle Besorgniß war leicht zu zerstreuen, und ihre eignen Vortheile mußten sie hinlänglich sicher machen. Wenn dieß nicht hinreichend war, hätte man seine Zuflucht zu der Drohung genommen, alle Gegner nach einer gewissen Frist aller Ansprüche auf diese Vortheile verlustig zu erklären, sie sogar jeden Anspruchs auf die Kayserwürde und die Wahlreiche zu berauben, und diese kleinen Republiken in Fürstenthümer und die Fürstenthümer in Republiken zu verwandeln. Es ist nicht wahrscheinlich, daß irgend einer von ihnen sich nur einen Augenblick über die Wahl bedacht haben würde. Die Bestrafung des ersten Widerspenstigen hätte übrigens vollends dazu beygetragen, alle diese klei-

nen Staaten, welche übrigens ihre ganze Ohnmacht fühlen, in den Schranken ihrer Pflicht zu erhalten. Allein dieß Mittel war nur für den Fall, daß alle andern fehlschlügen und selbst bey der Bestrafung mußte immer noch ein Gnadenpförtchen offen gelassen werden.

So weit war bis zu dem unglücklichen Zeitpunkt des Todes Heinrichs des Großen alles gediehen; und hier sehe man noch besonders die genaue Angabe der Kriegsmacht, wegen welcher alle interessirten Parteyen übereingekommen waren. Die Könige von England, Schweden und Dännemark stellten für ihr Contingent jeder achttausend Mann Infanterie, funfzehnhundert Mann Cavallerie und acht Kanonen, alles wenigstens drey Jahre lang auf ihre Kosten besoldet und unterhalten. Dieser Aufwand zu zehn Livres monatlich für jeden Fußknecht und dreyßig Livres zur jeden Reuter mit Inbegriff des Gehalts der Offiziere, das Jahr zu zehn Monaten gerechnet, kam jeden dieser Staaten auf drey Millionen dreymal hundert und siebenzigtausend für die drey Jahre, den Aufwand für die Artillerie, jedes Stück monatlich zu funfzehnhundert Livres gerechnet, mit begriffen. Die oben genannten Deutschen Fürsten gaben fünf und zwanzigtausend Mann Infanterie, zehntausend Mann Cavallerie und vierzig Kanonen her. Sie hatten dies selbst auf neun bis zehn Millionen für die drey Jahre angeschlagen. Die vereinigten Provinzen zwölftausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zehn Kanonen; Aufwand zwölf Millionen. Ungarn, Böhmen und andere Evangelische in Deutschland, gleiche Anzahl und ungefehr gleichen Aufwand. Der Pabst zehntausend Mann Infanterie, funfzehnhundert Mann Cavallerie und zehn Kanonen. Die Venetianer zwölftau-

tau.

tausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zehn Kanonen. Der Herzog von Savoyen achtzehntausend Mann Infanterie, zweytausend Mann Cavallerie und zwölf Kanonen. Der König hatte sich verbindlich gemacht, die Kosten der Kriegsrüstung für die drey letzten Artikel zu tragen. Die ganze Summe dieser auswärtigen Macht, so stark man auch den Abgang davon annehmen mag, hätte doch jederzeit wenigstens hunderttausend Mann Infanterie, zwanzig bis fünf und zwanzigtausend Mann Cavallerie, und ohngefähr hundert und zwanzig Kanonen ausgemacht.

Der König seiner Seits hatte wirklich zwo wohl ausgerüstete Armeen auf den Beinen; die erste, welche er in eigner Person kommandiren wollte, von zwanzig tausend Mann Infanterie, lauter gebohrnen Franzosen, achttausend Mann Schweizer, viertausend Lanzknechte oder Walonen, fünftausend Mann Cavallerie und zwanzig Kanonen. Die zwote, welche Lesdiguires nach der Seite des Gebürgs zu führen bekommen sollte, von zehntausend Mann Infanterie, tausend Mann Cavallerie und zehn Kanonen; außer einem fliegenden Lager von viertausend Mann Infanterie, sechshundert Mann Cavallerie und zehn Kanonen, und einer Verstärkung von zweytausend Mann zu Fuß, nach Erforderniß in Garnison zu legen (10). Berechnen wir einmal die Unterhaltung aller dieser Leute und Kriegsprovisionen.

Die zwanzigtausend Mann Infanterie, jeden Mann monatlich mit Inbegriff des Gehalts der Chefs und Offiziers zu ein und zwanzig Livres gerechnet, machen monatlich viermal hundert und zwanzigtausend Livres, und jährlich fünf Millionen und vierzigtausend. Die achttausend Schweizer und viertausend

Lanzknechte drey Millionen. Die fünftausend Pferde zu sechszig Livres, jeden Reuter, weil darunter der noch ansehnlichere Gehalt der Offiziers, besonders der Cornette-Blanche des Königs begriffen ist, die aus tausend Mann vom vornehmsten Adel des Reichs bestand, die dabey als bloße Volontairs dienten, machen monatlich zweymal hundert und vierzig tausend Livres, und jährlich zwo Millionen achtmal hundert und vierzigtausend. Die zwanzig große Kanonen, sechs Feldschlangen und vier Batarden kosten zu unterhalten, wenn weiter nichts mehr dazu zu kaufen ist, jedes Stück monatlich dreytausend sechshundert Livres, alle dreyßig also, hundert und achttausend Livres, und jährlich zwölf mal hundert und vierzig und einige tausend. Extraankauf und Abgang bey dem Vorrath und den Munitionen dieses Heers monatlich hundert und fünfzigtausend und jährlich eine Million und achtmal hundert tausend Livres.

Ferner für Ausgaben, so wohl gewöhnliche als außergewöhnliche, Spionen, für die Bedürfnisse der Kranken und Verwundeten und andre unversehene Erfordernisse, alles aufs höchste angeschlagen, ebenfalls die Summe von einer Million und achtmalhunderttausend Livres. Zur Bestreitung dessen, was bey der Armee der alliirten Fürsten abgehen möchte; zur Bezahlung von Pensionen und zur Anschaffung der besondern Bedürfnisse im Innern des Reichs, monatlich dreymalhunderttausend und jährlich drey Millionen und sechsmal hunderttausend Livres. Die Unterhaltung der Armee des Herzogs von Lesdiguieres, jährlich drey Millionen, eben so viel für die Armee des Pabsts, der Venetianer und des Herzogs von Savoyen. Diese vier letzten Artikel machen jährlich zwölf Millionen. Diese Summe mit den vorhergehenden

zusam-

zusammen gerechnet beläuft sich ohngefähr auf dreyßig Millionen, hundert und sechszigtausend Livres jährlich.

Man darf wegen der drey Jahre, welche der Krieg nach der Voraussetzung dauern darf, diese Summe nur tripliren, so hat man zwischen neunzig und ein und neunzig Millionen, auf die sich ohngefähr alle Kosten des gegenwärtigen Kriegs belaufen konnten; ohngefähr sage ich, weil ich in dieser Rechnung das fliegende Lager und die zweytausend Mann Besatzungstruppen noch nicht mit in Anschlag gebracht habe. Der erste dieser zween Artikel zu achtzehn Livres monatlich für jeden Fußknecht und fünfzig für jeden Reuter, macht noch eine Summe von ohngefähr hundert und dreyßigtausend Livres monatlich, eine Million und fünfmal hunderttausend Livres jährlich, und vier Millionen fünfmal hunderttausend Livres auf alle drey Jahre; und der andere giebt ebenfalls ein Product von ohngefähr zwölfmal hunderttausend Livres auf alle drey Jahre.

In dieser Voraussetzung, daß die Kriegskosten sich für Frankreich nicht höher als auf neunzig bis fünf und neunzig Millionen belaufen können — eine Voraussetzung, die nicht zu gewagt ist, da wir alles aufs höchste angesetzt haben — läßt sich leicht zeigen, daß Heinrich am Ende dieser drey Jahre in seinen Cassen noch dreyßig Millionen Ueberschuß vorfinden mußte, indem der Fonds seiner ganzen in diesen drey Jahren gemachten und zu machenden Einnahme sich auf hundert und ein und zwanzig Millionen fünfmal hundert und vierzigtausend Livres belief, was sich aus den drey Rechnungen ergab, welche ich Sr Majestät zustellte.

Die erste dieser Rechnungen, welche ein bloßer Sortenzettel der gegenwärtig in den untern Gewölben

der

der Bastille niedergelegten Summen war, belief sich auf zwey und zwanzig Millionen, viermal hundert und sechszigtausend Livres, in verschiedenen Kisten, welche: „Phelipeaux, Puget und Bouhier" gezeichnet waren. Die zwote war ein anderer Sortenzettel von Summen, welche wirklich Pächter, Beständer und Generaleinnehmer schuldig waren, und die man für so gut als schon eingegangen ansehen konnte: sie machten eine Summe von achtzehn Millionen, sechsmal hundert und dreyzehntausend Livres, die dem König augenblicklich zu Gebot stand. Um den Rest dieser hundert und ein und zwanzig Millionen herauszubringen, nahm ich in der dritten Rechnung meine Zuflucht nicht etwa zu neuen Erpressungen (11). Diese Summe mußte dem König blos von den Erbietungen einer Erhöhung der verschiedenen königlichen Einkünfte einkommen, welche die Beständer und Pächter auf einen Pacht von drey Jahren gemacht hatten, und von denen, welche die Beamten bey der Justiz und den Finanzen sich freywillig gegen den Genuß gewisser Privilegien und Vorrechte zu erlegen erboten hatten, so daß ich unter diesen hundert und ein und zwanzig Millionen noch nicht einmal die Einnahme gerechnet hatte, welche in diesen drey Jahren an ständigen königlichen Geldern einkommen mußte. Auf den Fall, daß die Noth nachher erfodert hätte, zu lästigern Mitteln zu greifen, so gab ich dem König eine andere Rechnung, aus welcher er ersah, daß er statt dieser hundert und ein und zwanzig Millionen auf hundert und fünf und siebenzig hätte rechnen können (12). Uebrigens habe ich in verschiedenen Stellen dieser Denkwürdigkeiten gezeigt, daß dies Reich im dringenden Nothfall sich Quellen beynahe unerschöpflicher Schätze eröffnen kann.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß man sich durch ähnliche Rechnungen der Geldsummen und der Anzahl

von

von Kriegsleuten hätte versichern können, welche die andern Conföderirten zu stellen hatten. Allein so sehr man sich auch da hätte verrechnet haben mögen, so hatte doch Heinrich vierzig Millionen daran zu setzen; welchen Widerstand konnte ihm also eine Macht leisten, von der man wußte, daß sie an Geld, und man kann wohl sagen, auch an Soldaten erschöpft war? Denn es ist allgemein bekannt, daß die besten und meisten Soldaten, deren sich Spanien zu bedienen pflegt, aus Sicilien, Neapel und der Lombardey kommen, oder auch Deutsche, Schweizer und Walonen sind.

Da sich also alles zu einem glücklichen Erfolg vereinigte, und man die Vorsicht gebraucht hatte, an den Orten des Durchzugs gute Magazine anzulegen, so war der König im Begriff sich mit dem Corps d'Armee geradezu nach Mezieres auf den Marsch zu begeben; von da hätte er seinen Weg durch Clinchamp, Orchimont, Bauraing, Offais, Longpré ꝛc. genommen, nachdem man fünf Forts in diesen Gegenden anlegen lassen, und seine zwey tausend Mann mit der nöthigen Munition zur Besatzung hineingelegt hätte, und hätte sich dann auf der Seite von Duren und Stablo mit den zwo Armeen vereinigt, welche ihrer Seits die deutschen Fürsten und die vereinigten Provinzen vorrücken ließen. Da man nun damit angefangen hätte, den Feinden jeden Zugang zu den Ländern Cleve und Jülich abzuschneiden, so wären diese Fürstenthümer, welche der Vorwand der Kriegsrüstung waren, ihm gleich in die Hände gefallen und sequestrirt worden, bis der Kaiser und der König von Spanien gezeigt hätten, wozu sie sich in Ansehung der alliirten Fürsten entschließen wollten.

Diesen Augenblick hatte man erwählt, durch ganz Europa in Form eines Manifests die Erklärungen bekannt

kannt zu machen und zu verbreiten, welche diesem die Augen über seinen wahren Vortheil und über den wahren Beweggrund öffnen sollten, welcher Heinrich und den konföderirten Fürsten die Waffen in die Hände gegeben hätte. Diese Manifeste waren mit sehr großem Fleiß aufgesetzt. Der Geist der Gerechtigkeit, der Geradheit, der Redlichkeit, der Uneigennützigkeit und der guten Politik blicken darinn überall hervor. Ohne noch darinn alle die Veränderungen ganz zu entdecken, welche man in Europa vornehmen wollte, gab man zu verstehen, daß das allgemeine Interesse alle Fürsten bewaffnet habe, nicht nur um das Haus Oesterreich zu verhindern, sich in Besitz der Cleveschen Staaten zu setzen, sondern auch um es aus den vereinigten Provinzen und aus allem, was es mit Unrecht besäße, zu vertreiben. Ihr Zweck sey alle diese abgenommenen Stücke unter die schwächsten Fürsten und Staaten zu vertheilen. Man müsse diese Unternehmung nicht als eine Ursache ansehen, welche den Krieg durch ganz Europa entflammen sollte; obschon bewaffnet, verlangten die Könige von Frankreich und von Norden nichts weiter als den Titel von Vermittlern bey den Ursachen, welche Europa hätte, sich durch ihren Mund über das Haus Oesterreich zu beschweren, und suchten nichts als die Streitigkeiten dieser Fürsten unter einander gütlich auszumachen. Sie verlangten bey dieser Gelegenheit nichts, ohne einmüthige Bewilligung nicht nur aller dieser Mächte, sondern auch aller Völker vorzunehmen, welche man einlud, den alliirten Königen ihre Vorstellungen zu machen. Dies wäre der wesentliche Inhalt der Circularbriefe gewesen, welche Heinrich und die verbündeten Fürsten zu gleicher Zeit an alle ihrer Herrschaft unterworfene Orte hätten ausgehen lassen, damit die dadurch unterrichteten Völker ihre Stimmen vereinigt hätten, und so von allen Seiten der

Christen-

Christenheit ein allgemeines Geschrey über das Haus Oesterreich entstanden wäre.

Da man entschlossen war, sich mit der äußersten Sorgfalt in Acht zu nehmen, um durchaus bey niemand einen Verdacht zu erwecken; und da Heinrich seine Konföderirte mehr und mehr überzeugen wollte, daß es ihm einzig um ihr wahres Bestes zu thun sey: hätte er allen diesen Schriften andere Briefe an die verschiedenen Höfe beygelegt, besonders an die Churfürsten von Kölln und Trier, an die Bischöffe von Münster, Lüttich und Paderborn, an den Herzog und die Herzogin von Lothringen. Man hätte eben dies Verfahren gegen die Feinde selbst beobachtet, in Briefen an den Erzherzog, seine Gemahlin, die Infantin, an den Kaiser selbst und an alle österreichische Prinzen, indem man sie durch die stärksten und dringendsten Mittel zu Ergreifung des einzigen vernünftigen Entschlusses zu vermögen gesucht hätte. Ueberall, wohin man vorgerückt wäre, hätte man nichts vernachläßigt, um zu belehren, zu überzeugen und Zutrauen zu erwecken. Bis zur strengsten Gewissenhaftigkeit hätte man die Sorgfalt getrieben, die Verträge zu erfüllen, die Länder, über die man hätte disponiren können, auszutheilen, oder sie bis zur Entscheidung zu sequestriren. Gewalt hätte man nie gebraucht, bis man gesehen hätte, daß Bitten, Vernunftgründe, Gesandtschaften und Unterhandlungen fruchtlos blieben. Endlich hätte man sich so gar bey der Führung des Kriegs selbst, weniger als Feind als wie Friedensstifter betragen. Die Königin wäre bis Mez gegangen; der ganze Hof wäre ihr dahin gefolgt, mit dem ganzen Prunk und Aufzug, welche den Frieden verkünden.

Heinrich hatte ein neues Reglement für die Mannszucht in seinem Lager ausgesonnen, das sehr geschickt war,

war, dies zu bewirken, besonders wenn die alliirten Fürsten seinem Beyspiel gefolgt wären. Er stellte vier Marschälle von Frankreich, oder wenigstens vier Lagermarschälle auf, welche einzig darauf sehen sollten, alles in Ordnung, in der genauesten Mannszucht und strengsten Subordination zu erhalten. Das Fach des ersten wäre die Reuterey, das des zweyten das Französische Fußvolk gewesen; der dritte hätte die Aufsicht über die fremden Truppen bekommen; der vierte die über alles was zur Artillerie, zur Kriegs- und Mundprovision gehört. Der König selbst hätte sich genaue Rechenschaft über diese vier Theile ablegen lassen. Mit gleichem Eifer würde er sichs haben angelegen seyn lassen, alle militärische Tugenden in seiner Armee ehrenvoll auszuzeichnen, und daher Ehrenstufen und Stellen blos dem Verdienst zu ertheilen, durch Auszeichnung der guten Offiziers, Belohnung des Soldaten, Bestrafung des Fluchens, Schonung seiner und der konföderirten Truppen, Erstickung des Geists der Religionszwietracht, und endlich durch Verbindung des Wetteifers und jener Harmonie der Gesinnungen, welche mehr als alles übrige zum Sieg beyträgt.

Der Verfolg dieser Unternehmung, was den Krieg betrifft, hätte von der Art abgehangen, womit der Kaiser und der König von Spanien die Anträge aufgenommen, und die Manifeste der verbündeten Fürsten beantwortet hätten. Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser der Gewalt nachgegeben und in alles gewilligt haben würde. Ich bin so gar überzeugt, daß er der erste gewesen wäre, eine persönliche Zusammenkunft mit dem König von Frankreich zu verlangen, um sich mit ihm über die Mittel zu besprechen, wodurch er sich wenigstens mit Ehre aus diesem schlimmen Handel ziehen könnte, und daß er zufrieden gewesen wäre, mit der Versicherung: man

man wolle ihm die Kaiserwürde mit allen Gerechtsamen lebenslänglich noch lassen. Die Erzherzoge hatten noch mehr gethan: sie hatten Heinrich für alle seine Truppen freyen Einzug in ihr Land und alle ihre Städte zugestanden, nur daß man darinn keine Feindseligkeiten üben, und auf dem Durchzug überall richtige Zahlung leisten solle. Wenn hier der Schein nicht betrog, so hätte sich Spanien, von aller Welt verlassen, wider seinen Willen unter das Gesetz des Siegers fügen müssen.

Man muß aber auch annehmen, daß alle Linien des Hauses Oestreich sich bey dieser Gelegenheit vereinigt und für ihr gemeinschaftliches Interesse alle die Bemühungen angestrengt hätten, deren sie fähig waren. In diesem Fall hätten Heinrich und die konföderirten Fürsten ihren Feinden förmlich den Krieg erklärt, und den Spaniern, besonders in den Niederlanden, allen Verkehr untersagt; nachdem sie, wie oben gedacht, ihre ganze Macht vereinigt, die deutsche Fürsten selbst gehört, den Völkern von Böhmen und Ungarn, welche gekommen wären, sie um Beystand anzuflehen, diesen verheißen und endlich sich des Cleveschen versichert hätten, hätten sie ihre drey Heere von Basel und Strasburg her anrücken lassen, um die Schweizer zu unterstützen, welche bey dem Kaiser, der Form wegen erst Erlaubniß nachgesucht und dann für die Union sich erklärt hätten. Die vereinigten Provinzen, von denen man sich entfernte, hätte man für hinlänglich vertheidigt gehalten durch das fliegende Lager, das Heinrich dahin hätte rücken lassen; durch die Englische und Nordische Armeen, denen man deren Bedeckung übertragen, und durch die Sorgfalt, die man sogleich gebraucht hätte, sich von Charlemont, Mastricht, Namur und andre Passagen von der Maasseite Meister

zu machen, und durch die Schiffsmacht dieser Provinzen, welche mit Hülfe der Englischen das Meer gesperrt haben würde.

Der Hauptkrieg konnte hierauf nur in Italien oder Deutschland vorfallen. Im ersten Fall hätten die drey Heere, Heinrichs, des Prinzen von Oranien und der deutschen Fürsten die Franche = Comté und die niederlädischen Grenzen, nur mit einem Truppenkorps besetzt, verlassen, und sich gegen das Gebirge gezogen, wo sie die Heere des Herzogs von Lesdiguieres, des Papsts, der Venetianer und des Herzogs von Savoyen vorgefunden hätten, welche alle jetzt die Maske abgenommen haben würden; die ersten, indem sie die Vollziehung der projecktirten Verfügung wegen Navarra, Neapel und Sicilien — und der Herzog von Savoyen, indem er für seine Gemahlin eine gleiche Ausstattung verlangt hätte, wie die Infantin Isabelle erhalten habe. In diesem Augenblick wäre Spanien der Krieg von allen Seiten erklärt gewesen. Hätten hingegen die Feinde Mine gemacht, den Krieg nach Deutschland spielen zu wollen, so hätten die Konföderirten nothdürftig Truppen in Italien gelassen, und wären bis in das Herz von Deutschland eingedrungen, wo sie von Seiten Ungarns und Böhmens mächtigen Beystand fanden, den diese Völker daselbst bereit hielten.

Von dem Rest der Ereignisse, welche auf diese Eröffnung gefolgt wären, kann man nur muthmaßlich urtheilen, weil sie von der größern oder geringern Langsamkeit abhiengen, womit sich die Feinde dem reißenden Strom unsrer Eroberungen entgegengedämmt haben würden, und von der größern oder mindern Eile von Seiten der Konföderirten, besonders an den äußersten Grenzen Deutschlands, ihre Verabredungen zu erfüllen. Indessen bin ich überzeugt, daß nach dem,

was

was ich hier aus einander gesetzt habe, jedermann das Haus Oestreich ansehen wird, als getroffen von dem Streich, der auf ewig dessen Macht zernichten, und dem Rest der Projekte, wovon dieser Angriff nur erst die Einleitung war, einen sichern Weg bahnen mußte. Ich setze hinzu — und die Stimme von ganz Europa rechtfertigt mich hier gegen den Vorwurf von Vorurtheil — daß wenn eine solche Unternehmung beynahe jederzeit von der Person des Oberhaupts und Anführers den Nachdruck erhält, der sie unfehlbar macht, die gegenwärtige nicht in beßre Hände kommen konnte, als bey Heinrich dem Großen. Mit einer Tapferkeit, die schon allein fähig war, die größten Hindernisse niederzuschmettern; mit einer Geistesgegenwart, welche nichts vernachläßigte, keinen Vortheil übersah; mit einer Klugheit, welche, ohne etwas zu übereilen, ohne zu viele Gegenstände mit Einmal umfassen zu wollen, sie unter einander zu verketten wußte, und alles kannte, was man nicht von der Zeit erwarten darf; mit einer vollkommenen Erfahrung; kurz mit allen großen Eigenschaften des Feldherrn und des Staatsmanns, welche in diesem Fürsten, dessen Geschichte ich hier entworfen habe . . . . was vermöchte man damit nicht zu vollenden? — dies hatte dieser große König durch jene bescheidene Devise ausdrücken wollen, die er auf die letzten Denkmünzen, die unter ihm geschlagen wurden, setzen ließ:

NIL SINE CONSILIO.

Nachtrag
zu dem Leben des Herzogs von Sully seit seiner Entfernung.

Die erste Gelegenheit, bey welcher die Geschichtschreiber wieder des Herrn von Sully erwähnen, seit er sich auf seine Güter begeben hatte, ist die zu Chatelleraut 1611 gehaltene Versammlung der Protestanten. Da sein Herz noch voll von dem Verdruß war, den man ihn am Hof hatte erfahren lassen, und da er wußte, daß der Herzog von Bouillon, der gegen sein Interesse sowohl als gegen seinen Charakter bey dieser Versammlung mit dem Auftrag erschien, das Interesse der Regentin gegen die Calvinisten zu wahren, sich an die Spitze seiner Feinde gestellt und unternommen hatte, ihn um seine Feldzeugmeisterstelle und die Befehlshaberschaft in Poitou zu bringen, welche die Regentin dem Herzog von Bouillon zur Belohnung für die Dienste versprochen hatte, die er ihr bey dieser Gelegenheit leisten würde; so darf man sich nicht wundern, daß er zu Chatelleraut mit Festigkeit und selbst etwas auffallend handelte. Die Anhänger des Herzogs von Bouillon beschuldigten aus Empfindlichkeit darüber, daß er mit seinem Unternehmen scheiterte, die Herzoge von Sully und Rohan, sie hätten gesucht das Kriegsfeuer zwischen den Katholiken und

Kalvinisten wieder anzufachen; sie sind aber die einzigen, welche so davon gesprochen haben. Alle andern haben nichts durchaus tadelhaftes in dem Benehmen des Herzogs von Sully gefunden; und in Wahrheit, man gieng gegen ihn mit so vieler Leidenschaft und Bosheit zu Werk, daß der Mercure François année 1611. fol. 75. f., der uns zu diesem Stück seiner Geschichte die Angaben liefern wird, ihn nicht tadelt, die einzige Partie ergriffen zu haben, die seine Ruhe sichern konnte. Man sehe also hier im Auszug, was in Beziehung auf den Herzog von Sully auf der Versammlung zu Chatelleraut oder Saumur vorgieng. Denn da seine Feinde fürchteten, er möchte zu Chatelleraut zu mächtig seyn, ließen sie solche an den letztern Ort verlegen.

Da der Herzog von Bouillon kein Geheimniß aus seinem Vorhaben gemacht hatte, alle seine Glaubensgenossen und besonders den Herzog von Sully zu demüthigen, so vereinigte das Interesse der gemeinschaftlichen Sache diesen mit du Plessis Mornay und den vornehmsten protestantischen Geistlichen, welche bis dahin, wie man ganz durch diese Memoiren hindurch gesehen hat, großen Argwohn gegen seine Gesinnungen und Abneigung gegen seine Person gehabt hatten. Sie fiengen damit an, daß sie dem Herzog von Bouillon den Vorsitz verweigerten, welcher du Plessis Mornay übertragen wurde; und dann ließen sie ihn fühlen, wie sehr sie über die Rolle aufgebracht seyen, die er spielte. Sie waren ihm überall zuwider, so daß er nichts von dem allem erlangen konnte, was man vielleicht einem Agenten zugestanden hätte, der von der Religion des Hofs gewesen wäre. Eben dies beweist, daß die Regentin keinen größern Fehler begehen konnte, als daß sie sich des Herzogs von Bouillon unter

 die

diesen Umständen bediente. Durch die Bemühung des du Plessis wurde jedoch endlich noch eine Art von Vergleich zwischen ihm und dem Herzog von Sully gestiftet; und damals war es, daß dieser kein Hinderniß mehr fand, den ganzen protestantischen Religionstheil für seine Privatangelegenheit zu interessiren, welche dadurch einer der Hauptgegenstände der Berathschlagungen wurde.

Die Versammlung richtete die Rede an ihn, bittet und giebt ihm auf — in diesen Ausdrücken spricht der Mercure François davon — seine Stellen nicht niederzulegen, verspricht ihm Beystand ꝛc. Darauf antwortete der Herzog von Sully durch eine Rede, worinn er die Versammlung über vier Punkte um Rath fragt, 1) ob er die Augen zu den Schritten seiner Feinde verschließen soll, 2) ob er im Gegentheil selbst bitten soll, angestellt zu werden, schlechtweg und einfach, 3) ob es zweckmäßiger wäre, eine Belohnung anzunehmen; endlich 4) ob diese Belohnung mehr in Ehre und Sicherheit, oder in Vortheil und Nutzen bestehen sollte? Der Hof ließ ihm nämlich, um den zu seinem Verderben angelegten Entwurf zu verbergen, den Vorschlag thun, einen Marschallsstab für seine Generalfeldzeugmeisterstelle und seine Befehlshaberschaft von Poitou oder eine ansehnliche Geldsumme anzunehmen. Er schloß diese Rede, worinn er sich nicht hatte enthalten können, einige Klagen über die Härte des Staatsraths und der Regentin gegen ihn, einzumischen, mit einer Entschuldigung, daß er der Religionsgenossenschaft nicht eher eine Anzeige von seiner bedrängten Lage gemacht habe, weil es ihm schwer eingegangen sey, zu glauben, daß die Complots gegen ihn geschmiedet seyen, und weil er befürchtet habe, sich Personen mißfällig zu machen, denen er Respekt schuldig sey.

Diese

Diese Rede gefiel den Kalvinisten so sehr, als sie dem Herzog von Bouillon und den andern Agenten der Regentin mißfiel. In ihrer Antwort darauf legten sie in der That der Administration des Herzog von Sully alle mögliche Lobsprüche bey, beschuldigten ihn aber, daß er wenig großmüthig sey und sogar die Regentin zwingen wolle, ihm seine Stelle im Ministerium wieder einzuräumen. Der Herzog von Sully replicirte darauf mit einer zwoten Vorstellung, durch welche er unbedingt und ganz sein Interesse der Versammlung zur Untersuchung heimstellte. Der Herzog von Bouillon, welcher alles voraussah, was darauf erfolgen würde, nahm die Maske zum zweytenmal ab, und fieng an stark bey allen denen von den Kalvinisten zu intriguiren, die er gewinnen zu können glaubte. Er zog auch wirklich einige derselben an sich, allein doch den Herzog von Rohan nicht, troz allen seinen Bemühungen, die er deshalb bey ihm anwendete. Da alle seine Geschicklichkeit nicht hingereicht hatte, weder den größten Theil vom Anhang seines Gegners abtrünnig zu machen, noch den Schluß zu verschieben, so schritt man zur Berathschlagung, deren Schluß dahin ausfiel, daß man dem Herrn Herzog von Sully beystehen wolle, wenn seine Administration durch unrechtmäßige Mittel untersucht werden sollte.

Bouillon und die Anhänger der Regentin sezten alles in Bewegung, aber vergebens, um eine Retraktation oder Modifikation zu erhalten. Was den Herzog von Bouillon betrifft, so brach er los; er gab der Regentin die heftigsten Anschläge, die sich jedoch begnügte, im Namen des Königs Briefe an die Versammlung zu schicken, welche du Plessis Mornay zu unterdrücken für klüger fand, aus Furcht, es möchte sonst noch größeres Unheil daraus entstehen. Man kam

 wieder

wieder auf Temperamente. Alle andern streitigen Artikel wurden glücklich beygelegt, und der den Herrn von Sully betreffend, blieb auf sich beruhen, weil wahrscheinlich jedermann überzeugt war, es sey ohne den mindesten Schein von Gerechtigkeit, daß man ihn für einen ungetreuen Minister, oder gar für einen Feind des Staats ausgeben wolle, und weil der Herzog von Bouillon, selbst empfindlich darüber, sich durch die Regentin um die dafür gehoffte Belohnung gebracht zu sehen, plötzlich aufhörte, mit derselben Hitze zu Werk zu gehen. Der Herzog von Sully blieb also hierauf in demselben Zustand, worinn er den Hof verlassen hatte.

Im folgenden Jahr war der Religionskrieg dem Ausbruch wieder nahe, durch einen Vorfall, auf den unsre Memoiren vorzubereiten scheinen, daß nämlich Brassac, der von Sr. Majestät zum Königsstatthalter von St. Jean d'Angely nach des Agenaux Tod, ernannt worden war, aus diesem Platz durch den Herzog von Rohan verjagt wurde, welcher durch sein ganzes Benehmen von dieser Zeit an hinlänglich bewies, daß seine Gesinnungen sehr von denen des Herzogs seines Schwiegervaters verschieden waren. Obschon die Regentin damals im Stand war, Gesetze vorzuschreiben, und alle Kalvinisten sie sehr gefürchtet hatten, endigte sich doch diese Sache ganz zum Vortheil des Herzogs von Rohan, der alles erhielt, was er verlangte. Der Herr von Sully unterzeichnete den Vergleich, welcher auf der Synode zu Privas mit dem Herzog von Rohan auf einer- und den Agenten des Königs auf der andern Seite geschlossen wurde: dieß war der ganze Antheil, den er an dieser großen Streitigkeit nahm.

Folgende zween Briefe, die ich nach dem in dem Kabinet des Herrn Herzogs von Sully aufbewahrten Ori-

Original hersetzen will, beweisen, daß die Königinn Mutter ihre Zuflucht zu Maximilian nahm, und er sich mit Nutzen verwendete, um die Unruhen zu verhüten oder zu stillen, welche unmittelbar darauf von Seiten der Prinzen und Großen des Reichs erregt wurden.

Brief der Königin Mutter an den Herrn Herzog von Sully.

Mein Vetter.

Ich schicke hier den Herrn von Bethune, Ihren Bruder an Sie, wegen der itzigen Zeitereignisse, und habe ihm aufgetragen, Sie völlig meiner Affektion gegen Sie zu versichern, und Ihnen zu sagen, wie sehr ich auf die Fortdauer der Ihrigen, zum Besten und dem Dienst des Königs meines Herrn Sohns, rechne; Sie werden ihm in dem, was er Ihnen von dem einen und dem andern in meinem Nahmen sagen wird, so glauben, wie Sie es persönlich könnten

Ihrer

Paris, am 13. Febr. 1614.

guten Muhme
Maria.

Die Aufschrift lautet:

An meinen Vetter, den Herzog von Sully, Pair und General-Feldzeugmeister von Frankreich.

Noch ein Brief von ebenderselben.

Mein Vetter!

Ihren Brief vom ersten dieses Monats habe ich am 9. dieses richtig erhalten, die Antwort darauf

 aber

aber bis zu meiner Ankunft in dieser Provinz verschoben, um mich erst besser von den besondern Umständen und Vorfällen und der gegenwärtigen Lage zuunterrichten, und so mit mehr Einsicht Ihnen meine Meinung in Ansehung der allgemeinen Angelegenheiten zu wissen thun zu können. Ich habe aber da so viel Unordnung und Verwirrung gefunden, so viele Klagen und Verletzungen des Vertrags von St. Menoult, daß ich Ihnen sagen muß, ich weiß nicht wo ich anfangen soll, Ihnen anzuzeigen, was zu thun ist, um es recht zu thun. Ich sehe auf allen Seiten Erklärungen und Versicherungen eines guten Willens für den Dienst meines Herrn Sohns, des Königs, und für das allgemeinen Beste, welche uns sehr angenehm sind. Dann aber finde ich diesen schönen Worten so sehr zuwiderlaufende Handlungen, daß, wenn ich kaum die Hoffnung eines Guts und einer Zufriedenstellung und nützlicher Vortheile für die öffentlichen Geschäfte gefaßt habe, sie sogleich auch wieder verschwindet. Dieß schreibe ich Ihnen nicht für Sie; denn ich weiß Ihre Liebe zum Besten des Reichs und Ihr aufrichtiges Verlangen unsre Zufriedenheit zu befördern, so zu schätzen, wie es die Beweise, die ich davon erhalten habe, und die Versicherungen verdienen, die Sie mir darüber gegeben haben; sondern nur, um mit Ihnen die Unbeständigkeit und Veränderlichkeit ähnlicher Proceduren zu beklagen. Ich habe seit zween Tagen Ihren lezten Brief hier erhalten, und Bringern dieß angehört, wie er Ihnen sagen wird.

Ich zweifle nicht, daß Sie frey und als rechtschaffener Mann meinem Neffen, dem Prinzen von Conde, die Vorstellungen gemacht haben werden, die Sie mir geschrieben haben, und freue mich, zu hören,

hören, daß er sie gut aufgenommen hat. Woran liegt es aber, daß er sie nicht befolgt, und ausübt, da er ihnen doch seinen Beyfall gab? Er würde sich dadurch der Händel entledigen, worinn er steckt, wie Sie sagen, würde von mir jede billige Gelegenheit erhalten, mit meiner Gewogenheit gar sehr zufrieden zu seyn, und die Begegnung und Ehre geniessen, die seinem Stand zukommt. Sollte, um ihm diesen Glauben und Versicherung zu geben, meiner Seits noch etwas zu thun oder zu sagen seyn, was bey mir steht; so werde ich es mit Vergnügen vernehmen, und Ihre Eröffnung darüber wohl meinend aufnehmen. Ich habe aber das Schreiben noch nicht erhalten, daß er Ihnen versicherte, mir hierüber geschrieben zu haben, und es soll mich freuen, wenn er mich dadurch, sowohl für sich als für seine Freunde, so wie ich es jederzeit gewünscht und selbst gesucht habe, und wie er mich oft hoffen ließ, in Ansehung des Diensts des Königs, meines gedachten Herrn und Sohns zufrieden stellen wird. Thut er dieß, so werde ich es so zu erwiedern wissen, daß er gerechte Ursache haben wird, sich und allen welche dieß sein Beyspiel befolgen werden, Glück dazu zu wünschen.

Uebrigens habe ich den Herzog von Vendome noch nicht zu sehen bekommen, so daß ich noch nicht weiß, wessen ich mich zu seinem Gehorsam zu versehen habe. Denn ich habe Nachricht, daß er fortfährt, Lamballe befestigen zu lassen, und eine gute Anzahl Kriegsleute, die ihm in den letzten Unruhen gedient, oder vielmehr übel gedient haben, noch im Handgeld zu halten, besonders seit dem gedachten Vergleich von St. Menoult. Diesem werden wir, der König ermeldter mein Herr und Sohn und ich mit Hülse

des morgen zu eröffnenden Landtags abzuhelfen bemüht seyn; und da ich mir würklich verspreche, daß Sie sich jederzeit das Beste und die Förderung der Angelegenheiten des Königs, ermeldten meines Herrn und Sohns, angelegen seyn lassen werden, so werden Sie auch bey erster günstigen Gelegenheit sich des gegenwärtigen zu diesem Ende bedienen, wie Sie es am besten erachten werden, und ich werde Gott bitten, mein Vetter, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Gegeben Nantes am 18. August 1614.

Ihre

wohlaffektionirte Muhme,

Maria.

Im Jahr 1616. brach die Empörung der Protestanten aus. Man sahe bey dieser Gelegenheit, wie sehr der Herzog von Sully das Beste des Staats dem Interesse seiner Partey und seinem eignen vorzog. Da in Vorschlag gebracht worden war, die Partey des Prinzen von Condé mit der der Calvinisten zu vereinigen, ein Entschluß, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Untergang des Reichs nach sich gezogen haben würde, verweigerte der Herzog von Sully, dessen Stimme allem Anschein nach ein sehr großes Gewicht gehabt haben würde, sie durchaus, und blieb standhaft dem König getreu. Bassompiere spricht in seinen Memoiren folgendermaßen davon: „Der Herr von Sully, welcher das Beste und die Erhaltung des Staats wollte, erhielt sich mit beyden Theilen in gutem Vernehmen, und suchte sie zufrieden zu stellen, so lang sie noch so wie sie waren bestehen könnten, indem er bisweilen der Königin Mutter, bisweilen dem Herrn Prinzen zutrug. Einst, am 26. August verlangte der Herr von Sully Abends Audienz bey der Königin, in wel-

welcher er zeigte, daß die Sachen nicht mehr acht Tage in der Lage bleiben könnten, wohin sie gediehen wären. Bey dem Schwanken worinn sie sich befänden, müsse unfehlbar das ganze Ansehen in die Hände des Herrn Prinzen fallen; es würde aber in den ihrigen bleiben, wenn sie es fest zu halten wüßte; schließlich, halte er sie nicht für sicher in Paris, und so wie jetzt die Gemüther der Großen und des Volks gestimmt wären, möchte sie wohl nebst ihren Kindern besser mit tausend Pferden im freyen Feld, als im Louvre aufgehoben seyn. Er habe es für seine Pflicht und für eine seiner Verbindlichkeiten gegen den hochseligen König gehalten, ihr obiges anzuzeigen, indem er mit seinem Leben nicht anders zu helfen wüßte, das er gern aufopfern wollte, wenn er dadurch den König, sie und den Staat zu retten wüßte. Dann beurlaubte er sich von ihr, und bat sie, wohl zu überlegen, was er ihr gesagt habe. Im Fall sie nicht die gehörigen Mittel dagegen anwendete, so wollte er seine Hände über all das Unglück gewaschen haben, und sie allein würde Schuld daran seyn, weil man sie davon benachrichtigt und sie das Unglück vorher gewußt habe. Der Verfasser der Histoire de la Mére und du Fils läßt wider seinen Willen dem Herzog von Sully, diese Gerechtigkeit wiederfahren:" Der Herr von Sully sagt er, verlangt Audienz bey der Königin, um mit ihr allein in Angelegenheiten zu reden, welche, wie er sagte, das Leben Ihrer Majestäten beträfen. Sie hatte Arzney genommen; allein bey einer so wichtigen Sache glaubte sie, es nicht anstehen lassen zu dürfen, ihn vor sich zu lassen. Der König befand sich von ohngefehr bey ihr, die Herrn Mangot und Barbin waren auch da. Er hob dann eine lange Rede an, von den schlimmen Absichten, welche diese Prinzen hätten, und von dem unvermeidlichen Unglück, das er darinn für den König

nig vorhersähe. Die Herrn Mangot und Barbin sagten zu ihm: damit wäre es noch nicht genug, er müsse auch die geschicktesten Gegenmittel ansagen. Darauf wußte er keine andere Antwort, als: die Gefahr sey groß, und ohnfehlbar würde man bald traurige Wirkungen davon erblicken. Nachdem er sich schon aus dem Cabinet wegbegeben hatte, trat er wieder mit einem Bein und halbem Leib herein, und sagte diese nemlichen Worte: Sie, und Sie Madame, ich bitte Eure Majestäten das wohl zu bedenken, was ich Ihnen hier gesagt habe; ich entledige mein Gewissen davon. Wollte Gott sie wären unter zwölfhundert Pferden, ich sehe kein anderes Mittel. Damit gieng er."

Zwar ließ der Haß dieses Schriftstellers gegen Herrn von Sully ihn zu dieser Erzählung nach folgende Worte hinzu fügen: „Da der Herr Prinz arretirt worden war, und die Ministers zu der Königin sagten: daß alles verlohren sey, wenn sie ihn nicht losließe, setzte der Herr Herzog von Sully heftig und unüberlegt, indem das Feuer seines Geistes sich blos an die Gegenwart hielt, ohne sich an die Vergangenheit zu erinnern, noch sehr tief in die Zukunft zu blicken, zu dem was die andern gesagt hatten, hinzu: wer auch der Königin diesen schlimmen Rath gegeben haben möge, habe ihn zum Verderben des Staats gegeben. Die Königin antwortete ihm: sie wundre sich sehr daß er es wage dies zu ihr zu sagen, und er müsse wohl den Verstand verlohren haben, da er sich nicht mehr erinnere, was er erst vor drey Tagen zu dem König und zu ihr gesagt hätte. Darüber wurde er so verwirrt, daß er sich plötzlich wegbegab, zu großem Erstaunen aller der anwesenden Herrn. Seine Gemahlin suchte ihn nachher zu entschuldigen, indem sie sagte: das durchdringende Gefühl von Furcht, worinn er

schwe-

schwebe, habe ihn so reden lassen, um so mehr, da man ihm eben jetzt erst gesagt habe: die Prinzen und Herrn von dem Anhang des Herrn Prinzen wären entschlossen, ihn umbringen zu lassen, indem sie dafür hielten, er habe durch die Nachrichten, die er von ihren Entwürfen gegeben habe, den Arrest des gedachten Herrn Prinzen verursacht. Allein ohne hier zu untersuchen, ob die zween Rathschläge des Herrn von Sully auch wirklich widersprechend seyen, und auch zugegeben, daß es weislich und nothwendig war, den Prinzen von Condé zu arretiren, so ist alles, was ich aus diesen Zeugnissen schließen lassen wollte, das: daß dieser Minister seine Sorgfalt für das Beste des Staats und des Königs bey einer für die calvinistische Parthey so günstigen Gelegenheit, bey der er auch selbst so große Gefahr lief, nicht aufgab.

In diesem Geist betrug er sich sein ganzes Leben hindurch. Er wurde mit dem Ansehen des Königs bekleidet, in den Versammlungen von Rouen und Loudun. Er unterstützte als guter Bürger die Partey Sr. Majestät gegen die Calvinisten, als unter dem Ministerium des Cardinals Richelieu der Krieg gegen sie erklärt wurde. Er hatte Antheil an der Belagerung von Montauban und an andern Vorfällen; er versahe selbst die Geschäfte des General Feld Zeugmeisters bey der Belagerung von Saint-Jean d'Angely, unddas Geschütz wurde dabey vollkommen gut bedient; er behielt und versahe diese Stelle bis an seinen Tod, wiewohl der Geschichtschreiber des Herzogs von Bouillon vorgiebt, sie sey ihm abgenommen worden. Ludwig XIII. ertheilte ihm den Marschalls Stab am 18. Sept. 1634. Das Jahr zuvor schrieb ihm der Pabst Urban VIII. der ihn während seiner Gesandschaft in Frankreich gekannt hatte, einen lateinischen Brief, auf wel-

welchen der Herzog von Sully Sr. Heiligkeit eine Antwort durch seinen Enkel den Prinzen von Henrichemont schickte, welche ihm ein zweytes Breve von diesem Pabst veranlaßte, ebenfalls in lateinischer Sprache geschrieben, datirt vom 16. Juli. 1633.

In eben diesem Jahr 1634 verlor er den Marquis von Rosny, seinen ältesten Sohn. Das Betragen dieses Sohns verursachte ihm beynahe unaufhörlich viel Kummer und Verdruß, nicht nur weil der Marquis von Rosny keinen der weisen Rathschläge befolgte, die er ihm immer gab, und weil er selbst auf die Seite der Feinde des Staats trat, sondern auch weil der Herzog von Sully auf mehr als eine Art den Verfall der Umstände seines Sohs fühlte. Dies führt uns darauf, uns auf eine nähere Angabe der häuslichen Angelegenheiten des Herzogs von Sully einzulassen, welche zur Erläuterung mehrerer Stellen dieser Denkwürdigkeiten, worinn von dem Marquis von Rosny die Rede ist, und besonders dessen dienen kann, was davon in dem neun und zwanzigsten Buch gesagt ist.

Ausser zwo Töchtern, wovon die älteste mit dem Herzog von Rohan und die jüngste mit dem Marquis von Mirepoix vermählt war, hatte der Herr Herzog von Sully im Jahr 1609. drey Söhne. Maximilian II. von Bethune, Marquis von Rosny war der älteste von allen, aus seiner ersten Ehe mit Anna von Courtenay; aus der andern, mit Rahel von Cochefilet, waren Cäsar und Franz von Bethune. Da das ganze große Vermögen, welches er genoß, ihm erst seit seiner zwoten Ehe zugewachsen war, so scheint es, daß der größte Theil desselben natürlicher Weise auf die Kinder dieser zwoten Ehe fallen sollte; indessen hielt sich doch

doch der Herzog von Sully verbunden den Marquis von Rosny auf einen Fuß zu setzen, auf dem er die Hoheit seines Hauses, dessen Erstgebohrner er war, behaupten könnte. Er fügte daher zu den Stellen eines Feldzeugmeisters und Oberaufsehers über das Vestungswesen und zu den Befehlshaberschaften von Mantes und Gergeau, auf die er ihm die Anwartschaft verschafte und die er auf sechszigtausend Livres Einkommen schäzte, noch eine Schenkung unter Lebendigen und die Substitution von funfzigtausend Livres Einkommen an liegenden Gründen hinzu, welche aus dem Pairie-Herzogthum Sully, dem Marquisat Rosny, dem Fürstenthum Henrichemont und Boisbelle nebst allen Zugehörungen bestand, wovon er sich jedoch auf Lebenslänglich die Nutzniessung vorbehielt. Die Substitutionsurkunte dadirt vom 17 März 1609. enthält folgende besondere Clausel: „Im Fall daß keiner von denen, es sey männlich oder weiblich, welche dann von dem Hause Bethune abstammen werden, die obbemeldte Clauseln und Bedingungen erfüllen wollte, hat gedachter Herr Schenkgeber, Kraft des gegenwärtigen, gemacht, und macht mit allen obengenannten substituirten Gütern eine Schenkung dem König, oder dessen Nachkommen, mit Vorziehung des ältesten; unter der aufhabenden Bedingung: daß gedachte Güther nie von der Krone getrennt werden können, und daß der, welcher sie besitzen wird, dem König und dessen erstgebohrnen Prinzen ausgenommen, gehalten seyn soll, seinen Namen und Wappen, auch den Zunahmen und Wappen von Bethune zu führen, und alle seine Leibes-Erben nach ihm.

Indem er nachher jeden Grund von Uneinigkeit in seiner Familie zu verhüten, und auch seinen

andern Kindern ein Standesmäßiges Auskommen zu geben suchte, machte der Herr von Sully im folgenden Jahr in gleicher Form und mittelst einer Akte zwo andere Schenkungen und Substitutionen, mit dem Rest seiner Güter, zu Gunsten seiner jüngern Söhne Cäsar und Franz von Bethune: nemlich an Cäsarn mit dem Gut und der Herrschaft Villebon und Franz, genannt Graf von Orval, mit den Gütern Montrond, Orval, Bruyeres, Epineuil, Beauchesal, Rocheguillebaut und Chatelet in Benry. Der Werth jeder dieser Substitutionen wird auf zehntausend Livres Einkommen geschätzt, und dabey stipulirt, daß die Vestungswerke, Waffen, Lebensmittel, Mund- und Kriegsprovisionen sowohl die, welche zur Zeit der Substitution in allen seinen Schlößern wären, als die welche sich beym Tod des Herzogs von Sully darinn befinden würden, mit in der Schenkung begriffen seyn sollten, und daß, wenn einer der Schenknehmer, ohne Leibeserben mit Tod abgienge, sein Antheil ganz dem Ueberlebenden anfallen solle. Dieß erfolgte vier Jahre darauf. Da Cäsar von Bethune im Jahr 1614. unvermählt gestorben war, vereinigte der Graf von Orval in sich die zween Artikel der Substitution. Im Jahr 1620. in seinem zwanzigsten Jahr ließ ihn sein Vater Jacqueline von Caumont, die Tochter des Oberhofmarschalls De La Force und Enkelin mütterlicher Seite von dem ersten Marschall von Biron, heyrathen und bestätigte durch den Heyrathskontract die Substitutions-Akte von 1610.

Vor und nach diesen Verfügungen blieb der Marquis von Rosny in Gütergemeinschaft mit dem Herzog, seinem Vater. Diese Gemeinschaft war ganz zum Vortheil des erstern, für dessen Aufwand sein mütterliches

ches Vermögen allein nicht hinreichend war. Sie setzte aber auch den Herzog von Sully den Verfolgungen der Gläubiger seines Sohns aus. Er bezahlte verschiedenemal dessen Schulden, welche aber durch die Verschwendung und üble Wirthschaft des Marquis von Rosny sehr beträchtlich wurden, so daß sich der Herzog endlich entschloß ihn sich selbst zu überlassen. Dies waren die ersten Verdrüßlichkeiten die er von ihm auszustehen hatte.

Auf diese folgten andere noch größere und empfindlichere, nach dem Tod des Marquis von Rosny. Dessen Gläubiger beriefen sich immer auf die Gütergemeinschaft und wollten sich an das Vermögen des Herzogs von Sully halten. Der Prinz von Henrichemont (1) sein Enkel, vereinigte sich mit ihnen, um seine Substitutionen annulliren zu lassen, wozu noch die Umstände beytrugen worinn sich der Herzog von Sully befunden hatte, da er, um von dem Prinzen von Condé loszukommen, genöthigt gewesen war, verschiedene Kaufkontracte mit ihm umzustoßen und einen großen Theil der in diesen Substitutionen begriffenen Güther, wie Villebon, Montrond u. s. w. verschiedenemale erworben, zurückgegeben und wieder erworben hatte. Dies hielt den Herzog von Sully in einer beständigen Unruhe von Untersuchungen und Prozessen, wovon jedoch ein Theil durch die Vermählung des Prinzen von Henrichemont mit der Tochter des Canz-

 lers

1) Maximilian Franz von Bethune III. Herzog von Sully, Fürst von Henrichemont und Boisbelle, Marquis von Rosny, Lieutenant-General in der Befehlshaberschaft von Dauphiné und dem Lande Vexin, Befehlshaber von Mantes und Meulan, starb 1661.

lers Seguier (2) im Jahr 1639. abgethan wurde. Alsdann machte der Herzog von Sully, welcher gänzlich mit dem Herrn Prinzen auseinander gesetzt war, als er sah, daß er Villebon zurückbekommen hatte, und daß alle seine andern Erwerbungen gesichert waren, im Jahr 1640. eine neue Substitution, welche die erstere bestätigte, und für diejenige seiner Güter, welche etwa veräussert seyn konnten, andre enthielt.

Das Mißvergnügen und die Klagen des Prinzen von Henrichemont brachen über dieser Substitution von neuem aus. Sie verursachten einen Prozeß welchen Ludwig der XIII. und sein erster Minister vor sich zogen, und welcher in den Jahren 1640 und 41 fortwährte. Die Bittschriften und vornehmsten Prozeßakten wurden gedruckt. Der Herzog von Sully beklagt sich darinn bitterlich, daß sein Enkel und der Canzler Seguier, der ihn unterstützte, einige Ermanglungen von Formalitäten zu nutzen suchten, welche vielleicht bey so langen und verwickelten Geschäften unvermeidlich waren. Es ist unsre Sache nicht, uns hier auf eine Untersuchung dieses Rechtspunkts einzulassen. Setzt man auch alles mögliche gegründete Recht auf Seiten der Gegner des Herrn Herzogs von Sully voraus, so scheint doch die Stimme der Natur und das Gefühl der Dankbarkeit sich für einen Mann zu erklären, welcher sein Haus auf eine so hohe Stufe von Glanz empor gehoben hatte. Wie dem auch sey, so hatte der Herzog von Sully den Verdruß, sich durch eine im December 1641. erlaßne Sentenz genöthigt zu sehen, seine Substitution in Ansehung vier der Güter zu wiederrufen, welche er für die erstern untergestellt hat-

2) Charlotte Seguier, Tochter des Kanzlers, Pierre Seguier.

hatte. Er war damals zwey und achtzig Jahr alt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß, eifersüchtig wie er war, auf die väterliche Gewalt, und überzeugt bey dem, was er gethan hatte, genau die Gesetze der Billigkeit befolgt zu haben, dieser Streich ihm so empfindlich fiel, daß er dazu beytrug, seine Tage zu verkürzen. Er starb acht Tage drauf am 22. December 1641. zu Villebon.

Seine Eingeweide wurden in eine Art bleyerner Urne mit eisernen Handhaben gethan und in der Gruft der Collegiat-Kirche zu Sanct Anna in Villebon beygesetzt. An der Mauer dabey ließt man folgende Worte: Hier ruhen die Eingeweide des Hochgebohrnen, großmächtigen und erlauchten Herrn, Herrn Maximilian von Bethune, Herzogs von Sully, Pairs und Marschalls von Frankreich. Sein Leichnam wurde nach dem Armenhaus oder Spital von Nogent gebracht. Allein da das Mausoleum, das man ihm an diesem Ort zu errichten anfieng, nicht so bald fertig werden konnte, so blieb seine Leiche noch eine beträchtliche Zeit in dem Zimmer stehen, das der Herzog von Sully zu Villebon bewohnte, und wo er gestorben war; welches das Apartement am Ende der Gallerie dieses Schlosses ist, dessen Wände, Boden und das Innere man ganz schwarz anstreichen ließ. Man legte ihn daselbst auf ein Paradebett, unter einen Himmel von schwarzem Sammt mit Einfassungen von Silbermoor, und dem Wappen des Hauses Bethune an den Vier Ecken.

Unterdessen ließ die Herzogin von Sully in der untern Gallerie dieses Schlosses ein Cabinet für ein Standbild zurecht machen, das sie dem Andenken ihres

res Gemahls setzen wollte. Sie wendete zu dem Ende die Kosten an einen weißen Marmorblok, den schönsten und rarsten, den man bekommen konnte, und ließ aus Italien einen der geschicktesten Bildhauer dieser Zeit kommen. Auf der Fasade dieses Cabinets von innen stehen mit großer Schrift die zehn Gebote Gottes, so wie im zweyten Buch Mosis. Auf einer der Seiten steht die Grabschrift des Verstorbenen so wie wir sie gleich hersetzen werden; auf der andern sein Wappen im Großen, mit allen Attributen seiner Stellen. Der obere Theil und der ganze Rest des Cabinets ist ganz voll von Gemählden, Sinnbildern und Denksprüchen, welche wir nicht hersetzen zu müssen glauben. Es wird durch ein großes Fenster erleuchtet, das den ganzen Hintergrund einnimmt. Das Standbild ist in der Mitte auf einem Fußgestell ebenfalls von weißem Marmor, von etwas mehr als natürlicher Größe. Es stellt den Herzog von Sully vor, vom Hals bis zum Fuß gewapnet, mit einer Lorbeerkrone auf dem Haupt, den herzoglichen Mantel auf den Schultern, den rechten Arm den Marschallsstab haltend, ausgestreckt, die linke Hand auf seinen Wappenschild gestützt. Jener Stab, so wie der Helm auf der linken Seite des Standbilds, mit seinem Federbusch geziert, sind aus einem Block gehauen. Das ganze Stück ist so vollendet, so schön, daß es den Monumenten Griechenlands und Roms an die Seite gesetzt werden kann. Ueber dem Eingang des Cabinets steht in einer Cartouche: „Rahel von Cochefilet, verwittwete Herzogin von Sully nach dem Tod Maximilians von Bethune, Herzogs von Sully, ihres Gemahls, mit dem sie neun und vierzig Jahre in der Ehe lebte, hat zu Ehren seines Andenkens und

zum Zeichen ihres Schmerzens dieses Bild errichten lassen im Jahr 1642".

Da der Leichnam dieser Dame nach ihrem Tod mit dem ihres Gemahls vereinigt wurde, so ist beyden das Mausoleum, von dem wir eine Beschreibung geben werden, gemeinschaftlich. Es ist eine Capelle mit einer Kuppel, neben der von Sanct Jacob an der Armenhaus- oder Spitalkirche von Nogent, nach ihren Namen Nogent-le-Bethune genannt. Sie hängt nicht mit der Kirche zusammen, weil der Herzog und die Herzogin von Sully das Unglück hatten, beyde in der vorgeblich reformierten Religion zu sterben. Unter dieser Capelle ist ein Gewölbe, welches ihren Leichnamen zum Begräbniß dient. Das Innre der Capelle ist rings umher mit den Wappen des Hauses Bethune und der damit verwandten Häuser verziert, und die Kuppel ist ganz azurblau angestrichen und mit Lilien besäet. Sie sind daselbst alle beyde in weißem Marmor vorgestellt, kniend in Lebensgröße auf einem drey Fuß hohen Fußgestelle. Eine Aufschrift zeigt an, daß dies sehr gut ausgearbeitete Werk im Jahr 1642 durch B. Boudin verfertigt wurde. Die zwo Statüen sind gegen Morgen gerichtet; hinter der des Herzogs von Sully steht folgende Grabschrift:

Hier liegt der Leichnam des Hochgebohrnen, großmächtigsten und erlauchtesten Herrn, Herrn Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny, welcher seit dem Alter von vierzehn Jahren alle Schicksale Heinrichs des Großen theilte, worunter jene merkwürdige Schlacht ist, welche dem Sieger die Krone zusprach, worinn er durch seine Tapferkeit die weiße Fahne er-

beutete und mehrere Gefangene vom Stand machte. Er wurde durch ihn zu Belohnung seiner Tugenden und Verdienste beehrt mit den Würden eines Herzogs, Pairs und Marschalls von Frankreich, eines Befehlshabers von Ober- und Nieder-Poitou, mit den Stellen eines Generalfeldzeugmeisters, in welcher er, der Adler, der die Donnerkeule seines Jupiters trug, die Vestung Montmelian, die man für unbezwinglich hielt, und mehrere Plätze in Savoyen bezwang und wegnahm; mit der eines Oberaufsehers der Finanzen, die er allein mit einer klugen Oekonomie verwaltete und seine getreuen Dienste bis auf den unseligen Tag fortsetzte, da der Cäsar der Franzosen durch eine vatermörderische Hand eines seiner Unterthanen das Leben verlor. Nach dessen Tod zog er sich in sein Eigenthum zurück, wo er den Rest seines Lebens in einer süßen und friedlichen Ruhe verlebte und auf dem Schloß Villebon am 22. December 1641, seines Alters im zwey und achtzigsten Jahr, verstarb. Sein Leichnam liegt hier zu Nogent-Le-Rotrou, genannt Bethune, wie auch der Leichnam der Hochgebohrnen, großmächtigsten und erlauchtesten Frau, Frau Rahel von Cochefilet, seiner Gemahlin, welche starb zu Paris im Jahr 1659, ihres Alters im sieben und neunzigsten.

Zu dieser Capelle führt ein langer Hof, mit einem Eingang von Ulmen bepflanzt. Man kömmt durch ein Portal von sehr schöner Bauart, worauf das Wappen des Hauses Bethune in sehr erhabener Arbeit ausgehauen ist, mit allen Ehrenzeichen, welche zu dem Wappenschild des Herzogs von Sully gehören. Das Haus-Bethune führt einen rothen Balken im silbernen

Feld

Feld Schildhalter sind zween wilde Männer mit einer Keule bewaffnet.

Ehe der Herzog von Sully Villebon wieder bekam, theilte er seinen Aufenthalt zwischen Sully, La Chapelle, D'Angillon, welches ein sehr schönes Schloß und eine zum Herzogthum Sully gehörige Baronie ist, und Rosny demjenigen seiner Landhäuser, an welchem er am meisten, wie es scheint in der Voraussetzung, daß es nie von seiner Familie abkommen sollte, hatte arbeiten lassen. Er baute noch an den Flügeln, als er das Unglück hatte seinen Herrn und Wohlthäter zu verlieren, und einen sichtbaren Beweis seines Schmerzens wollte er dadurch geben, daß er diese Flügel unvollendet und in dem Zustand ließ, worinn sie in dem Augenblick dieser traurigen Begebenheit waren. Allein als er sich wieder im Besitz von Villebon sahe, so bestimmte ihn die Schönheit dieses Hauses, die Lage in einer sehr angenehmen Landschaft, die Nähe von Paris, wovon Villebon nur zwanzig Meilen weit entfernt liegt, und der Vortheil, sich gleichsam im Mittelpunct von verschiedenen großen Gütern zu sehen, welche er für die an den Herrn Prinzen verkaufte erhalten hatte, dies alles bestimmte ihn seinen Aufenthalt auf sechs ganze Monate vom Jahr, im Sommer und Winter, daselbst festzusetzen. Blos in der schönen Jahreszeit machte er einige Reisen nach Sully, welcher Aufenthalt ihm übrigens durch das Betragen seines ältesten Sohns unangenehm worden war. Den übrigen Theil des Jahrs brachte er zu La Chapelle, D'Argillon, Rosny und auf andern seiner Güter zu.

Das Leben, das er daselbst führte, begleiteten Anstand, Größe und selbst Majestät, so wie man es von einem

einem so gesetzten, ernsten Charakter, wie der seine war, erwarten kann. Außer einer großen Zahl von Stallmeistern, Edelleuten und Pagen, welche ihn bedienten, von Gesellschaftsdamen und Kammerfräulein der Herzogin von Sully hatte er eine Compagnie Leibwache mit ihren Offiziers und eine andere von Schweizern, und eine so große Menge Domestiken, daß es wenige Beyspiele von Privatpersonen giebt, welche einen so großen und zahlreichen Hausstaat unterhalten hätten. Der jetzt lebende Herr Herzog von Sully sah den Sohn eines alten Chirurgus des verstorbenen Herzogs von Sully, des letzten dieser Linie, der in einem Alter von acht und achtzig Jahren starb, und bey dem Tod des Herzogs von Sully, von dem wir hier reden, vierzehn Jahre alt war. Dieser Mensch sagte ihm, als er mit seinem Vater bey den Kranken im Schloß Villebon gewesen sey, habe er deren bis achtzig gezählt, ohne daß man darum bemerkt hätte, daß die Aufwartung in diesem Hause darunter gelitten hätte oder versäumt worden wäre.

Der Herr Herzog von Sully behielt die Gewohnheit bey, sehr früh aufzustehen. Nachdem er gebetet und gelesen hatte, gieng er mit seinen vier Sekretairen an die Arbeit. Diese Arbeit bestand in Anordnung seiner Papiere, in Aufsetzung seiner Denkwürdigkeiten, in Antworten auf verschiedene Briefe, die er erhielt, in der Einsicht seiner häuslichen Angelegenheiten und Leitung der Geschäffte sowohl seiner Befehlshaberschaften als seiner Aemter. Denn er blieb bis an sein Ende Befehlshaber von Ober- und Nieder-Poitou und La Rochelle, Generalfeldzeugmeister, Oberweginspector und Oberaufseher über das Vestungswesen. Er verwendete darauf den ganzen Vormittag,

auf-

außer daß er bisweilen eine halbe oder auch eine ganze Stunde vor der Mittagstafel spazieren gieng. In diesem Fall läutete man eine große Glocke, welche auf der Brücke war, um seinen Ausgang anzuzeigen. Der größte Theil seiner Leute begab sich nach seinem Gemach, und stellte sich von der Treppe an in eine Reihe. Seine Stallmeister, Edelleute und Offiziers giengen vor ihm her, und vor ihnen zween Schweizer mit ihren Hellebarden. An seiner Seite giengen einige von seiner Familie oder seinen Freunden, mit denen er sich unterhielt. Alsdann folgten seine Offiziers von seiner Leibwache und seine Schweizerwache, und der Marsch wurde jedesmal von vier Schweizern geschlossen.

Wenn er in das Tafelzimmer zurückkam, welches ein ungeheures Gemach war, wo er die merkwürdigsten Thaten seines Lebens nebst denen Heinrichs des Großen hatte mahlen lassen, setzte er sich zur Tafel. Diese Tafel war wie ein langer Klostertisch, und oben an waren nur für ihn und die Herzogin von Sully Fauteuils; alle seine Kinder, vermählt oder unvermählt, von welchem Rang oder Geburt sie seyn mochten, bis auf seine Tochter die Herzogin von Rohan hinaus, hatten bloße Tabourets oder Sitze ohne Rücklehnen. Denn zu der Zeit war die Subordination der Kinder gegen die Väter noch so groß, daß sie sich in deren Gegenwart nie setzten oder bedeckten, bis es ihnen befohlen war. Seine Tafel war mit Geschmack und Pracht besetzt. Er zog dazu nur die Herrn und Damen aus seiner Nachbarschaft, einige von seinen vornehmsten Edelleuten und von den Gesellschaftsdamen und Fräulein der Herzogin von Sully. Außer der außerordentlichen Gesellschaft stand bey dem Nachtisch alles auf, und begab sich hinweg. Nach geendigter Tafel begab man

man sich in ein Cabinet neben dem Speisesaal, das Cabinet der Erlauchten genannt, weil es mit Gemählden von Päbsten, Königen, Fürsten und andern vornehmen oder berühmten Personen, die er von diesen selbst bekommen hatte, verziert war. Man sieht noch jetzt den größten Theil derselben zu Villebon.

In einem andern schönen, und reich meublirten Speisesaal hielt der Hauptmann von der Leibwache eine andere beynahe eben so wie die erste besetzte Tafel, an die sich die ganze Jugend begab, und an welcher in der That nur diejenige speisten, welche der Herzog von Sully blos wegen der Ungleichheit des Alters nicht an die seinige ziehen wollte. Der jetzt lebende Herr Herzog von Sully kannte verschiedene Standespersonen, welche ihm sagten, daß der Herzog von Sully bey den Besuchen, die sie sich noch ganz jung mit ihren Eltern bey ihm gemacht zu haben erinnerten, nur diese bey sich zur Tafel behielt, und gewöhnlich zu den jungen Leuten sagte: „ihr seyd zu jung, als daß wir zu„sammen speisen könnten; wir würden einander nur zur „Last fallen."

Wenn er so einige Zeit in der Gesellschaft zugebracht hatte, gieng er wieder auf sein Zimmer, um sich noch einige Stunden mit derselben Arbeit wie früh zu beschäfftigen. Wenn Jahrszeit und Witterung es erlaubten, genoß er Nachmittags das Vergnügen des Spaziergangs. Der Ausgang geschah abermals mit demselben Prunkaufzug wie Vormittags. Er gieng in seine Gärten, wo er nach einigem Auf- und Abgehen gewöhnlich in eine kleine bedeckte Allee gieng, welche die Parterrepartien von dem Gemüsegarten absonderte, und über eine steinerne Treppe, welche der jetzige Herr Herzog von Sully wegen ihres Alters ab-

tragen

tragen ließ, sich in eine große terrassirte Lindenallee nach der andern Seite des Gartens begab. Der damalige Geschmack brachte es so mit sich, daß man eine Menge äußerst bedeckter Alleen mit vier bis fünf Reihen Bäume oder Pallisaden haben mußte. Hier setzte er sich auf eine kleine Bank oder Lehnstuhl von gefirnistem Holz zu zwey Personen, lehnte sich mit beyden Ellenbogen in ein großes gegittertes Fenster, das jetzt ebenfalls weggenommen worden ist, und amusirte sich damit, auf einer Seite eine angenehme Landschaft, auf der andern eine zwote sehr schöne terrassirte Allee zu betrachten, welche um eine sehr große Wasserpartie, der neue Teich genannt, läuft, und von einem Wald von hohen Bauholz geschlossen wird, welcher der große Park heißt. Bisweilen genoß er das Vergnügen der Promenade in seinem Park, und sehr oft in seinem Wagen oder Kutsche mit seiner Gemahlin, der Herzogin. Der Zwischenraum von der Promenade bis zur Abendtafel wurde abermals mit denselben Beschäfftigungen wie früh ausgefüllt. Bey der Abendtafel gieng es zu wie bey der Mittagstafel, bis jeder sich auf sein Zimmer begab.

Da der Herzog von Sully wegen seiner Religion keinen Orden bekommen konnte, so hatte er sich einen eignen für sich gemacht. Auf dem Inventarium seiner Effecten stehen verschiedene Demantketten, welche dazu gebraucht wurden. Er trug also besonders seit dem Tod Heinrich des IV eine goldene oder Demantkette, woran eine große goldne Medaille hieng, auf welcher erhaben das Bild dieses großen Königs geprägt war. Von Zeit zu Zeit nahm er sie, verweilte bey ihrem Anblick, und küßte sie: er legte sie nicht ab, selbst wenn er an den Hof kam, so wenig als seine alte Klei-

Kleidung, die er jederzeit beybehielt, ohne sich der Mode unterwerfen zu wollen. Es ist bekannt, was ihm eines Tags am Hof begegnete, wohin ihn Ludwig XIII berufen hatte. „Ich habe Sie kommen lassen, Herr „von Sully, sagte dieser junge Prinz zu ihm, als einen „vertrauten Mann und einen der vornehmsten Mini„ster des Hochseligen Königs, meines Vaters, um „mich mit Ihnen über wichtige Angelegenheiten, die „ich gegenwärtig habe, zu besprechen, und Sie um „Ihre Meynung zu befragen." Der Herzog von Sully, der um den König her nichts als junge Höflinge sah, welche unter einander kikerten, und um dem Connetable von Luynes ihren Hof zu machen, seine Kleidung, sein ernstes Wesen und alle seine Manieren lächerlich machten, gab folgende Antwort: „Sire, „ich bin zu alt, um mich an irgend etwas anders zu „gewöhnen; wenn der Hochselige König, Ihr Vater, „glorreichen Andenkens, mir die Ehre erzeigte, mich „zu seiner Person zu berufen, um sich mit mir über „große und wichtige Angelegenheiten zu besprechen, so „war es immer das erste, daß er die Pikelheeringe „hinausgehen ließ." Der junge König schien diese Freyheit zu billigen; er ließ jedermann weggehen, und blieb mit dem Herrn Herzog von Sully allein.

Subordination, Ordnung und Frieden herrschten unter den zahlreichen Domestiken, von denen wir so eben gesprochen haben. Nie hat noch jemand sich so gut Respect und Gehorsam zu verschaffen gewußt, als der Herzog von Sully. — Die Katholiken, die er in seinen Diensten hatte, merkten nie, daß er nur den mindesten Unterschied zwischen ihnen und den Calvinisten gemacht hätte, außer etwa an der Aufmerksamkeit, mit der er sie anhielt, ihren Pflichten als gute Römisch-

Katho-

Katholische Christen mit äusserster Genauigkeit nachzuleben. Dies war eine Folge der Achtung und selbst einer Art von Neigung, welche er, wie man überall in diesen Denkwürdigkeiten bemerkt, jederzeit gegen die wahre Religion hegte, welche ihm wahrscheinlich noch dahin gebracht haben würde, sie selbst anzunehmen, wenn ihn nicht die von ihm angegebenen Gründe abgehalten hätten. Ueberzeugt, daß man in einer, wie in der andern, dieser Religionen selig werden könne, zeigte er sich unglücklicherweise allzu empfindlich gegen das feine Gefühl, auch selbst den Schein zu vermeiden, als ob Ehrsucht und Eigennutz ihn bey einem Schritt leiteten, welcher ihm wirklich für beyde nichts zu wünschen übrig gelassen haben würde. Die einzige Herzogin von Rohan ausgenommen, starben alle seine Kinder im Schooß der Römischen Kirche.

Was die Herzogin, seine Gemahlin betrifft, welche in der Römisch-Katholischen Religion erzogen war, und diese erst nach dem Tod ihres ersten Gemahls des Herrn von Chateaupers verließ, um den Herzog von Sully zu heyrathen, so weiß ich nicht, ob man Ursache hat, sie wegen einiger Rückkehr zu ihren ersten Gesinnungen im Verdacht zu haben. Die Herrn von Villebon hatten in der Kirche dieser Pfarrey eine Capelle gegen das Schloß, die man wegnehmen ließ. Man errichtete an deren Stelle zwo Tribunen, eine unten mit Fensterläden verschlossen, so daß man nichts darinn sehen konnte, und die andere über dieser, wohin eine kleine hölzerne Treppe führte, ebenfalls mit einem Jalousieladen verschlossen. Es ist ganz notorisch, daß die zwo Herzoginnen von Sully und von Rohan sehr oft in die untere Tribune kamen, um da während der Horen die Psalmen zu hören. Sie bleichten mit eigner Hand alle Leinwand, welche zum

Dienst

Dienst des Altars gehörte. Der jetzige Herr Herzog von Sully hat diesen besondern Umstand von seiner Großmutter, Catharina von La Porte. Diese Dame, welche sehr viel mit der Herzogin von Rohan, ihrer Tante, umgegangen war, hatte von ihr noch etwas gehört, was damals allgemein bekannt war, daß nämlich der Herzog von Sully die Capuziner, die zu ihm kamen, sehr gnädig aufnahm, und sogar seine Liebe zu ihnen so weit gieng, daß er während seiner letzten Krankheit und wenige Tage vor seinem Ende mit einigen von diesen Religiosen zu sprechen verlangte, daß aber die Herzogin von Sully, als sie sich auf der Schloßbrücke gezeigt hätten, verboten habe sie einzulassen, mit der Drohung, sie in den Schloßgraben werfen zu lassen.

Die Beschäfftigungen dieser Dame waren, das Innere ihres Hauswesens in Ordnung zu halten, und für dessen Unterhaltung zu sorgen, auch Pachte abschließen und sich von den Pachtern und Einnehmern Rechnung ablegen zu lassen; sie war es, welche beynahe alle nöthige Reisen nach den verschiedenen Gütern ihres Gemahls machte. — Sie beschäfftigte sich in ihren Erholungsstunden mit Tapetenarbeit und Stickerey mit ihren Töchtern und Gesellschaftsdamen. Man bewundert noch jetzt die Schönheit und besonders die feine Arbeit an einigen Tapeten und andern Stücken dieser Art, welche dem Herrn Herzog von Sully von einer weit größern Anzahl derselben noch übrig geblieben sind. Denn der größte Theil dieser Werke gieng entweder verloren oder wurde entwedet.

Die Arbeiten des Herzogs von Sully sind dauerhafter. Außer allen den öffentlichen Denkmälern, von denen wir zu reden Gelegenheit hatten, hat er sein Andenken durch eine Menge von Gebäuden verewigt, die man ihm an ver-

verschiedenen Orten des Reichs zu danken hat, besonders in seiner Befehlshaberschaft in Ober- und Nieder-Poitou. Er würde alle Straßen dieser Provinz haben verbessern lassen, wenn sein Einfluß sich bis zu seinem Tod erhalten hätte. Er ist es, der zu Chatelleraut die schöne Brücke und die prächtige Straße bauen ließ, die man noch jetzt daselbst sieht.

Unter allen seinen Landgütern, besonders denen, welche Schlösser haben, ist beynahe kein einziges, wo er nicht Spuren einer Prachtliebe hinterließ, bey welcher Menschenliebe und das allgemeine Beste sehr oft die Triebfeder waren. Er hat großentheils das Spital zu Nogent gestiftet. Diese Stadt und Herrschaft, welche man durch den Zunamen Nogent le Rotrou unterschied, hatte den Namen Enguien angenommen, als sie der Herr Prinz in ein Herzogthum hatte erheben lassen. Unter dem Herrn Herzog von Sully verwechselte sie beyde mit dem der Grafschaft von Nogent-le-Bethune. Sein erstes Vorhaben war, beträchtliche Arbeiten am Schloß der Stadt selbst vornehmen zu lassen; allein die Schwierigkeiten, welche ihm die Religiosen von Saint-Denis erregten, bestimmten ihn, alles für Villebon zu thun. Die Herrn von Estauteville, denen dieses Haus vor ihm angehört hatte, hatten es, blos bis zum ersten Stockwerk erbaut, hinterlassen; er ließ es wieder vornehmen und ganz aufbauen, nach dem Muster der Bastille, wovon er Befehlshaber war, aber weit schöner. Die Fasade präsentirt zwischen den Thürmen drey Corps de Logis mit Schiefer gedeckt. Diese Thürme selbst sind mit einem flachen Dach mit Bley gedeckt, mit abwechselnd runden und spitzen Zinnen; die Dachrinnen sind von eben dem Metall wie die metallnen Stücke, und die innern Dachrinnen, wohin die von den Winkeln des

Hauses sich ergießen, sind acht Fuß hoch, und laufen in Delphinen Köpfe aus, ebenfalls von Metall. Die große Treppe ist außerordentlich breit und hell. In der ersten Etage ist ein sehr großer Saal, dessen Gebälke vergoldet war, so wie auch der Kamin von vortrefflicher Schnitzarbeit. Die Zimmer, welche in sehr großer Anzahl da sind, haben ebenfalls alle Kamine von vergoldetem Schnitzwerk, so wie auch der größte Theil der Zimmerdecken. Der Park mit einer Steinmauer eingefaßt, enthält eine Menge Fischbehälter und Wasserpartien. Die Gärten, welche das Haus von drey Seiten einfassen, die Höfe und Vorhöfe, — alles rührt von dem Herzog von Sully her.

Um allen Armen, welche sich bey einer Theurung einfanden, durch Arbeit Mittel zu verschaffen, sich durchzubringen — denn er würde geglaubt haben, das ganze Verdienst eines guten Werks zu verlieren, wenn es dazu hätte dienen können, den Geist der Faulheit zu unterhalten — ließ er sie einen Wasserbehälter graben von dreyhundert und sechszig Toisen in die Länge und ohngefähr sechzig in die Breite. Man nannte ihn den Capellensee oder den Seekanal. Das Erdreich, das man dabey ausgrub, diente dazu, von beyden Seiten vier Terrassen zu erheben, mit diesem Canal parallel, welche sich bis zu den neuen Teich erstrecken, der ein anderer Wasserbehälter über diesem ist. Zwischen diesen Terrassen und dem Canal waren zween Rasengründe, welche der jetzige Herr Herzog von Sully in verschiedene Partien verwandeln ließ. Man nahm ohne Unterschied alle an, welche sich zu dieser Arbeit anboten, und selbst die kleinsten Kinder, denen man bisweilen nicht über ein halbes Pfund Erde zu tragen gab; man hatte die Vorsicht gebraucht, zu dem Ende eine unendliche Menge Tragkörbe von

jeder

jeder Größe machen zu lassen. Unter alle diese Armen theilte man früh ein Stück Brod, zu Mittag eine grosse Schüssel voll Suppe und Abends ausser einem Stück Brod noch einen Lohn am baarem Geld aus, der sich nach dem Alter und der Arbeit richtete. Dieß Werk, welches der Herzog von Sully blos zur Verschönerung seines Guts nie unternommen haben würde, kostete ihm achtzigtausend Pfund.

Es ist allgemein bekannt, daß er es ist, der das Schloß Rosny ganz aufbauen ließ, mit trocknen ausserordentlich breiten Gräben, wo sich das Feuer, als man eine Batterie daselbst errichtete, auf eine ganz erstaunende Art kreuzte. Eine zu der Zeit, sehr seltene Sache. Er legte daselbst jene schöne Terrasse an, welche in einer erstaunlichen Länge längst der Seine hinlief auch jene große Gärten voll Bosquets und Grotten mit Springwasser.

Er verschönerte das äussere von Sully durch Gärten, deren Plane die schönsten der Welt sind und durch einen sehr langen und sehr breiten Canal, welcher mittelst des kleinen Flusses Sangle, den er dahin leiten ließ, und der von da in die Loire fällt, stets lebendiges Wasser hat. Er brachte daselbst eine Maschine an, um Wasser in alle Bassins und Springbrunnen zu treiben, wovon diese Gärten voll waren; die Maschine ist noch vorhanden; man läßt aber alle diese Wasserpartien eingehen. Das Schloß selbst ließ er mit Schiefer decken, beynahe alle Zimmer täfeln, mahlen und vergolden und in die Dicke der Mauern die Gallerien arbeiten, welche von dem kleinen Corps de Logis beym Eingang bis zum großen Schloß fortlaufen. Der Vorhof und noch ein zweyter Vorhof, den man sonst den kleinen Park nennt, sind ebenfalls sein Werk. Es sind in diesem zweyten Hof mehrere Erhöhungen oder ungeheure Erd-

hausen, denen man es wohl ansieht, daß sie von Menschenhänden gemacht sind. Dieser Aufwand, welcher von keinem Nutzen ist und so gar einen widrigen Eindruck macht, kann die befremden, welche nicht wissen, daß der Herzog von Sully kein anderes Mittel wußte, einer Menge von Armen Unterhalt zu geben, welche zur Zeit einer Theurung Arbeit verlangte. Die Collegial-Kirche von Saint-Ithier war vor Alters ein kleines Kirchlein, welches beynahe an das Schloß stieß; er ließ sie mitten in die Stadt versetzen oder baute vielmehr eine andre sehr schöne Kirche mit Schiefer bedeckt dafür. Ohne mehrerer andern Werke zu gedenken, welche diese Stadt ihm zu danken hat, ist unter andern ein Hospital, das er daselbst stiftete.

Das vorzüglichste Apartement in diesem Schloß ist das, welches er daselbst zum Andenken Heinrichs des Großen anlegen ließ, und das man deswegen das Königszimmer nennt. Er wollte noch ein anderes Denkmal seiner Dankbarkeit gegen diesen Herrn stiften, in dem Saal von Sully. Dieser Saal, welcher nach dem von Montargis der größte in Frankreich ist, hat die Aussicht auf die Loire. Heinrich ist daselbst auf einem Gemählde von der ersten Größe auf einem vollkommen schönen Rothfuchs abgemahlt; diese ist von allen Abbildungen dieses Monarchen die vollkommenste und am besten getroffene. Dieß Gemählde dient dem Kamin zur Verzierung, der ausserordentlich groß und ganz mit Schnitzwerk bedeckt ist, und sowohl von vorne als auf den Seiten eine Menge gemahlter Cartouchen hat, jeden mit einem Sinnbild und Denkspruch, die sich entweder auf den König oder auf den Herzog von Sully beziehen. Einer dieser Cartouche hat etwas besonderes. Er ist von vorne und stellt die Sonne vor, welche

welche nur matte und blaße Strahlen schießt; unten erscheint der Mond so strahlenreich als die Sonne strahlenarm, und weiter unten die Erde, welche durch diesen großen Glanz des Monds verdunkelt scheint; dieß ist das einzige von diesen Sinnbildern, das keine Devise hat, und diese gefließentliche Weglassung vollendet den Beweiß, daß es etwas geheimnißvolles enthalten muß.

Der Herzog von Sully reparirte und erweiterte auch das Schloß von La Chapelle d'Angillon, das durch Fräulein von Albreth erbaut worden war. Er verschönerte es mit terrassirten Gärten und einem Park von beynahe zweyhundert und dreyßig Morgen Landes mit steinernen Mauern eingefaßt, welche, obschon sehr solid, dennoch gegenwärtig durch die Vernachläßigung seiner Nachfolger, beynahe ganz verfallen sind. Vor der Wiese ist eine so wohl in Ansehung ihrer Länge als ihrer Höhe sehr prächtige Terrasse, ganz mit gehauenen Steinen bekleidet, und von Raum zu Raum mit erhabnern Pfeilern von Steinen und Mauerziegeln, welche gleich sehr zur Festigkeit und zur Verzierung dieses Werks dienen. Es befand sich unten an dieser Terrasse eine sehr schlecht gebaute Kirche, welche der Herzog von Sully abbrechen und mit großen Kosten und selbst mit großer Pracht vor dem Thor der Stadt La Cappelle wieder aufbauen ließ, für deren Herrn und Stifter er zugleich anzusehen ist.

Das Schloß Montigny hatte ihm unter andern Verschönerungen einen vollkommen schönen Baumgang zu verdanken, und hinter dem Haus eine Promenade oder eine Art von sehr angenehmen Hof, mit vier Reihen Ulmen. Er ist es, der das berühmte Schloß Montrond, das lange Zeit für eine unbezwingbare Cita-

tadelle gehalten wurde, bauen und in den Felsen hauen ließ. Man kam dahin auf einem sehr breiten in Krümmen laufenden Weg ebenfalls in den Felsen gehauen, so wie auch die Außenwerke des Platzes, in dessen Innerm ein unversiegbarer und vor allen Zufällen von außen sichrer Brunnen war. Der Herr Prinz von Cond nöthigte den Herzog von Sully, wie man gesehen hat, ihm Montrond abzutreten, und während der Unruhen machte er es zu seiner vorzüglichsten Vestung gegen die Partey des Königs. Die königliche Armee mußte ganzer achtzehn Monate davor liegen, und bekam es nur durch List ein. Der Platz wurde geschleift, nachdem man die Werke in die Luft gesprengt hatte.

Anmerkungen

zum

Sechsten Band.

XXV — XXX Buch.

Fünf und zwanzigstes Buch.

(1)

Pimentel war ein Italiener, und kein Portugiese.

2. Maximilian von Bethune, Marquis von Rosny, erstgebohrner Sohn des Herzogs von Sully, und Anne von Courtenay, seiner ersten Gemahlin. Er war Oberaufseher der Festungswerke, Befehlshaber in Mantes und Gergeau, und Generalfeldzeugmeister in Anwartschaft auf den Tod seines Vaters, vor dem er aber 1634. starb.

3. Sie wurde es erst im Oktober folgenden Jahres, zu Charenton, durch den Prediger du Moulin. Die Braut war erst neun bis zehn Jahr alt. Sie hieß Franziske, Tochter Karls von Blanchefort von Crequy, Fürst von Poix, nachher Herzog von Lesdiguieres, durch seine Vermählung mit Magdalene de Bonne de Lesdiguieres, Tochter des Connetable dieses Namens. Der Marquis von Rosny hatte aus seiner Ehe mit ihr Maximilian Franz von Bethune, Herzog von Sully rc. und Louise von Bethune, die unverheurathet starb.

4. Catherine Henriette von Vendome, legitimirte Tochter Heinrichs und der Gabriele von Estrees. Sie heurathete Karl von Lothringen, Herzog von Elboeuf und starb 1663.

5. Heinrich von Bourbon, Herzog von Montpensier, starb wirklich im Hornung dieses Jahrs, nachdem er zwey Jahre siech gelegen hatte, während deren er nur von Weibermilch lebte. Er bereitete sich sehr christlich auf sein Ende. Als dies Heinrich hörte, sagte Er: „man müsse zu Gott beten, um Zeit zu erhalten, ihn zu erkennen, wie sie dieser Fürst gehabt habe.“ Matthieu ib. 772. Der Herzog von Montpensier war erst fünf und dreyssig Jahr alt. Die

Linie von Bourbon-Montpensier erlosch mit ihm, indem er nur eine einzige Tochter hinterließ, welche dem Herrn Herzogs von Orleans, zweytem Sohne Heinrichs IV. verlobt war.

6. Eine Theologie, welche wohl damals am rechten Ort angebracht seyn mochte, die aber hier sehr übel stehen würde, und die ich daher abermals unterdrücke, um christkatholische Herzen nicht zu ärgern! —

7. Jaquelin du Beuil, Gräfin von Moret; — Charlotte des Essarts, Gräfin von Romorantin, zwo von den Geliebten Heinrichs IV. Von der ersten hatte Er Anton Grafen von Moret, der 1632. in der Schlacht bey Castelnoudary blieb, von den andern zwo Töchter, eine, Aebtissin von Fontevrauld, die andre von Chelles. Von diesen zwo Frauen, der Herzogin von Beaufort, und der Marquisin von Verneuil, welche nach einander und ganz öffentlich den Titel als Maitressen des Königs führten, hatte er acht Kinder, die einzigen, die er legitimirte. Sonst liebte er auch noch Marie Babou, Wickgräfin von Estanges, zwo Muhmen der schönen Gabriele, und mehrere andre. M. s. davon die histoire des amours du grand Alcandre.

Nach Seinem Tod heurathete Fräulein des Essarts heimlich den Kardinal von Guise, Ludwig von Lothringen, dem der Pabst zu dieser Ehe Dispensation ertheilte, nebst Beybehaltung seiner Pfründen. Die Sache ist erwiesen durch den Ehekontrakt selbst, den man in der rechtskräftigsten Form unter den Papieren dieses Kardinals nach seinem Tod fand. Es geschieht Meldung davon im Mercure hist. et. polit. avril 1688. Aus dieser Ehe kamen drey Söhne, einer Bischoff von Condon, der andre Graf von Remorantin, und zwo Töchter, deren eine der Marquis von Rhodes heurathete. Charlotte des Essarts verheurathete sich nachher abermals an Franz du Hallier de l' Hopital, Marschall von Frankreich Graf von Rosny ꝛc. Der Kommentar der Liebschaften des großen Alkanders, sagt blos, sie sey Maitresse des Kardinals von Guise und nachher des M. de Vic, Erzbischoff von Auch gewesen. Sie war eine natürliche Tochter des Baron von Sautour in Champagne. Journal du regne de Henri IV. imprimé 1620. T. I. p. 277.

8. Noel von Sillery, Bruder des Kanzlers, Gesandter zu Rom.

9. Die

9. Die Königin hatte geraume Zeit viel Zutrauen zu dem Herrn von Sully. Der Verfasser der hist. de la Mere et du Fils T. I. p. 10. erzählt, diese Dame habe einst auf Eingeben Concinis vorgehabt, dem König zu hinterbringen, die und die Herrn am Hof hätten sich unterstanden, ihr von Liebe vorzusagen; Sie habe aber erst diesen Minister zu Rath gezogen, der es ihr ausredete, indem er ihr vorgestellt habe: „sie würde bey dem König den stärksten und gegründetsten Verdacht erwecken, den ein Gatte von Seinem Stand gegen Seine Gemahlin fassen könne; indem jeder Mann von Einsicht wohl wüßte, daß man mit einer Person von Ihrem Stand nicht von Liebe spräche, wenn man sich nicht erst versichert hätte, daß sie es gern hörte, und wenn sie nicht wenigstens halben Weg entgegen gekommen wäre; auch könnte der König auf die Gedanken kommen, die Gründe, die sie zu dieser Entdeckung vermocht hätten, wären entweder die Furcht, daß sie dennoch, auf einem andern Wege, gemacht werden möchte, oder ihr erfolgter Ueberdruß an denen, welche sie angeben wollte, durch Dazwischenkunft einiger andern, die Ihren Augen besser gefielen; oder endlich die Ueberredung andrer, welche genug über sie vermöchten, um Sie zu diesem Schritt zu bringen.

10. Gaston Johann Baptista von Frankreich, erst Herzog von Anjou, und nachher Herzog von Orleans genannt, starb 1660. Siri läßt Heinrich IV. vor der Geburt dieses Prinzen sagen: er wolle ihn der Kirche geben, und Kardinal von Frankreich nennen lassen. a. a. O. S. 568.

11. „Ich wünschte, sagte Heinrich, Gott hätte ihm ein Dutzend gegeben; denn es wäre sehr schade, wenn man von einem so guten Stamm nicht Ableger haben sollte." Mem. Hist. de France ib.

12. Sie gieng nicht dahin, oder blieb wenigstens nicht lange daselbst.

13. Juliette Hyppolithe d' Estrees, Gemahlin Georgs von Brancas, Marquis von Villers.

14. In den Memoiren von Bassompierre, Tom. I. p. 92. finde ich folgendes davon: „wenige Tage hernach war die Uneinigkeit der Frau von Verneuil mit dem König, welche darüber entstand, daß Frau von Villars dem König Briefe gab, welche sie an den Prinzen von Joinville geschrie-

schrieben, und die sie von diesem bekommen hatte. Die Sache wurde dadurch beygelegt, daß der Herr Herzog von Eguillon dem König einen Schreiber von Bigot brachte, welcher bekannte, daß er die Briefe nachgemacht hätte; und der Prinz von Joinville wurde verwiesen." — Uebrigens fällt diese Intrike ins Jahr 1603. nach der Zurückkunft Heinrichs von seiner Reise nach Metz, nicht in dieß Jahr, wie unsre Memoiren angeben.

15. Die Mem. p. servir à l'hist. de France werden uns Rechenschaft davon geben. „Der Prinz von Joinville hatte sich an eine Gräfin Favoritin des Königs gemacht, die von denen war, welche Tertullian zu seiner Zeit publicarum libidinum victimae, nennt, und die um ihre That zu bemänteln ein Eheversprechen vom Prinzen, vorgab, und dieser zog sich dadurch die Ungnade des Königs zu, der ihm befahl, sich entweder fortzumachen, oder sie zu heurathen. Er macht erst Mine, das letzte zu thun, um da fort zu fahren, wo er es gelassen hatte; endlich aber erklärte er, seine Absicht sey nie dahin gegangen, und sagt ganz laut, daß ihm ausser dem König kein Adlicher oder andrer, wes Stands und Würden, davon hätte sprechen dürfen, ohne daß er ihm mit gleichen Füssen in Nacken gesprungen wäre. Als der Graf von Lud dies hörte, sagte er, daß dieß ein Henkerstückchen wäre. Frau von Guise, ganz in Thränen, warf sich dem König zu Füssen, und bat Se. Majestät, wie ganz ausser sich vor Verzweiflung, sie zu tödten. Der König antwortete ihr: ich habe noch nie ein Weib getödtet; und weiß nicht, wie man das machen muß. Diejenigen sagt er, welche man am Hof für die einstimmigsten hielt, sagten: der König habe die Gräfin thun lassen, was sie that."

„Ich benachrichtigte — sagt Bassompierre in seinen Mem. T. I. p. 205. — den Herrn Prinzen von Joinville und die Frau Gräfin von Moret, von dem Vorhaben des Königs, sie bey einander zu überraschen... Man überraschte sie nicht bey einander, der König entdeckte aber doch noch genug, um den Herrn von Chevreuse (diese Namen führte der Prinz von Joinville) von Hof zu jagen, und hätte es eben so mit ihr gemacht, wenn sie nicht nahe an der Niederkunft gewesen wäre; die Zeit brachte die Sache wieder ins Geleis." — Heinrich gab Befehl, den Prinzen in Verhaft zu nehmen, er flüchtete sich aber aus dem Königreich, wohin

er

er nicht wieder kam, bis nach dem Tod Heinrichs, von welchem seine Familie nie seine Zurückberufung erhalten konnte. Galanteries des rois de France.

16. Karl Emanuel von Lothringen, zweiter Sohn des Herzogs von Mayenne.

17. Heinrich von Lothringen, Herzog von Eguillon und nachher von Mayenne.

18. Damin von Montlac, Herr von Balagny, Sohn Johanns Fürsten von Cambray und der Renata von Clermont von Bussy-d'Amboise. Er war damals erst 25 oder 26 Jahre alt, und unverheurathet.

19. „Lomenie berechnete 1607. wie viel Französische von Adel seit der Thronbesteigung Heinrichs im Zweykampf geblieben seyen; es sind richtig gezählt viertausend." Mem. hist. de Fr. ib.

20. Margarethe Charlotte von Montmorency.

21. Heinrich bedrohte im Zorn die Herzoginn von Mercoeur, sie sollte zweymal hunderttausend Thaler für den Reukauf bezahlen müssen, noch über die hunderttausend, welche auf diesen Fall ausgemacht waren. Die Herzoginn ließ dagegen dem König sagen: Er möchte nicht nur die hunderttausend Thaler sondern auch ihr ganzes Vermögen nehmen, wenn Er es brauchen könne. Die Tochter gieng in ein Kapuzinerinnenkloster, wo sie Nonne werden wollte. Mem. hist. de France, ib.

22. Am 7. Julius des folgenden Jahrs. „Die Hochzeit, sagten die Mem. de l'hist. de France — war prunk- und prachtvoll. Der König strahlte ganz von Edelsteinen von unschätzbarem Werth, machte das Ringelrennen mit, und traf beynahe jedesmal."

23. Heinrich von Bourbon, Marquis, oder nach einigen andern, Herzog von Verneuil, nachher Bischof von Metz. Machte schon Paul V. so viel Schwierigkeit, in Ansehung des Bißthums Metz, so machte Innocenz X. noch mehr. Denn er schlug es rund ab, diesem Prinzen den Purpur zu ertheilen. Er genoß über viermalhunderttausend Livres Einkünfte von Pfründen, als er sie 1668. alle niederlegte, um sich mich Charlotte Seguier zu vermälen, der Wittwe Maximilians Franz, dritten Herzogs von Sully. Er starb 1682.

24. Die

24. Die gleichzeitigen Nachrichten reden von dem prächtigen Einzug und Empfang dieses Herzogs zu Rom.

25. Die Katholische Religionsübung war in Bearn seit dem Edikt von Nantes wieder hergestellt worden. Es ist also hier ein Irrthum in den Memoiren Sullys, und statt Messe muß gelesen werden: Jesuiten, indem diese Väter in diesem Jahr durch ein königliches Edikt vom 16. Februar daselbst wieder eingesetzt wurden. Sie hatten dieß vorzüglich dem öftern Anhalten des Bischofs von Oleron zu danken. Nic. Rigault l. c. Merc. François 1608. etc.

26. Franz Miron, Requetenmeister, Intendant in der Befehlshaberschaft Isle de France, Präsident im Oberconseil, Prevot der Handelschaft, Civillieutenant in der Prevoté Paris, rc. starb im Junius dieses Jahrs, äusserst bedauert wegen seiner Rechtschaffenheit und andern guten Eigenschaften. Seine Anhänger wußten ihm die Festigkeit, womit er sich dem Oberintendanten bey Gelegenheit des vorjährigen Conseilschlusses wegen Abschaffung der Rathhaus Renten, widersetzte, und die kühne Vorstellungen, welche er dem König dagegen machte, so sehr zu danken, daß sie sich zusammen rotteten, und auf eine empörerische Art hinzogen, ihn in seinem Hause gegen die Drohungen des Conseils zu schützen. Perefix, von dem ich dieß habe, giebt zu, daß die Nachsuchung gegen die Rentierer an sich sehr rechtmäßig war, tadelt aber dennoch die Urheber deswegen „weil der größte Theil dieser Renten wieder in andre Hände gekommen oder vertheilt worden war, und also itzt eine Menge Familien dadurch gestört werden mußte. — Miron bat die Bürger dringend, sich wegzubegeben, und ihn nicht strafwürdig zu machen, wobey er ihnen vorstellte, daß nichts zu befürchten sey, indem sie es mit einem König zu thun hätten, der so groß und weise als gelind und billig sey, und sich nicht durch üble Rathgeber hinreissen lassen würde."

Ich für mich bewundre nicht so wohl diesen Prevot der Handelschaft, der mit all seiner Rechtschaffenheit sich doch so weit vergas, daß er einige gehäßige Vergleichungen anstellte, „zwar nicht über die Person des Königs; aber doch über gewisse Leute von dessen Conseil" — als ich den König selbst bewundre welcher dem Zureden derer widerstand, welche Ihn bereden wollten, ihn mit Gewalt wegnehmen zu lassen, und seine Dreistigkeit streng zu ahn-

ahnden. „Da Er vielmehr Mirons Entschuldigungen und demüthige Unterwerfung sehr gnädig annahm, und übrigens die Fortsetzung dieser Renten-Untersuchung, welche so viel Aufstand erregt hatte, einstellen ließ." Mich wundert, daß von dieser ganzen Sache in unsern Memoiren nichts vorkommt.

Ein andrer Zug aber, der dem Herrn von Sully wahre Ehre macht ist nach den Mem. pour l'hist. de France folgender: er sollicitirte bey Heinrich zu Gunsten des Präsidenten Miron, Bruders des Verstorbenen, welcher ihm seine Stelle als Civillieutenant abgetreten hatte, und nachher auch für dessen Sohn, und als Heinrich zu ihm sagte: „ich wundre mich, daß Sie für Leute bey mir bitten, die Sie sonst so sehr gehaßt hatten, antwortete Sully: und ich Sire, mich darüber noch mehr, daß ich Sie Leute hassen sehn muß, die Sie sonst so sehr geliebt haben, Sie noch lieben, und Ihnen so gut gedient haben." Die Königin ließ diese Stelle auf Empfehlung Concinis dem Procureur du Roi au Chatelet, Nicolaus Legeai geben.

27. — So genannt nach dem Sieur Charles le Marchand, Capitain der Büchsenschützen und Häscher von Paris, welcher mit Genehmhaltung des Königs den Bau besagter Brücke, auf seine Kosten und Gebühren unternahm, unter gewissen Bedingungen, welche ihm zugestanden wurde, unter denen auch die war, daß diese Brücke seinen Nahmen führen sollte. Journal de l' Etoile ib.

Diese Brücke, welche erst die Taubenbrücke hieß, weil man daselbst Tauben verkaufte, bekam nachher den Namen Müllerbrücke, weil an jedem Joch eine Mühle war. Bey einer Ueberschwemmung am 22. Dec. 1596. zwischen sechs und sieben Uhr Abends war sie eingestürzt, und hatte über fünfhundert Personen unter ihrem Schutt begraben, welche größtentheils — sagt man, von denen waren, welche sich bey der Pariser Bluthochzeit bereichert hatten: seither war sie nicht wieder aufgebaut worden. Der neue Bau wurde in diesem Jahr angefangen, und im folgenden vollendet. Zwölf Jahre hernach gerieth sie in Brand, denn sie war von Holz und brannte nebst der Wechselbrücke ab, welche man 1639 wieder von Stein aufbaute: Aus beyden machte man nur eine wieder, die heutige Wechselbrücke. M. s.

die

die Schriftsteller von den Alterthümern und Beschreibungen von Paris.

28. Von diesem Eduard Fernandes wird in den Memoiren von Bassompierre, als von einem reichen Portugiesischen Banquier gesprochen, der den Herrn am Hof Geld zum Spiel auf Pfänder oder große Interessen geliehen habe.

29. „Ich weiß nicht, — sagt Herr von Perefixe — was man denen antworten soll, welche Ihm vorwerfen, Er habe Karten- und Würfelspiel zu sehr geliebt, was nicht wohl an seinem König läßt, und sey dabey nicht einmal ein gutartiger Spieler gewesen, sondern gierig auf das Gewinnen, furchtsam im Wagen, und übellaunig im Verlust." Nichts! würde ich zu diesem Schriftsteller sagen, und man muß geradezu gestehen, daß dieß einer der Flecken in dem Leben dieses großen Königs ist. Wie könnte man die Spielsucht rechtfertigen, wo sie auf einen so hohen Grad steigt, als bey Heinrich? Was läßt sich bey dem Herrn eines ganzen Volks verderblichers denken? Welch schlimmeres Beyspiel, das fähiger wäre, die Ordnung zu zerstören, die Sitten zu verderben?

In den Mem. p. s. à l'hist. de France liest man hievon einen so drolligten, als drolligt erzählten Zug. „Herr von Crequy, der nachher Herzog von Lesdiguieres und Marschall von Frankreich wurde, verlohr dabey so stark, daß er eines Tags von dem König, wie ganz ausser sich, weggieng, so daß er den Herrn von Guise, der ihm auf dem Weg ins Schloß begegnete, fragte: Mein Freund, mein Freund, wo sitzen die Wachen heute? Dieser trat zween Schritte zurück, und sagte: „Sie werden verzeihen, mein Herr, ich bin hier zu Lande nicht zu Hause; und damit gieng er zu dem König, dem er was dadurch zu lachen gab."

Der Marschall von Bassompierre sagt: Pimentel, der Fremde, von dem zu Anfange dieses Buchs etwas vorkam, habe über zweymal hunderttausend Thaler gewonnen, mit denen er sich fortgemacht habe; er sey dann im folgenden Jahr wieder nach Frankreich gekommen, und habe abermals gute Erndte gehalten." — Man behauptete, der Kunstgriff dieses Fremden, um diese unermeßliche Vortheile zu ziehen, habe darinn bestanden, daß er alle Würfel in den Läden zu Paris habe aufkaufen und dafür falsche unterschieben lassen,

die

die er besorgt hatte. Was man aber als bloße Satire anzusehen hat, ist, wie einige vorgeben wollten, daß Heinrich von dieser Betrügerey gewußt, sie aber begünstigt habe, in der Absicht, seine Höflinge arm und dadurch geschmeidiger zu machen. Der Herzog von Epernon verlor ansehnliche Summen, und alle seine Kostbarkeiten. Der Herzog von Biron hatte ebenfalls in Einem Jahr über fünfmal hunderttausend Thaler verlohren.

30. „Diese Verwüstung dauerte vier und zwanzig Stunden, und kam ganz plötzlich. Ohne die Dämme, welche durchbrochen wurden, wäre die Stadt Tours ganz unter Wasser, und Blois in große Gefahr gesetzt worden. Herr von Sully, der damals zu Sully war, konnte sich kaum retten, und war mit seinem ganzen Herzogthum in Gefahr." Mem. hist. de France. ib.

Nach dem Mercure françois trug sich dieß Unglück in diesem Jahr zweymal mit der Loire zu. Einmal zu Ende des Winters, bey einem Eisgang, das andremal zu Anfang des Sommers, bey einem plötzlichen Schmelzen des Schnees auf den Bergen von Velai und Auvergne: keine dieser Ueberschwemmungen setzt er in den Oktober, worinn er sich irrt. „Der Verlust — sagt er — an Männern, Weibern, Kindern, Vieh, Schlössern, Mühlen, Häusern und Gütern aller Art war dabey unschätzbar. Keine Brücke war auf diesem Fluß, der über anderthalbhundert Meilen durchströmt, woran nicht wenigstens einige Joch zerrissen waren. Die Gewalt des Wassers brach durch alle Dämme. Die Weiden waren von Wasser voll, bis an die Berge und die Feldgüter, welche daselbst von großem Belang sind, waren lange davon bedeckt, weil es nicht ablaufen konnte, und blieben unfruchtbar wegen des Sandes und der Steine, welche der Strom aus Auvergne dahin geführt hatte.

Dieß Jahr wurde das Jahr des großen Winters genannt, weil dieser damals ausserordentlich streng war. Heinrich sagte, sein Bart sey ihm im Bett neben der Königinn gefroren. Man brachte Ihm gefrornes Brod am 23. Jenner, und Er wollte nicht, daß man es aufthauen ließe. Matthieu *T.* II. l. 3. p. 771.

31. Perefix erzählt dieß ein wenig anders. „Da das Bißthum Poitiers erledigt worden war, — sagt er — bat

Ihn Rosny inständig, bey dieser Gelegenheit auf einen Nameus Fenouillet Rücksicht zu nehmen, der für einen gelehrten Mann und großen Prediger gehalten wurde. Der König gab es aber, unerachtet dieser Empfehlung, dem Abt De la Rochepofai, der schon an sich viel gute Eigenschaften besas, und überdieß Sohn eines Vaters war, der mit seinem Degen im Krieg, und mit seinem Geist in Gesandschaftsposten gleich gut gedient hatte. Einige Zeit hernach war das Bisthum Montpellier zu vergeben. Da schickte der König von selbst nach Fenouillet, und sagte zu ihm: er gäbe es ihm, aber unter der Bedingung, daß er nur Ihm allein dafür verbunden wäre." ib. p. 312.

32. Sie befindet sich in den alten Memoiren T. III. p. 222.

33. M. s. ebend. p. 194.

34. Man kann darüber nachsehen ebend. die Briefe von diesem ganzen Jahr 1608.

35. Der Herr Herzog von Sully hat sich so oft und so stark gegen den Mißbrauch der Stände und Volksversammlungen erklärt, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß er ihnen hier das Wort reden wolle; er läßt sich aber bisweilen durch seine ökonomische und strenge Ideen irre und zu weit führen. Daraus muß man sich alles erklären, was in dieser ganzen Stelle für die souveraine Gewalt Ungünstiges zu liegen scheint.

Von den Menschen, einzeln betrachtet, sind einige gut, andre bös. Ein Staat also, von einem Einzigen regiert, wird bald gut bald schlecht regiert werden. Die Menschen aber, in dieser Totalität betrachtet, welche Volk heißt, waren noch, sind noch, werden nie etwas anders seyn, als eine Menge eingeschränkter, mit Vorurtheilen behafteter, schwacher, leidenschaftlicher, ohne Grund fürchtender und hoffender Geister; ohne Erfahrung, wie ohne Vorblick, und vom bloßen Instinkt auf das blose augenblickliche Wohlseyn hingezogen. Ein Staat also, durch die Menge regiert, wird übel, und zwar immer übel regiert werden. Dieser Beweis ist so einfach und dadurch so einleuchtend, daß man ihn eine Demonstration sowohl gegen die Stände als gegen jede Regierungsform nennen kann, welche der Menge mehr oder minder Gewalt überläßt.

Der

Der Fürst, der den hauptsächlichsten Reichthum des Königs in sein Kammergut setzt, ist nicht glücklicher. M. s. Essai polit. sur le commerce.

36. Diese Bemerkung ist falsch. Vor Karl VIII. führte Frankreich Krieg mit Spanien, England, Flandern, mit seinen Nachbarn wie mit den entferntesten Staaten Angrifs- und Vertheidigungsweise. — Welche Zeit vergleicht und setzt man hier der unsrigen vor? Die letzten Regierungen des zweyten Stamms unsrer Könige, und die ersten des dritten? Könnte man einen für dieß Reich unglücklichern Zeitpunkt wählen? Wenn die auswärtigen Kriege seltner darinn waren, so war die Ursache blos das Uebermaas des Elends, daß es unaufhörlich welche mit sich selbst führte. Unsre Könige hatten beynahe keine andere Beschäftigung als die unwirksamen Bemühungen, es von tausend einheimischen Tyrannen zu befreyen. Frankreich befand sich wehrlos gegen die Barbaren und gegen seine Nachbarn, deren Fangball es wechselsweise war.

Diese Zeit, — sagt man vielleicht — war doch wenigstens glücklich für den Adel. Auch dieß kann ich nicht einmal zugeben. Es war nur Flitterschimmer, womit er damals glänzte; denn es war unvermeidlich, daß der allgemeine Unstern auch sein besondres Verderben bewirken mußte. Ist man, überdieß darum minder unglücklich, weil man selbst der Urheber seines Unglücks ist? Wenn die Ruhe, — die Ehrsucht mag dagegen sagen was sie will — wenn die Ruhe der einzige glückliche Zustand ist, so hat der Kardinal Richelieu dem französischen Adel einen weit größern Dienst erzeigt, als dieser nicht denkt.

Und, was thut man in Frankreich seit beynahe drey Jahrhunderten als arbeiten an Heilung der Wunden, welche der französischen Herrschaft durch diese Zeit geschlagen wurden, deren Glück und Weisheit man uns so sehr erheben will? Der Herzog von Sully scheint also hier ein wenig von den gemeinen Vorurtheil angesteckt, welches alles bewundert, was den Stempel der Alterthums trägt. Eins kann jedoch zu seiner Entschuldigung dienen. Er war Zeuge eines Theils von allem dem Elende gewesen, welches die Religionskriege in dem letzten Jahrhundert verursacht hatten, und wovon sich wenig Beyspiele in unsrer Geschichte, vielleicht überhaupt keines, finden, die man ihnen an die

Seite setzen könnte. Er glaubte sich nicht zu irren, indem er dies Elend auf Rechnung der Regierung schrieb. Ist es aber nicht weit wahrscheinlicher, daß es nur darum so hoch stieg, weil die monarchische Regierung noch nicht wirklich so ganz bey uns vorhanden war? Ein König, der eine gleiche Macht wie die besessen hätte, in deren Besitz sich glücklicherweise unsre Könige heut zu Tag befinden, hätte Mittel gehabt, es abzuwenden, indem er die Großen hätte im Respekt erhalten können, denen allein es zuzuschreiben ist.

Wenn es, um diese Wahrheit in ihr volles Licht zu setzen, nur eines Beyspiels bedürfte, um eine Vergleichung damit anstellen zu können; so hat es uns seit weniger als fünfzig Jahren nicht an Gelegenheiten noch an bürgerlichen Unruhen oder Religionszwistigkeiten gefehlt. Wir können uns sogar auf eine Minderjährigkeit berufen, die in eine sehr schwürige Zeit fiel. Was ist dergleichen darinn vorgefallen?

Was uns aber am meisten befremden muß, ist dies: daß sich noch heutzutage Leute finden, welche, trotz Erfahrung und Evidenz, darauf ausgehen, durch ihr Raisonnement Meynungen wieder einzuführen, welche doch so rechtmäßig verbannt worden sind.

37. Ein andrer Irrthum. Wenn man bestimmt reden will, wird man nicht sagen: der König ist reich, der König ist arm. Der König ist unter allen öffentlichen Personen die öffentlichste. In dieser Eigenschaft besitzt er nichts, was nicht zugleich dem ganzen Staat gehörte, und genau genommen ist unter allen für königlich gehaltenen Ausgaben keine, die man nicht eben so wohl Staatsausgaben nennen könnte und müßte, weil sie alle im Namen, zum Nutzen und in Rücksicht des ganzen Staats gemacht werden. Dies ist schon unstreitig in Ansehung der Unterhaltung des Kriegs- See- Festungsbauwesens u. s. w., und ist es nicht weniger in Ansehung aller Werke zum öffentlichen Nutzen und Bequemlichkeit, oder auch bloß der Hoheit und Pracht; und wenn man es ernstlich überlegen will, wird man ein gleiches von denjenigen Ausgaben sogar sagen, welche bloß auf die Person des Königs Bezug haben, wie für seine Tafel, seine Kleidung, sein Haus, seine Vergnügungen. Bey diesem allem hört er nicht mehr auf, der Mann des ganzen Volks zu seyn, als er es ist, wenn er seine Heere marschieren läßt.

Der

Der üble Gebrauch, welchen einige Souverains von den öffentlichen Schätzen machen, hebt darum die Wahrheit dieses Grundsatzes nicht auf, und, noch einmal: es ist Gewinn für die ganze Nation, daß Ein Mann allein sowohl über die Menge als die Anwendung dieser Gelder disponire. Könnte man denn von einer ganzen Menge die Aufmerksamkeit erwarten, freywillig zu dem beyzutragen, was für größere Nützlichkeit, Bequemlichkeit oder für größern Ruhm geschehen muß; zu den geheimen Ausgaben, welche die Politik erfordert; zu denen, welche der Tapferkeit, dem Verdienst, den Wissenschaften und den Künsten ihre Belohnung versichern? Da müßte man nicht kennen, was Volk heißt! Die republikanische Form kann nur für einen ganz kleinen Staat Glück gewähren.

38. Hier der stärkste Einwurf, den man gegen das monarchische Ansehen machen kann, und auch wirklich unaufhörlich wiederkäut. Ein Mann, Herr von Allem! Dieser sey nun ehrsüchtig, Verschwender, Barbar, so ist ein ganzes Volk das Opfer seiner Launen. — Ich läugne nicht die Möglichkeit der Sache, man hat Beyspiele. Und indem ich sie einräume, gebe ich zugleich zu, daß dies die große und in gewissem Sinn die einzige Unbequemlichkeit dieser Regierungsform ist.

Allein da ein unbedingt vollkommnes Glück nicht das Erbtheil der Menschen seyn kann, und die menschliche Weisheit mit allen ihren angestrengtesten Bemühungen sich mehr nicht versprechen darf, als Minderung des Maaßes irrdischen Elends: so kommt es hier einzig darauf an, zu wissen, ob die Einführung der monarchischen Gewalt diesen Plan besser erfüllt, als jede andre Regierungsform, und dies, denke ich, wird durch ein wenig Nachdenken ganz einleuchtend.

Soweit auch ein König seine Ausschweifungen treiben mag, so schont er doch immer, seines eignen Vortheils wegen, die Lebensgüter seines Volks bis auf einen gewissen Grad. Uebrigens sind hier schon mittelmäßige Tugenden hinreichend für das Gute, wenn sie auch nicht für das Beste zureichen, und auf der andern Seite sind alle Laster, denen die Fürsten unterworfen seyn können, bey weitem nicht so nachtheilig für das Wohl eines Volks; einige tragen sogar noch dazu bey, und andre halten es nur auf. Die Unfähigkeit endlich kann durch die Wahl guter Minister ersetzt wer-

den. Dies sind alle die Gründe, welche machen, daß in einem monarchischen Staat kein Uebel, weder von allzu langer Dauer, noch ganz unheilbar ist. Denn dazu würde gehören, daß Unwissenheit und Uebermuth allen Lastern durchaus die Hand böten.

Diese Grundsätze führen uns auf den Schluß, daß es nur ein einziges, aber auch ganz unfehlbares, Mittel giebt, alle die Uebel zu verhüten, welche in Frankreich die Großen, in England der Pöbel, im Norden die Pfaffen, die Mönche im Orient und die Soldaten, in mehrern alten Monarchien und in unzählbaren Staaten die Religionsverschiedenheit hervorgebracht haben; und dies Mittel besteht in Erhöhung der königlichen Macht bis zu einem Grad, welcher hinreicht, diesen verschiedenen Mächten nicht nur das Gegengewicht zu halten, sondern auch das Uebergewicht über sie zu behaupten. Der Name König, wenn man ihn anders nicht zu einem eitlen Schall herabsetzt, wird eine Klippe seyn, an der sich, ohne noch zum Sturm gediehen zu seyn, alle die Wellen brechen werden, welche man von Zeit zu Zeit sich von Seiten der Parlementer, Universitäten und aller andern Korporationen erheben sieht.

Der Grund davon ist handgreiflich. Jede andre Macht ist nichts als eine, so zu sagen, aus Stücken von eingelegter Arbeit bestehende Macht, welche gewissermaßen alle Glieder des politischen Körpers zur Theilhaberschaft an der Herrschaft zuläßt, das heißt, an einem Gut, das nicht getheilt werden kann. Nur allein die königliche Gewalt hält alles in Ordnung, kehrt sich gegen alles, entspricht allem, weil sie über alles erhaben ist und alles übertrifft. Sie wird nie ihres Zwecks verfehlen, als da wo sie zweifelhaft scheinen kann. Im Staat wie in der Kirche ist ein sichtbares Ansehen nöthig, dessen Strahlenglanz jedem in die Augen fallen könne, der seinen Posten verlassen will. Denn es ist eine, wie ich glaube, noch nicht genug erkannte Wahrheit, daß alles Unglück, alle Revolutionen, welche die Staaten anfechten oder umstürzen, ohne Ausnahme von dem Mangel an Subordination herkommen; folglich ist es ein Grundsatz, der unter die Grundgesetze aller Regierungen aufzunehmen ist, daß man demjenigen Mittel, das am geschicktesten ist, diese Subordination zu unterhalten, den Vorzug vor allen andern geben muß; ein Vortheil, den man der königlichen Gewalt nicht absprechen kann.

Um gegen die hier in unsern Memoiren aufgestellte Grundsätze zu beweisen, daß alles Unglück unter der zwoten und dritten Reihe unsrer Könige von den an unsrer ersten Constitution in Ansehung der Rechte und des Ansehens unsrer Monarchen vorgenommenen Veränderungen herkommt; kann man nichts besseres thun, als auf die histoire critique de l'etablissement de la monarchie Françoise dans les Gaules verweisen. Der Verfasser zeigt darinn unwiderleglich, daß unsre Könige vom ersten Haus, eine beynahe noch unbeschränktere Gewalt hatten, als heut zu Tag, in Erhebung der Abgaben, Verurtheilung der Großen zum Tod ꝛc. Daß die Herzoge und Grafen, indem sie sich zu Eigenthumsherrn der Länder machten, worinn sie nur Statthalter waren, nach und nach sowohl die Rechte des Königs als die des Volks widerrechtlich an sich rissen, daß dies Volk bey mehrern Gelegenheiten die Bemühungen unterstützte, welche die Nachfolger Hugo Capets anzuwenden anfiengen, es von der Sklaverey so vieler Tirannen zu befreyen ꝛc. T. III. l. 6. chap. I, 116.

39. Der größte Theil von den Beyspielen, welche der Verfasser hier anführt, nämlich alle die, welche in die Zeiten vor der Regierung Ludwigs des Frommen fallen, sind weniger anwendbar auf die Steuer als auf jede Auflage überhaupt, die einem auf Freyheit erpichten Volk gleich unerträglich waren, einem Volk, das von der Meynung eingenommen war, das Zeichen dieser Freyheit sey: daß man dem Beherrscher gar nichts aus Gehorsam entrichte, ohne Unterschied, ob der Befehl billig oder unbillig sey, und ob er für sich oder für das Volk selbst fordre. Herr von Sully ist weit entfernt, die Partie des Volks in einem so unvernünftigen Gedanken zu nehmen, nachdem er selbst die nothwendigen Bedürfnisse eines großen Staats zugegeben hat. Es ist also hier ein wenig — leere Deklamation.

Darum werden aber doch alle rechtschaffne Gemüther, in Ansehung der Grundfrage von der Steuer, seiner Meynung seyn. Man möchte sagen, daß die, welche sie eingeführt haben, das Volk noch weit mehr durch die Form als durch die Sache an sich zu drücken gesucht haben. Ich nehme davon neue Beweise für die Säze, welche ich in den vorhergehenden Anmerkungen aufgestellt habe. Denn wenn man mich fragte, warum die Steuer so ist, würde ich dreust antwor-

ten: weil sie eine Volkseinrichtung ist; nicht zwar eigentlich in Ansehung des Beytrags selbst, — das Volk würde sich nicht selbst diese Kette geschmiedet haben, es hat im Gegentheil, bloß um sich davon zu entledigen, so viel gekämpft — sondern in Ansehung der Art sie zu erheben und umzulegen.

Wäre einer von denjenigen unsrer Könige, welche sich ihrer zuerst bedient haben, Karl VII. zum Beyspiel, Meister genug über seine Unterthanen gewesen, um ihnen sagen zu können: „Der Staat ist einer neuen beträchtlichen Beyhülfe benöthigt, laßt mich den Zehnden von allen euren Gütern erheben; so viel brauche ich; mischt euch aber nicht darein, und hütet euch wohl, meine Operation zu stören." so begreift man leicht, daß er sich wohl eines andern einfachern Mittels, als die Vermögensteuer, bedient haben würde. Man glaubte aber, die geringste Schonung, die man gegen das Volk beobachten könne, bestände darinn, daß man ihm wenigstens eine Art von Freyheit in Ansehung der Eintheilung, Erhebung ꝛc. übrig ließe. Daher kömmts, nach dem was der Verfasser sagt, daß sie hier Kopfsteuer, dort Grundsteuer und an einem andern Ort wieder aus beyden eine Mischung ist. Alle Veränderungen, die man in der Folge an einem auf einem so schlechten Fundament aufgeführten Gebäude vornehmen konnte, dienten zu nichts, als es noch ungeschickter zu überladen, und noch verwirrter zu machen.

Ein Beyspiel von der Volksweisheit und Einsicht! Das Volk büßt nun wohl für seine Fehler. Bey allen alten Auflagen ist diese übel angebrachte Gefälligkeit der Beherrscher leicht sichtbar, welche die Auskunftsmittel in der Vervielfachung von Verordnungen suchen läßt, wo es wo möglich nur einer einzigen Regel bedurft hätte.

40. Dom Pedro war Spanischer Gesandter am Französischen Hofe, wo Heinrich ihn nicht gerne sah, weil Er wohl wußte, daß dieser Gesandte durch Mittel aller Art daran arbeitete, den Staatsrath Sr Majestät auf die Spanische Seite zu ziehen. M. s. Vittorio Siri m. r. T. I. le Grain, Decade de Henri le Grand l. 10. Etoile und andre Geschichtschreiber. Le Grain erzählt folgendes Bonmot von Heinrich, das Er D. Pedro zur Antwort gab, als dieser ihm gesagt hatte: niemand sey in Fontainebleau schlechter logirt als Gott. „Wir Franzosen, wir logiren Gott

Gott in unsre Herzen, nicht in vier kalte Mauern, wie ihr Spanier, und es scheint mir noch eine große Frage, ob er, wenn ihr ihn gleich in eure Herzen logirtet, nicht in Steine logirt würde." — „Sehen Sie denn nicht, — fuhr Er dann lächelnd fort — daß der Bau noch unvollendet ist? Meine Absicht ist nicht, diese Kapelle so zu lassen, wie sie jetzt ist. Denn es giebt wenig Edelleute in meinem Reich, welche keine in ihrem Hause hätten; ich will daher nicht, daß das meinige davon entblößt seyn soll."

41. Wirklich fieng auch Spanien 1621 nach Ablauf des Waffenstillstands wieder lebhafter als je gegen die Flamänder an.

42. Johann Richardot, Präsident im geheimen Conseil der Niederlande, ein guter Geschäfftsmann. Er hatte Theil an dem Vertrag von Vervins gehabt. Starb im folgenden Jahr.

43. Die Mauren, einen gewissen Barbarossa an ihrer Spitze, lieferten ein Treffen, worinn sie eine gänzliche Niederlage erlitten. Im folgenden Jahr zwang man sie, sich einzuschiffen. Man sehe den Mercure François und andre Geschichtschreiber.

44. Andre setzen diese Zahl gar auf sieben und achtmalhunderttausend. Eine Wunde, von der sich Spanien nie wieder erholen konnte, die wir uns aber nicht zu Nutz machten, so leicht es uns auch gewesen wäre, wo nicht durch Ergreifung der Partie dieser Unglücklichen, wie es der Kardinal von Richelieu bey den Portugiesen, bey einer ziemlich ähnlichen Gelegenheit, that — doch wenigstens durch Einräumung einer Zuflucht in Frankreich, wärs auch nur in den Heiden von Bordeaux gewesen, wo sie um eine Niederlassung vergebens angesucht haben sollen. Dieser Fehler der Regierung ist sehr einsichtsvoll dargestellt worden, von dem Verfasser des Essai politique sur le commerce. „Neues Land urbar machen, — sagt er bey dieser Gelegenheit — heißt neue Länder erobern ohne Unglückliche zu machen." Man sagt vielleicht: derselbe Grund, der die Vertreibung der Mauren aus Spanien veranlaßte, stand ihrer Aufnahme in Frankreich entgegen. Allein man hätte sich wohl leicht ihre betrübte Lage nutzen können, um sie zu allem zu bringen, was man von ihnen verlangt hätte.

Sechs und zwanzigstes Buch.

1. Der Grund dieses Benehmens Heinrichs gegen den Herzog von Sully wäre ganz anders, wenn wir dem Verfasser der hist. de la Mere et du Fils glauben wollten: „Er war sehr schlecht zufrieden mit dem Herrn von Sully; und wollte ihm die Verwaltung der Finanzen abnehmen und sie dem Arnaud übertragen. Er hatte öfters zu der Königin gesagt: Er könne sein mürrisches Wesen nicht länger ausstehen. . . . Seine Unzufriedenheit war bestimmt und Sein Entschluß gefaßt, ihm sein Amt abzunehmen, nur der Zeitpunkt dazu war noch ungewiß ꝛc." Allein selbst im Fortgang dieses Buchs wird man so auffallende Beweise von dem äußersten Zutrauen Heinrichs zu Sully finden, daß man leicht urtheilen wird, daß dieser Verfasser sich in dem Netze fieng, welches dieser Herr und seine Minister, wie uns ein andrer gleichzeitiger Schriftsteller lehrt, oft allzu leichtgläubigen Leuten stellten, indem sie zum Besten der Geschäffte sich äußerlich ganz mißhällig stellten; was die Hofleute durch die Redensart: guter Herr und guter Knecht, zu verstehen gaben.

2. Man findet diese Etats der Länge nach in den alten Memoiren T. III. p. 274.

3. Ich gehe kurz über diese ganze Erzählung weg, welche in den Mem. de Sully T. III. p. 283 großen Raum einnimmt, mir aber zu frostig, übelangebracht und von einer ziemlich unsichern Kritik scheint.

4. Man sieht in dem Anti-Cotton p. 46, daß der Pater Cotton sechs Wochen lang bey dem König in Ungnade stand, weil er einem spanischen Provinzial seine Geheimnisse entdeckt hatte. Dies ist aber eins jener Pasquille, welche keinen Glauben verdienen. Bey einer ähnlichen Gelegenheit sagte Heinrich IV zu seinen Ministern, indem er dem Präsidenten Jeannin bey der Hand nahm: „ich stehe für den guten Mann; greift nur ihr andern in euren Busen."

5. An folgendem aus dem Mem. p. 5. à l'hist. de France genommenen Zug wird man sehen, daß der Herr von Sully dem Pater Cotton nicht so leicht vergab. „Als gegen das Ende dieses Jahrs die Jesuiten vom König ein Geschenk von hunderttausend Franken erhalten hatten, um das

Ban-

Bauwesen an ihrer Kapelle zu la Fleche zu vollenden, begaben sie sich zu Herrn von Sully, um von ihm die Auszahlung zu erhalten. Der Pater Cotton sagte zu ihm mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth: Se Majestät hätten ihnen ein kleines Geschenk von hunderttausend Livres zur Kapelle von la Fleche gemacht; worauf der Herzog antwortete: Nennt Ihr hunderttausend Livres für Euch ein kleines Geschenk? Der König giebt Euch zuviel, und ich werde Euch nichts geben. — Was ist der Grund dieser Weigerung? fragte der Pater Cotton. Euch will und muß ich ihn nicht sagen, versetzte der Herzog, der König aber soll ihn schon hören. Der Pater Cotton beschwerte sich darüber bey dem König, welcher, um ihn zu beruhigen, den Herzog öffentlich ausschalt, und sagte: er wolle, daß sein Befehl vollzogen würde. Der Herr von Sully that aber doch nichts von dem, was der König wegen der Jesuitenkapelle von la Fleche befohlen hatte." — Derselbe Verfasser bemerkt irgendwo, und das Gerücht war damals sehr gemein, daß wenn der König uud sein Minister so öffentlich entgegengesetzter Meynung zu seyn schienen, sie es öfters zuvor ins Geheim so verabredet hätten. Was es glaubhaft macht, daß diese Verabredung hier wirklich statt gefunden haben könne, ist der Umstand, daß „Se Majestät — wie der Verfasser hinzusetzt — just um diese Zeit dem Herrn von Sully dreyßigtausend Thaler, statt der gewöhnlichen zwanzigtausend zum Neujahrgeschenk gab, womit die Jesuiten gar nicht zufrieden waren." Anné 1609.

6. Sie geschah zu Chantilly ganz prunklos . . . Die Marquisin von Verneuil sagte: „Der König habe diese Vermählung bewirkt, um dem Prinzen von Conde das Herz zu erniedrigen und die Stirn zu erhöhen." Mem. histor. de France. Année 1609.

7. Der Graf von Vaucelas wird in dieser Instruktion betitelt: Staatsrath 2c. Maitre de camp du regiment des compagnies des gens de pied du titre de Piemont. — Vol. 8955. Mff. royaux.

8. Nach diesem befremdet es sehr, bey Siri mem. rec. T. I. p. 187. behauptet zu sehen, Heinrich habe nichts so sehr gewünscht, als die Vermählung des Dauphins mit der Infantin von Spanien. Es bedarf keines bessern Beweises,

weises, daß dieser Fremde die Geschäffte des Franz. Staatsraths dieser Zeit nur vom Hörensagen kannte. Noch tadelnswürdiger finde ich an ihm die Partheylichkeit, die er beynahe durchaus gegen die Person und die Politik dieses Herrn blicken läßt.

9. Maria von Bourbon, Tochter und einzige Erbin Heinrichs, Herzogs von Montpensier, der im vorigen Jahr starb.

10. Der Marschall von Bassompierre, der selbst im Vorschlag für Frl. von Montmorency war, erzählt unter andern Reden hierüber das, was Heinrich IV sagte: „alsdann antwortete er mir mit einem tiefen Seufzer: Bassompierre, ich will als Freund mit Dir reden. Ich bin nicht nur verliebt, sondern wüthend und rasend verliebt in Fräulein von Montmorency. Heurathest Du sie, und sie liebt Dich, so werde ich Dich hassen; liebt sie mich, so wirst Du mich hassen. Es ist besser, daß dies keine Ursache werde, unser gutes Vernehmen zu stören; denn ich liebe Dich mit Wärme und Zuneigung. Ich bin entschlossen, sie an meinen Neffen, den Prinzen von Conde, zu vermählen und sie in meiner Familie zu behalten; das wird meinem herannahenden Alter Trost und Unterhaltung gewähren. Ich werde meinem Neffen, der tausendmal mehr die Jagd als die Damen liebt, jährlich hunderttausend Livres zu seinem Zeitvertreib geben, und verlange dafür weiter keine Gunst von ihr, als ihre Neigung, ohne etwas weiteres zu wollen." T. I. p. 229. Allein in der Folge führte diese Neigung, wie Herr von Sully wohl vorausgesehen hatte, Heinrich weit über die Gränzen hinaus, die er sich selbst gesteckt hatte.

11. Die Königinn Marie von Medicis hat bey jeder Gelegenheit so viele überzeugende Beweise von einer wahren Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl gegeben, daß die, welche alle ihre Handlungen gelobt und gerechtfertigt haben, wie der Verfasser der Histoire de la Mère et du Fils, sichs nicht einmal einfallen ließen, daß es nöthig seyn könnte, sich bey irgend einer Beschuldigungen der Denkwürdigkeiten Sullys aufzuhalten; und dieser Minister selbst legt ihr, genau genommen, oder läßt ihr durch Heinrich nichts zur Last legen, als daß sie durch zu großes Zutrauen und zu große Leicht-

Leichtglaubigkeit die schlimmen Absichten einiger Personen an ihren Hof autorisire, Absichten, in welche diese Personen Sie sorgfältig nur dadurch verwickelten, daß Sie Ihre Eifersucht erregten, die Ihr, gegen die Maitressen Ihres Gemahls zu äussern, natürlich war. Ohne so von beyden zu denken, kann man nicht einmal den Schlüssel zu einer Menge von Reden und Schritten dieser beyden Ehegatten finden, welche, ohne dieß, ganz widersprechend scheinen müßten, weil sie zu gleicher Zeit in denselben Personen Zutrauen und Mißtrauen, Achtung und Gleichgültigkeit, Zärtlichkeit und Kaltsinn beweisen. Der angeführte Geschichtschreiber erzählt eine Menge von Zügen dieser Art zum Guten und zum Bösen. Er führt Heinrich IV. ein, wie er sich wechselsweise bald über die Königinn beklagt, bald sehr mit ihr zufrieden ist; bald Willens ist, sie ganz nach Haus zurück zu schicken, oder zu entfernen, bald in seinem ganzen Staatsrath, niemand für so fähig hält als sie, in seiner Abwesenheit die Geschäfte zu verwalten, und die Last einer Regentschaft zu tragen. Histoire de la Mère et du Fils T. I. Pass.

12. Ich fürchte sehr, der Herr von Sully möchte hier mit allzugroßer Leichtigkeit Gerüchten und argwöhnischen Muthmaßungen von so großer Wichtigkeit als die, von denen hier die Rede ist, Glauben beygemessen haben. „Es liefen damals — sagt der Verfasser der Mémoires pour servir à l'hist. de France — so viele Gerüchte von Verschwörungen gegen den König, daß man zu Paris glaubte, dieß sey der Hauptpunkt, weswegen sich Dom Petro von Toledo so lang zu Paris aufhalte, weswegen man seine Entfernung gar sehr wünschte." Die Besorgnisse Heinrichs wären also nicht ungegründet; und der Herzog von Sully ist es, der hier, wie bey mehrern andern Gelegenheiten unglücklicher Weise für den König, zu sehr auf seinem Sinn beharrte. Es würde vergeblich seyn, verbergen zu wollen, daß ein wenig Eitelkeit und Eigensinn die Fehler eines sonst wegen tausend schöner Eigenschaften beneidenswerthen Charakters waren.

Bey Durchlesung der Memoiren dieser Zeit glaubt man immer zu bemerken, daß jene kleine Anzahl von Dienern, denen Heinrich IV. wirklich theuer war, nicht alle Vorsicht, die möglich gewesen wäre, anwendeten, um das Unglück abzuwenden, welches erfolgte. Man könnte vielleicht

dem

dem nichts gründliches antworten, welcher dieß Urtheil ein Nachurtheil nennte; und man muß überdieß noch zugeben, daß wenn alle die geheimen Complots von denen, in einer Menge Stellen dieser Memoiren die Rede ist, ohne daß man jedoch etwas bestimmtes davon angegeben sieht, wirklich waren, wie man nach dem Erfolg glauben muß, sie in der That bey der bekannten Abneigung dieses Herrn gegen Strenge und Ahndung, ihres Zwecks nicht verfehlen konnten. Sehr hassenswürdig sind in der That diejenigen, welche durch solche Beyspiele das Gemüth großer Herrn zu Despotismus und Grausamkeit veranlassen.

Uebrigens zerstört die Art, womit der Herzog von Sully hier seine Meynung über alle diese Complots ganz darlegt, gänzlich eine Vermuthung, welche einige von denen hatten, die ernstlich auf alles, was zu der Zeit vorgieng, merkten. Diese Muthmaßung ist, daß dem Herzog von Sully nichts von allen dem unbekannt gewesen sey, was gegen Heinrich IV. angesponnen wurde. Nachdem er sich aber alle Mühe gegeben habe, diesen Herrn dahin zu bringen, sich seiner Gewalt zu bedienen und nachdem er gesehen habe, daß die Schwachheit Heinrichs ihn jederzeit den Rath habe verwerfen lassen, den er ihm darüber ertheilt hätte, so habe er sich endlich innerlich überzeugt, daß dieser unglückliche König seinem grausamen Schicksal nicht entgehen würde und habe bey sich beschlossen, dessen Unruhe nicht zu vermehren, sondern ihn nur so bald als möglich aus einer Stadt wegzubringen, wo er so großen Gefahren ausgesetzt sey.

13. Der Herzog von Epernon; — ich weiß nicht wer der andere seyn mag. Der Geschichtschreiber des Herzogs von Epernon behauptet, er sey der einzige gewesen, der zu Lebzeiten Heinrichs des IV. diesen Vorzug gehabt habe. Die Königinn Mutter räumte ihn während der Regentschaft allen Herzogen und Pairs und Kronbeamten ein, welche seit her in Besitz blieben, bis in den Hof der königlichen Häuser vorzufahren. Der Herzog von Epernon erhielt ihn im Jahr 1607 unter dem Vorwand, daß ihm sein Podagra nicht erlaube, ein wenig weit zu Fuß zu gehen, und dieser Vorwand diente ihm auch noch dazu, sich von seinen Laqueien bis in das Zimmer der Königin tragen zu lassen, zu der er täglich und zu jeder Stunde des Tags zum Spiel gieng.

14. Der

14. Der Tod Heinrichs des IV. verhinderte die gänzliche Ausführung dieser Entwürfe, denen man sein Lob nicht versagen kann. Man sieht sogar sehr leicht, daß so unvollkommen dieß Staats-Kabinet blieb, es doch die Wiege ist, aus der verschiedene schöne und nützliche Einrichtungen hervorgiengen, welche den nachfolgenden Ministern Ehre machten. Man wird in diesem ganzen Buch Ursachen genug finden diese Bemerkung zu machen. Man sehe, was wir davon in der Vorrede gesagt haben.

15. Diese Idee des Herzogs von Sully könnte noch erweitert werden. Man beschwert sich schon lange, daß die öffentliche Erziehung die man der Jugend in den Collegien in Frankreich, und überhaupt in ganz Europa giebt, noch nach der Rohheit der barbarischen Zeiten schmecke, und daß es nach der Art, wie man alle Kinder ohne Unterschied erzieht, scheine, als kennten wir keine andere Methode, als die, welche dazu dient, Priester und Theologen zu machen. Latein und Griechisch, eine Rhetorik, welche zu nichts taugt, als den Geschmack zu verderben und den Geist zu verfälschen, ein Philosophischer Cursus, wo man in der langen Zeit von zwey Jahren beynahe nichts als so trockene und so verdrießliche, so eitle und unnütze Dinge lernt, daß man eben so viel Zeit darauf verwenden müßte, sie nur wieder zu vergessen, wenn die Form und die Sprache, worinn man sie beybringt, nicht ohnehin von selbst dieß bewirkten; endlich ein noch längerer Juristischer Cursus, wo bey denselben Inconvenienzen die Französische Jurisprudenz das ist, was man am wenigsten dabey lehrt: dieß ists, worauf sich diese Methode einschränkt, wovon der unglückliche Erfolg der ist, daß zu einer Zeit, wo eine Menge guter Bücher in jedem Fach des menschlichen Wissens, Geschmack an allen Wissenschaften und Künsten einflößen sollten, während sie die Schwierigkeiten derselben erleichtern, die jungen Leute sich nicht nur dieß nicht zu Nutz machen, sondern auch voreingenommen gegen jede Art von Litteratur in die Welt treten, und voll Abneigung gegen alle Bücher überhaupt, wegen der kleinen Anzahl derer, die man sie so mühselig durchblättern ließ, voll von einer Abneigung, von der sie oft nie wieder, oder doch nur so zurückkommen, daß sie sich aus der Lectüre eine blose Unterhaltung machen, in einem Alter, wo ihr Geist jene Lebhaftigkeit verlohren hat, ohne welche das entschiedenste Talent weiter nichts mehr, als ein unnützer Vorzug ist.

Wäre

Wäre es nun unmöglich, wenn man wenigstens die Hälfte dieser ungeheuren Anzahl Lateinischer Schulen eingehen ließe, die übrigen in nützlichere Anstalten für die Jugend nach den verschiedenen Professionen, zu den sie berufen ist, zu verwandeln? daß man zum Beyspiel die ersten Jahre der Kindheit zu Erlernung der ersten Pflichten der Religion und der Tugend, zum Lesen, Schreiben und Rechnen lernen anwendete, und alsdann die jungen Leute in andere Schulen übergehen ließe, wo man sie mit einem bloßen Anstrich von gelehrten Sprachen für die, welche einst keinen starken Gebrauch davon zu machen haben, darinn übte, unsre Sprache gut zu reden und gut zu schreiben, und sich mit ihren verschiedenen Schreibarten besonders dem Briefstiel bekannt zu machen, und wenigstens die Sprachen einiger benachbarten Völker, mit denen wir am meisten zu thun haben, verstehen zu lernen; daß auf diese Schulen alsdann diejenigen folgten, wo man die Anfangsgründe der nothwendigsten Theile der mathematischen Wissenschaften, der Erdbeschreibung und Geschichte lehrte, wo die Tactik, die Politik, die Rechtsgelehrsamkeit, die Handlungswissenschaft in kurzen deutlichen Sätzen vorgetragen, den Lehrern dazu dienten, das Talent ihrer Zöglinge zu entwickeln und den Zöglingen, sich für das Fach zu bestimmen, für welches ihnen die Natur am meisten Fähigkeit und Neigung verliehen hat.

Das Wenige, was ich hier vorgezeichnet habe kann kaum für einen sehr rohen, ersten Entwurf eines bessern Projekts gelten. Es muß jedoch, dünkt mich, hinreichen, begreiflich zu machen, daß man nur durch Befolgung einer ähnlichen Idee es dahin bringen wird, den jungen Leuten einen Wetteifer in dem wahren Ruhm der Arbeitsamkeit und dem Fleiß, beyzubringen, sie von dem Müßigang und der Ausschweifung abzuziehen und endlich dem Staat die vortreflichsten Männer in jedem Fach zu geben. Man sieht täglich, daß die Kenntniß dieser Wahrheit es ist, was so viele Eltern bestimmt, für ihre Kinder die Privat- und Hauserziehung der in den öffentlichen Schulen vorzuziehen. Man kann es ihnen nicht verdenken, so sehr man sich auch von den Vortheilen überzeugt halten mag, welche diese übrigens vor jener hat, und dies macht es noch bedauernswürdiger, daß diese öffentliche Erziehung unter uns noch nicht zu dem Grad von Vollkommenheit gebracht worden ist, zu dem sie, wie jedermann fühlt, gebracht werden könnte und sollte.

16. Die-

16. Diese Art von stummer Schule für die Finanz- Kriegs- Handlungswissenschaft u. s. w. scheint mir eine so glückliche Idee, daß ich in der That nichts weiß, worauf sie nicht ausgedehnt werden sollte. Warum begehen die Personen, die man zu den verschiedenen Geschäften der Regierung zuzieht, so viele Fehler? Weil sie bey dem Mangel bestimmter Vorschriften und geschriebener Grundsätze, die sie zu Rath ziehen könnten und die ihnen dazu dienen würden, ihnen entweder die Einsichten zu verschaffen, die sie brauchen, oder denen welche sie schon haben, die gehörige Richtung zu geben, beynahe beständig auf Gerathewohl arbeiten, und oft ohne wahren Plan zu Werk gehen. Daher kömmt es, daß wir in jeder Rücksicht so spät zu dem Ziel kommen, das man sich vorsetzen sollte, und daß man es sehr oft ganz und gar verfehlt. Es giebt kein Corpus und keine Gemeinheit, welche, auch nur zwey bis drey Jahrhunderte, ohne Hülfe einer ihren Oberhäuptern stets gegenwärtigen Grundregel bestehen könnte. Wie könnte der Staat, der diese alle in sich begreift, dieselbe entbehren? Wie sollen ohne dieß die, welche in Stellen und Aemter eintreten, wissen, wie sie in Ansehung desjenigen daran sind, was die Zeitumstände an den Grundsätzen ändern oder nicht ändern, die sie von ihren Vorgängern befolgt sehen? Aus Ermanglung dieser Regel, dieses stehenden Gesetzes, geht ein guter Gedanke, der voritzt nicht ausgeführt werden konnte, mit dem Erfinder verlohren, und eine unendliche Menge schlechter in der Hitze oder Unwissenheit angenommener verewigt sich.

17. Man findet eine andere Rechnung über denselben Gegenstand in den memoires de Sully, tom. 4. pag. 99. beyde habe ich hier in Eine zusammengezogen.

18. Die Postpferde und Postwagen sind eine der Einrichtungen aus der Regierung Heinrich des IV.

19. Dieß ist das erste und einzige Mal, daß in unsern Memoiren des Droit Annuel erwähnt wird. Dies wundert mich um so mehr, da die Einführung dieses Rechts, vermöge dessen die unter der Regierung Franz I. käuflich gewordenen Gerichtsstellen wieder erblich wurden, unter Heinrich IV. geschah; da der Herr Herzog von Sully wahrscheinlich der Haupturheber davon ist und da, als das Edict darüber erschien, man sogleich überall nichts als Mur-

ren und Klagen darüber hörte, daß diese durch dies neue Recht auf einen ungeheuern Preis gestiegenen Aemter eben dadurch dem Adel und Personen von Verdienst unzugänglich werden und dagegen den blos Reichen zufallen würden; daß man dadurch die Rechtsbedrückungen autorisire, statt sie zu unterdrücken u. s. w.

Der Cardinal von Richelieu, dem die guten Gründe einleuchteten, welche der Herr von Sully gehabt hatte, es so damit zu halten, und die er aus dem Mund dieses Ministers selbst gehört hatte, wendet den ganzen ersten Abschnitt des vierten Kapitels seines testam. politique premiere partie dazu an, zu beweisen: daß weder die Käuflichkeit noch die Erblichkeit der Gerichtsstellen in diesem Reich abgeschafft werden sollte. „Der hochselige König, sagt er, der einen sehr guten Staatsrath bey einem tiefen Frieden und einem nothlosen Reich an der Hand hatte, fügte die Einrichtung des Droit Annuel zu der Käuflichkeit. Es läßt sich nicht vermuthen, daß er es gethan haben sollte, ohne einige Ueberlegung und ohne, so weit es menschliche Klugheit gestattet, die Wirkungen und Folgen davon vorhergesehen zu haben... Nichts gab dem Herzog von Guise so viel Mittel, sich in der Ligue gegen den König und seinen Staat so mächtig zu machen, als die große Anzahl von Beamten, welche sein Credit in die vornehmsten Stellen des Reichs eingesetzt hatte. Und ich habe von dem Herzog von Sully gehört, daß diese Betrachtung der mächtigste Beweggrund war, der den hochseligen König zu Einführung des Droit Annuel bestimmte u. s. w.“

Der Cardinal von Richelieu behauptet also: es sey noch weit besser, daß die Aemter durch Geld erlangt, als daß sie armen, unbedeutenden Personen verliehen oder durch ehrgeizige Bewerbung und Gunst davon getragen würden. „Anstatt der Tugend das Thor zu öffnen, sagte er, würde man es nur den Bewerbungen und Factionen öffnen, und die Stellen mit Beamten von niedriger Geburt besetzen, die oft mehr Latein als Vermögen aufzuweisen haben dürften. Eine niedrige Geburt bringt selten die einer vornehmen obrigkeitlichen Person nöthigen Eigenschaften hervor. Das Vermögen ist eine große Zierde der Ehrenstellen, welche durch den äußern Glanz so sehr gewinnen, daß man kühn behaupten könnte: von zwo Personen, deren Verdienst gleich ist, sey die

die begütertste vorzuziehen. Uebrigens wird ein Beamter, der den größten Theil seines Vermögens in eine Stelle gesteckt hat, vom Uebelthun nicht wenig durch die Furcht zurückgehalten werden, alles was er im Vermögen hat, zu verlieren . . . Könnte man die Stellen ohne Geld erhalten, so würde die Handlung bald von vielen Leuten verlassen werden, welche vom Glanz der Ehrenstellen geblendet, mehr nach Aemtern, und zugleich in ihr Verderben rennen würden, als sich mit der Handelschaft abgeben, welche doch den Familien Ueberfluß verschafft.

Er beweist besonders die Nützlichkeit des Droit Annuel daher, weil sonst alle alten Beamten ihre Stellen abgeben würden, „wenn Erfahrung und Reife der Jahre sie fähiger macht, dem Staat zu dienen.“ Er hätte, wie es scheint, zu diesem Grund noch hinzusetzen sollen, daß ein junger Mensch, den man für ein solches Amt bestimmt, von seinen Eltern eine seiner Bestimmung gemäße Erziehung erhält. Der Rath, mit welchem der Verfasser diesen Artikel beschließt, ist der: die Aemter zu einem billigen Preis anzuschlagen, welcher, sagt er, nicht die Hälfte von dem übersteigen wird, auf den die Zügellosigkeit sie steigert,“ und er läßt hierinn Heinrich IV. Gerechtigkeit wiederfahren. „Der hochselige König, sagt er, hatte dies Uebel vorausgesehen, und deßwegen in dem darüber erlassenem Edict Maaßregeln getroffen, welche es abwenden konnten, indem er nicht nur von dem Droit Annuel die Stellen der ersten Präsidenten, Generalprocuratoren und Advokaten ausnahm, sondern sich auch noch überdies vorbehielt, über die darunter begriffene Stellen im Erledigungsfall gegen Heimzahlung des Anschlags an die Erben, disponiren zu dürfen . . . Die Uebel, welche gegenwärtig das Droit Annuel verursacht, kommen nicht so wohl von einem innerlichen Fehler, als von der Unvorsichtigkeit her, mit welcher man die Gegenmittel, welche dieser große König beygefügt hatte, davon trennte. Wäre das Edict in der Lauterkeit seiner ersten Einführung geblieben, so würden die Aemter nie auf den ausschweifenden Preis getrieben worden seyn, in dem sie gegenwärtig stehen . . . Man darf also nur das Edict vom Droit Annuel wieder so herstellen, wie es zuerst eingeführt worden war.“

Diese Worte rechtfertigen den Herzog von Sully vollkommen gegen den Tadel, den er sich durch den Rath zuge-

 zogen

zogen haben soll, welchen er Heinrich IV. in Ansehung des berüchtigten Edicts vom Droit Annuel ertheilte. Vermöge dieses Edicts ließ man die Beamten der Rechtspflege statt der Paulette den sechzigsten Theil der für ihre Stellen erlegten Summe bezahlen: was von neun zu neun Jahren geschah, bis man 1709 diese Beamten zwang, den Fond dieses Rechts wieder einzulösen. M. s. das Journal de l'Etoile année 1605, in welchem Jahr dies Edict erlassen wurde; de Thou, Mezerai u. s. w. Die übertriebene Anzahl der Beamten bey der Rechtspflege u. s. w. ist wohl der hauptsächlichste Mißbrauch, als der wahre Grund aller derer, über welche sich rechtschaffene Leute hierin beschweren.

20. Der Herr Herzog von Sully hat nicht nöthig sich hier zu nennen, um als Urheber dieser Reformprojekte erkannt zu werden; man entdeckt darinn deutlich sein Genie und seinen Charakter. Ohne das Verdienst seiner ernsten, strengen Moral im mindesten herabsetzen zu wollen, und zugegeben, daß es von der äußersten Wichtigkeit ist, weder die guten Sitten sich verschlimmern, noch selbst den guten Geschmack in irgend etwas sich verlieren zu lassen, muß ich doch sagen, daß mir seine Verbesserungsplane in Polizeysachen ganz alle dieselben Fehler zu haben scheinen, welche die seiner Religionsparten in der Religion haben; nämlich daß sie falsch und übertrieben sind.

Mag auch eine kleine Anzahl Bürger sich durch Thorheit und Ausschweifung zu Grund richten; es ist ein Uebel, das in der Moral sehr beträchtlich seyn kann, übrigens aber sehr unbedeutend, und, richtig gesprochen, in der Polizey gar keines ist, weil im Grund der Staat nichts dabey verliert, indem die einen sich mit dem bereichern, um das der andere verarmt, nur Bankeroutte ausgenommen. Ich übergehe hier die Bemerkungen, deren ich mich sonst schon bediente, um zu beweisen, daß dies Uebel übrigens in einem großen, reichen und durch ausgebreitete Handlung unterstützten Staat unvermeidlich ist.

Alles, was daher in dieser Rücksicht zu verbessern wäre, besteht darinn: daß man der Stimme der Diener der Religion die Uebung jener öffentlichen Censur überließe, welche der Verfasser nach dem Beyspiel der alten Römischen Censu wieder herzustellen suchte. Wenn ich einigen Nutzen von dieser

dieser Idee neuer öffentlicher Personen sähe, so würde ich suchen sie bey dem Artikel anzubringen, welchen der Verfasser nach diesen abhandelt, — bey der Justiz und den Gerichtsstuben.

Ich würde Personen von richtiger und ausgebreiteter Einsicht sorgfältig untersuchen lassen, ob es möglich wäre, die Privatpersonen dieses Reichs daran zu gewöhnen, daß sie die Entscheidung ihrer Streitigkeiten einer kleinen Anzahl ernster und ehrwürdiger Greise übertrügen, welche nach ihrer Fähigkeit und dem Ruf ihrer Rechtschaffenheit erwählt würden, dieses Amt in allen Städten, Flecken und ansehnlichen Oertern auszuüben, und zwar so, daß die Ehre, die Auszeichnung, die Verehrung und öffentliche Achtung und höchstens einige jener Vortheile, welche der Fürst verleihen kann, ohne daß es irgend jemand etwas kostet, ihnen statt aller Belohnung dienten. Es ist nicht ohne Beyspiel, man kann so gar sagen, es ist sehr gewöhnlich, dies liebreiche Amt noch weit unentgeltlicher durch Personen verwalten zu sehen, welche das bloße Interesse der armen Leute, welche unter die drückende Last verderblicher rechtlichen Untersuchungen fallen, bewegt, sich damit zu befassen. Glücklich die Gegend, welche einen solchen Friedensmann besitzt! — Es fehlt dabey nicht an Arbeit, allein man sieht, daß er sich ihr wegen der damit verbundenen Achtung und Liebe mit Freuden unterzieht.

21. M. s. die Mem. de Sully T. IV. p. 120. f.

22. Dieser Kanzler hat dem Staat drey ausgezeichnete Dienste geleistet, indem er einen Theil seines Vermögens dazu verwendete, die Schweizer im Bund mit uns zu erhalten, bey dem Frieden von Vervins, und durch Vermittlung der Vermählung des Königs. — „Der Kanzler von Sillery hatte beynahe gar nicht studiert. Heinrich IV. sagte von ihm und dem Connetable Heinrich von Montmorency: mit Seinem Kanzler, der kein Latein verstehe, und Seinem Connetable, der weder lesen noch schreiben könne, könne er die schwersten Sachen zu Stand bringen.“ Amelot de la Houssaye note 1. sur la lettre 195. du Cardinal d'Ossat.

23. Von allen Stellen unsrer Denkwürdigkeiten, wo von dem Herrn von Villeroy die Rede ist, ist dies die, an welche man sich bey der Beurtheilung des Charakters dieses

 Mini-

Ministers vorzüglich und besonders in Ansehung der Meynung dieses großen Königs von ihm vorzüglich zu halten hat. Ein einziger unmittelbar von der Quelle geschöpfter Zug wie dieser, verdient weit mehr Glauben, als unsichre oder durch Vorurtheil, Abneigung, Parteygeist diktirte Sagen.

24. Dieser reiche Pächter nannte sich damals: Baron von Murat und Billy, Rath des Königs in allen Seinen Conseils, Befehlshaber von Fontainebleau, und Surintendant vom Hofstaat der Königin. Er starb zu Paris im Jahr 1614 ungefähr im 65 Jahr, und hinterließ einen Sohn als Marechal-de-Camp, welcher bey der Belagerung von Montpellier blieb, und einen andern, Bischoff von Langres Er hatte sie gezeugt mit Magdalene le Clerc du Tremblai, und ließ sie legitimiren.

25. Dies Edikt, welches diejenige, die an ihrer Ehre angegriffen werden, anhält, sich an die Marschälle von Frankreich oder deren Stellvertreter zu wenden, um dafür Genugthuung zu erhalten, ist hoch verpönt mit Infamie, Ausstoßung aus dem Adel und selbst mit Todesstrafe. Matthieu T. II. l. 4.

26. Der Pater Gouthier, ein Jesuit, deklamirte in Gegenwart des Königs, welcher dessen Predigten in der Kirche des heiligen Gervasius am Freytag, dem Weyhnachtsfest, am Sonnabend und Sonntag beywohnte, unaufhörlich gegen die Hugenotten, welche er mehrmals Hunde und Otterngezücht nannte. Da er auf den neuen Artikel ihrer Confession gekommen war, nach welchem sie den Pabst den Antichrist nennen, sagte er: wenn es wahr ist, Sire, daß der Pabst der Antichrist ist, was wird aus ihrer Ehe werden? wo ist die Dispensation darüber? was wird aus dem Herrn Dauphin werden? . . . Der Marschall D'Arnano sagte eines Tags zum König: wenn ein Jesuite zu Bordeaux vor mir gepredigt hätte, was der Pater Gouthier in Gegenwart Eurer Majestät gepredigt hat, so hätte ich ihn, so wie er von der Kanzel gekommen wäre, ins Wasser werfen lassen." Memoires historiques de France, année 1609.

Alle Predigten aus dieser Zeit sind voll von dergleichen Zügen, deren Dreustigkeit und Wunderlichkeit, um sie nicht härter zu benennen, uns heut zu Tag äußerst empören würde.

de. Die Ketzer trieben ihre Satyren bis zur Ausschweifung, und nur allzuoft die Prediger ihre Predigten bis zu den übertriebensten Declamationen. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber (Pierre Matthieu lib. 3.) giebt jedoch den Jesuiten das Zeugniß: „daß man mehr Ordnung, Bescheidenheit, Ernsthaftigkeit und Mäßigung in ihren Predigten gefunden habe, als bey einigen andern.“ Sauval spricht ebenfalls von den Predigten des Pater Gouthier, aber mit großem Lob wegen seiner Beredsamkeit und seines Apostolischen Eifers. Er erzählt, daß, als Heinrich IV. eines Tags in derselben Kirche des heiligen Gervasius einer Predigt des Pater Gouthier beywohnte, dieser Prediger in einem gerechten Unwillen über die Unehrerbietigkeit, womit er die Marquisin von Verneuil und andere Damen von ihrer Gesellschaft sprechen, lachen und Seine Majestät zum Lachen bewegen sah, sich gegen diesen Herrn wendete und zu ihm sagte: „Sire, werden Sie denn nicht endlich einmal aufhören mit einem ganzen Serail in die Predigt zu kommen und an heiliger Stätte so groß Aergerniß zu geben?“ Der König, statt den Prediger nach der Bastille zu schicken, wie ihn alle diese Frauenzimmer baten, sey dann gleich wieder am folgenden Tag in seine Predigt gegangen, und da er ihm begegnet sey, wie er eben auf die Kanzel steigen wollte, habe er zu ihm gesagt: er danke ihm für seine Zurechtweisung, und er habe nichts zu befürchten; er bitte ihn aber nur, nicht mehr öffentlich die Rede an ihn zu richten.

27. Die Memoires pour s. à l'hist- de France reden folgendermaßen davon. „Der König, sterblich verliebt in die Prinzessin von Condé, setzt alle Welt in Bewegung bis auf die Mutter des Mannes selbst. Der Herr Prinz beklagt sich darüber, und bittet Se Majestät um Urlaub, sich mit seiner Gemahlin auf eines seiner Güter zu begeben. Der König schlägt es ihm hart ab, und kömmt zu Beleidigungen und Drohungen. Man sagt, der Prinz habe laut darauf geantwortet, und dabey sich des Ausdrucks Tiranney bedient, und der König habe dies Wort aufgefaßt und geantwortet: in meinem Leben habe ich keine tirannische Handlung begangen, als da ich Sie für das anerkennen ließ, was Sie nicht sind. Der Prinz schimpfte auch auf seine Mutter, welche sich dazu brauchen ließ, seine Gemahlin zu verführen... Man sagt, die Marquisin von Verneuil, die mit dem König

 gewöhn-

gewöhnlich nicht wie mit ihrem Herrn, sondern so spricht, wie sie gegen ihren Diener thun könnte, habe mit ihm über diesen Vorfall gescherzt und gesagt: „Sind Sie nicht ein böser Mensch, daß Sie bey der Frau Ihres Sohns schlafen wollen; Sie wissen wohl, Sie haben mir gesagt, er sey es.“

28. „Am letzten November — nicht am 29. August, wie in unserm Memoiren unrichtig angegeben wird — verließ der Herr Prinz den Hof, um nach Muret zu gehen, von wo er mit Rochefort und Touray und einem Kammerdiener, welche die Frau Prinzessin, seine Gemahlin, Fräulein du Certeau und eine Kammerfrau auf den Pferden hinter sich hatten, nach Landrecy abgieng.. Der König spielte in seinem kleinen Kabinet, als zuerst Elbene und dann der Hauptmann von der Nachtwache Ihm Nachricht davon brachten. Ich war zunächst bey Ihm. Er sagte mir ganz leise ins Ohr: Bassompierre, mein Freund, ich bin verloren. Dieser Mann führt seine Frau in den Wald; ich weiß nicht, ob sie umzubringen, oder aus Frankreich wegzuschaffen. Gieb auf mein Geld acht, und setze das Spiel fort, bis ich mich nach den nähern Umständen erkundigt habe. . . Jedermann verließ das Spiel, und ich bediente mich der Gelegenheit, dem König das Geld, das er hatte liegen lassen, zu bringen, um zu Ihm zu gehen; und nie sah ich noch einen Mann so ganz außer sich und in Bewegung.“ — So weit Bassompierre. Er erzählt hierauf noch, was in dem Zimmer der Königin vorgieng, und den Rath, den Ihm der Herr von Sully gab, eben so, wie unsre Memoiren. Heinrich IV. äußerte bey dieser Entführung der Prinzessin von Condé so starke Zeichen von Schmerz und Verzweiflung, daß einige übel berichteten Schriftsteller, wie der Verfasser der Histoire de la Mère et du Fils behaupteten: der Krieg, den er in Flandern führen wollte, als Er ermordet wurde, habe zum Theil zur Absicht gehabt, den Erzherzog zur Herausgabe der Prinzessin zu zwingen. M. s. auch Mezeray u. a. Geschichtschreiber.

29. „Praslin gieng wirklich ab; allein der Erzherzog antwortete ihm: er habe nie gegen irgend jemand noch das Völkerrecht verletzt, und werde sich wohl hüten, damit gegen die Person des ersten französischen Prinzen vom Geblüt den Anfang zu machen: und bald darauf schickte er ihm Geld und Bedeckung an Mannschaft zu seiner Reise nach Brüssel.“

Brüssel. Mém. p. l'hist. de France année 1609. Die Mém. de Bassompierre sagen, der Erzherzog sey erst sehr durch die Erklärung des Herrn von Praslin erschüttert worden, und habe auch wirklich den Herrn Prinzen bitten lassen, nur durch seine Staaten durchzureisen, ohne sich aufzuhalten, wiewohl er ihm erst versprochen hätte, ihn aufzunehmen; nachher habe er aber, auf Eingeben des Marquis Spinola seinen Entschluß abermals geändert, und diesem Prinzen alle mögliche Ehre erwiesen. Mém. de Bassompierre T. I. p. 28.

Der Pater Daniel in seiner Histoire de France 4to T. X. p. 437. hat über diesen Umstand aus den Briefen der Bibliothek des Hrn. Abts d'Etrées Licht verbreitet, und bewiesen, daß Heinrich heimlich den Marquis von Coeuvres abschickte, um die Prinzessin zu entführen zu suchen, und daß dieß Projekt nur darum mißlang, weil Heinrich es der Königinn entdeckte, welche sogleich einen Eilboten an den Marquis Spinola abschickte, der hierauf der Prinzessin von Condé ein Apartement im Schloß anwies.

30. „Der gedachte Prinz schrieb an den König: höchst ungern habe er den Hof verlassen, um sein Leben und seine Ehre zu retten, und nicht in der Absicht sich gegen Ihn je anders zu bezeugen, als Sein unterthäniger Vetter, getreuer Unterthan und Diener. Ich werde — setzt er hinzu — nie etwas gegen den Dienst Ew. Majestät unternehmen, wenn ich nicht dazu gezwungen werde, und bitte Sie, es nicht übel aufzunehmen, wenn ich verweigere, Briefe die man mir etwa von Hof schreiben möchte, zu sehen oder anzunehmen, sie seyen auch von wem sie wollen, ausser denen, mit welchen Sie mich zu beehren geruhen werden.“ Mém. p. 5. à l'hist. de France année 1610. Siri, welcher die Entweichung des Herrn Prinzen sehr weitläuftig behandelt, Memoire rec. T. II. p. 82. f. setzt zu den hier angeführten besondern Umständen, noch verschiedene andre, welche aber größtentheils nicht viel Glauben zu verdienen scheinen, wie wenn er nach Volkssagen dreust vorgiebt, der einzige Grund, welcher Heinrich den IV. bewogen habe, Krieg mit Spanien anzufangen, sey die Absicht gewesen, die Auslieferung der Prinzessin von Condé zu erzwingen; als er gesehen habe, daß sie trotz seiner Drohungen auf ihrer Weigerung beständen, habe er es bereut, die Sache so weit getrieben zu haben.

ben. Er setzt gegen die Ehre der Prinzessin hinzu, sie habe bey dieser Intrigue gegen ihren Gemahl zur Hälfte mitgewürkt, den sie wegen einer natürlichen oder gemachten Schwachheit, welche allein hinreichte, eine Ehe aufzuheben, nicht liebte; sie habe gebrannt vor Begierde, nach Frankreich zurück zu kehren; habe zu Brüssel fortgefahren, die Liebesbriefchen Heinrichs anzunehmen, und der Prinz von Condé habe die Gesinnungen seiner Gemahlin gegen ihn so gut gekannt, daß er seine Empfindlichkeit darüber laut werden ließ, und bey seiner Rückkunft öffentlich davon gesprochen habe, er wolle seine Ehe kassiren lassen. Wahrer ist, was Siri ferner sagt, der König habe sich hartnäckig allen weisen Rathschlägen widersetzt, welche ihm bey dieser Gelegenheit der Nuntius, einige seiner Räthe, und besonders der Herzog von Sully gegeben haben, den er noch wegen des festen und freyen Tons lobt, in dem er mit dem Prinzen von Condé gesprochen und an ihn geschrieben habe.

31. „Die Briefe welche der Herr Herzog von Sully an den Herrn Prinzen von .... schrieb, wurden von Sr. Excellenz verworfen, mit der Antwort an die Ueberbringer, man wolle nichts von ihm annehmen.“ L' Etoile ib.

32. M. s. auch in dem Vol. 9772. Mss. roy. die von Seiten des Königs im Februar 1610. durch den Marquis von Coeuvres, die Herrn von Berni und Manicamp nach Brüssel an den Herrn Prinzen ergangene Aufforderung nach Frankreich zurück zu kehren, bey Strafe, sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig zu machen; und die Weigerung des Prinzen, dieser Aufforderung zu gehorchen. Das Parlement erließ ein Arret gegen ihn, wodurch es ihn zu jeder Sr. Majestät beliebigen Strafe verurtheilte. Heinrich IV. gieng selbst ins Parlement, um dies Arret zu betreiben, und um seinen Schmerz anzuzeigen, gieng er ohne Prunk und ohne Gefolge dahin; er setzte sich an den Platz des ersten Präsidenten, ohne Thronhimmel, ohne Fußschemel; die Wache am Parquet hatte, wie gewöhnlich der Gerichtsdiener des Parlaments, statt der Officiers Sr. Majestät.

33. Das 1736. gedruckte Supplement zu dem Journal de Henri IV. spricht von diesem Buch und sagt: als sich der Pater Gonthier in einer seiner vor dem König gehal-

haltenen Predigten bey dieser Gelegenheit sehr gegen die Reformirten ereifert habe, habe der König diesem Pater einen Verweis gegeben, und befohlen, dies Buch zu unterdrücken, das auch wirklich nicht mehr erschien. Année 1609.

34. Man kann ihn finden in den Mémoires de Sully T. IV. p. 935.

35. Weder L'Etoile noch der Fortsetzer des Herrn De Thou noch der Pater Chalons noch selbst D'Aubigné, kurz so viel ich weiß, keiner auch der erklärtesten Gegner der Jesuiten unter den Geschichtschreibern dieser Zeit, ausser dem einzigen Mezerai meldet, und glaubt folglich, diese Verschwörung gegen den König oder dieß Complot einer neuen Ligue. Denn man weiß nicht, welche von diesen Bedeutungen man bey einer Angabe annehmen soll, welche von Beweisen entblößt, alles bedeuten kann was man will, oder besser, gar nichts sagt. Mezerai selbst, welcher für die Meinung einer neuen Ligue ist, während der Herzog von Sully aus denselben Worten auf ein neues Attentat gegen den König schloß, Mezerai selbst spricht, Abrégé chronol. et hist. fol. Paris 1667. T. III. p. 1443. so davon, daß man deutlich sieht, er schreib die Mem. de Sully nur aus. Da nun diese Beschuldigung in diesen Memoiren ihrer einzigen Quelle, nur auf der Aussage eines jungen Mädchens beruht, und in den Grenzen einer bloßen Vermuthung stehen bleibt; so wird jeder Mann von Einsicht sich wohl hüten, irgend eine böse Folgerung daraus zu ziehen, weder auf das Wiederaufleben der Ligue: (was eine thörichte schimärische Idee ist) noch auf den Mord des Königs, von dessen Urheber sich nirgends entdecken läßt, daß er irgend eine Verbindung mit la Fleche gehabt habe. Nähme man aber auch überdieß das vorgebliche Complot als sattsam erwiesen an, so sehe ich doch nicht, daß es auf irgend eine Art die Jesuiten angienge, welchen das Mädchen in ihrer Aussage durchaus nichts zur Last legt. Die Liebe zur Wahrheit hat mich zu dieser Anmerkung bewogen, weil man nur zu viele Leute sieht, deren lebhafte durch Vorurtheil und Leidenschaft noch erhitzte Einbildungskraft nur der einfachsten kleinsten Vermuthung, oder des geringsten hingeworfenen Worts bedarf, um Urtheile zu fällen, welche die Wichtigkeit der Sache desto verdammlicher macht.

Sieben und zwanzigstes Buch.

1. Sowohl der Unterhandlungen wegen über diesen berühmten Waffenstillstand, als wegen aller in diesen Memoiren erwähnten Flandrischen Angelegenheiten kann man mit Nutzen nachlesen die Vol. des Mſs. royaux 9759. 9981. 9005. Merc. fr. Matthieu, Vittorio Siri und die besondern Geschichtschreiber dieser Republik.

2. In dem Kabinet des itzigen Herrn Herzogs von Sully kann man einen Brief von dem Herzog von Sully an den Präsidenten von Jeannin lesen, worinn er ihm, nach den Aeusserungen über die niederländischen und Clevesche Angelegenheiten das Interesse seines Neffen, des Prinzen von Epinoy, empfiehlt. Dieser Brief, welcher zu lang ist, um hier her gesetzt zu werden, ist datirt Fontainebleau von 15. Jun. 1609.

3. Wilhelm von Melun, Fürst von Epinoy ꝛc. Er hatte mehrere andere Brüder, die theils jung, theils ohne Erben starben. Es war oben die Rede von ihm.

4. Maria von Melun, Frau von Roubais, Antoing ꝛc. Gemahlin Lamorats, ersten Fürsten von Ligne, Befehlshabers von Artois, Ritters vom güldnen Vließ.

5. Matthieu Brulart, Sieur de Berny, Resident Sr. Majestät bey dem Erzherzog.

Hektor von Préaux, ein Kalviniste von Adel, Befehlshaber von Chatelleraut.

6. Louis de Combourſier, Sieur du Terrail, Edelmann aus Dauphiné, und Verwandter von Lesdiguieres. Die Mémoires pour ſervir à l'hiſt. de France reden von ihm wie die von Sully. „Der König, dessen gebohrner Unterthan er war, hatte ihm vierfache Gnade erzeigt; er hatte aber kaum eine, sagten Sr. Majestät in einer seiner Taschen, so hatte er in der andern flugs eine Verschwörung ganz fertig.... Die Begnadigung des Königs würde ihm doch das Leben nicht gerettet haben. Die Genfer ließen ihn und einen Adlichen aus Bordeaux, la Bastide, der mit ihm gefangen wurde, am 29. April köpfen."

7. „Dienstag am 8. August tödtete du Terrail in Gegenwart des Königs und vor den Fenstern der Gallerie im Louvre einen braven Soldaten aus Gascogne, Mazanzy, mit

mit dem der König so eben erst gesprochen hatte. Er ärgerte und entsetzte sich so sehr über diese That, die unter seinen Augen vorgieng, daß er deswegen zweymal das Hemde wechseln mußte." Mém. p. l'hist. de France année 1666. Du Terrail hatte nach diesem Mord aus dem Reich entweichen müssen.

8. Ferdinand von Medicis, Grosherzog von Toscana, welcher im Jahr 1587. Franz Maria von Medicis, seinem Bruder, succedirt war, war im vorigen Jahr gestorben: „Der König — sagt l'Etoile, der Verfasser des Supplements zu dessen Tagbuch — um der Königinn die Nachricht auf eine minder schreckhafte Art beyzubringen, erdichtete einen Traum, worinn er dem Großherzog tod gesehen habe, und den er ihr am Morgen erzählte. Die Königinn wurde erst darüber betreten; nachher aber sagte sie zum König: es sey ja nur ein Traum. — Aber Madame, versezte der König, ich fürchte, mein Traum möchte wahr seyn; wir sind alle sterblich. — Er ist also todt? — Ja, sagte der König, hier ist die Nachricht, die ich davon erhalten habe. — Dieser Todesfall verursachte, daß die gewöhnlichen Karnavals Lustbarkeiten ausgesezt wurden." Dieser Ferdinand von Medicis war es, der unserem Gesandten, auf dessen Beschwerden über seine Verbindungen mit Spanien, zur Antwort gab: „Hätte der König vierzig Galeeren zu Marseille gehabt, so hätte ich nicht gethan, was ich that." Cosmus II. von Medicis, sein Sohn ist der, von dem hier die Rede ist.

9. Johann von Bethune, Herr von Vandeuil, Locres ꝛc. Stifter der Linie, aus welcher der Herzog von Sully abstammte, vermälte sich mit Johanne von Coucy, die mit dem Haus Oestreich verwandt war, weil Enguerrand 17. von Coucy oder richtiger gesprochen von Guines, welcher Nahmen und Wappen des erloschenen Hauses Coucy führte, sich mit Catharina von Oestreich, Tochter Leopolds vermält hatte, welches diese Tochter ist, die der Herr von Sully hier meint. Er würde richtiger gesprochen haben, wenn er gesagt hätte, sie habe in das Haus Coucy geheurathet, mit welchem nachher das seinige in Verwandschaft trat. Er fällt noch in einen andern chronologischen Fehler, indem er statt 150. hätte setzen sollen 250. Jahre; denn dieser Enguerrand von Coucy, Gemahl Catharinens von Oest-

Oestreich blieb in der Schlacht bey Crecy, im Jahr 1346. M. s. die Herrn von Sainte Marthe, du Chesne, Anselme und andre Genealogisten. M. s. auch was wir oben schon von dem Hause Oestreich bemerkt haben.

10. M. s. die Nahmen dieser Fürsten, die Reden des Herrn von Boissise, die Ordnung und das Resultat dieser Versammlung in den Voll. 9665. Mss. Roy. -- Mem. d'etat de Villeroy *T.* III. p. 230. f. Merc. Fr. ann. 1610. Siri l. c. T. IV. p. 68.

11. Der Verfasser will damit sagen, kein Fürst oder Staat werde sich weigern, seine Waffen mit denen der Konföderirten zu vereinigen, wenn man einmal ihre Absicht wisse, und den ersten Widerspenstigen bestraft haben werde.

12. Den in diesem Jahr geschlossenen Vertrag zwischen Frankreich und Savoien s. m. in den Memoires de Nevres T. II. p. 832. und den am 25. April im folgenden Jahr zu Brusol abgeschlossenen Definitivtraktat, vermöge dessen sich der König von Frankreich unter andern verbindlich macht, den Herzog von Savoien in den Besitz von Mailand zu setzen, ebend. p. 880. Dieser Vertrag wird nach dem Italienischen Original, beygebracht in Vittorio Siri l. c. T. II. p. 236. Dieser Schriftsteller widerspricht sich aber, indem er T. II. p. 512. zugiebt, es sey der Herzog von Sully gewesen, der diesen Vertrag zwischen Frankreich und Savoien zu Stand gebracht habe, und dann doch p. 566. versichert, nach den Absichten des Herzogs von Sully habe dieser Vertrag dem Herzog von Savoien nichts als den Schatz Frankreichs verschaffen sollen.

13. „Es mußten wohl, — sagt Perefixe pag. 409. — mehrere Verschwörungen gegen das Leben dieses guten Königs bestehen, indem man ihn von zwanzig Orten her deswegen warnte; indem man das Gerücht von seinem Tod durch eine Druckschrift in Spanien und Mailand verbreitete; indem ein Eilbote acht Tage vor Seiner Ermordung durch Lüttich gieng, welcher sagt, er bringe den teutschen Fürsten Nachricht von Seinem Tod, indem man zu Montarges auf dem Altar ein Billet mit der Voraussagung seines nahen Todes durch einen Gewaltsstreich, fand." rc.

Der

Der Erzbischoff vom Embrun (Honorius von Laurens, Bruder des Leibarztes) sagte in einer Gesellschaft von andern Prälaten, in eben der Stunde, da der König ermordet wurde: „Es ist unmöglich, daß es bey der gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten nicht unglücklich für den König ablaufen sollte; und vielleicht begegnet ihm in dem Augenblick, da wir davon reden, irgend ein Unfall." Premiere lettre de N. Pasquier. „Ein Priester von Dounay sagte im Augenblick der That: man ermorde den größten Monarchen der Welt. Die Schwester des Befehlshabers in Dieppe, Villars Houtan, Nonne zu Saint-Paul in der Pikardie, sagte zu ihrer Aebtißin: Madame, lassen Sie für den König beten, denn man ermordet ihn. Und kurz darauf: Ach! er ist todt! Matthieu ibid. p. 835. Pasquier sagt ferner in demselben Brief: La Font, Prevot von Bayonne, sey im Jahr 1608. zu dem König gekommen, um ihm Nachricht zu geben, daß man einen Anschlag auf seine Person gemacht habe, und zween oder drey Tage vor dem, an welchem dieser Herr ermordet wurde, habe dieser nemliche La Font abermals den Herrn Kanzler benachrichtigt, daß der, welcher den König ermorden sollte, wirklich in Paris sey: man habe es ihm entdeckt u. s. w. Dieser Umstand ist derselbe, von welchem Dupleix pag. 411. unter dem Nahmen eines Edelmanns aus Bearn spricht. Pasquier setzt hinzu: ein Kaufmann von Douay habe in einem Brief an einem Kaufmann von Rouen vierzehn Tage vor diesem Mord gefragt: ob es wahr sey, daß man den König ermordet habe. Einer der vornehmsten Bürger von Cambray sagte acht Tage zuvor: dieser Graukopf hat große Entwürfe, er wird aber nicht mehr weit springen. Und einige andere ähnliche Umstände. Man findet auch noch besondere Umstände davon in der Vie de Marie de Medicis tom. 1. p. 68. und in einer Menge anderer Schriften.

14. Der Marschall von Bassompierre in seinem memoires tom. 1. pag. 292. sagt folgendes davon: „Er sagte zu mir kurz zuvor: Ich weis nicht, was das ist, Bassompierre, allein ich kann mich nicht überreden, daß ich nach Deutschland gehen werde; und mein Herz sagt mir ebenfalls nicht, daß du nach Italien gehen wirst. Oefters sagte er zu mir und auch zu andern: ich glaube, ich sterbe bald. Die Königin hatte eine besondere Sucht, sich vor der Abrei-

reise des Königs nach Deutschland, krönen zu lassen. Der König wünschte es nicht, sowohl um den Aufwand zu vermeiden als weil er solche große Feyerlichkeiten nicht wohl leiden konnte." Es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieser Herr jedem andern als dem Herrn von Sully seinen wahren Beweggrund, sich dieser Ceremonie zu widersetzen, sorgfältig verbarg. „Indessen, — fährt dieser Schriftsteller fort, — da er der gefälligste Gemahl von der Welt war, gab er seine Genehmigung dazu und verschob seine Abreise nach Deutschland, bis sie ihren Einzug in Paris gehalten haben würde.... Die Krönung der Königinn geschah mit der größten möglichen Pracht. Der König war dabey ausserordentlich aufgeräumt... Der König sagte zu ihm (zum Herrn von Guise) und auch zu mir: Ihr kennt mich jetzt nicht; allein ich werde dieser Tagen sterben und wenn ihr mich verlohren haben werdet, dann werdet ihr einsehen, was ich werth war, und was für ein Unterschied zwischen mir und andern Menschen ist. Ich sagte darauf zu ihm: Mein Gott, Sire, werden Sie denn nicht aufhören, uns zu betrüben, indem Sie sagen, daß Sie bald sterben werden? Diese Worte sind nicht gut. Sie werden leben, wenn es Gott gefällt und zwar noch gute und lange Jahre. Es ist keine Glückseligkeit in der Welt, die der Ihrigen gleiche. Sie sind erst in der Blüthe ihres Alters und vollkommener Gesundheit und Stärke des Körpers; überhäuft mit Ehre, mehr als irgend einer der Sterblichen; genießen in aller Ruhe das blühendste Reich der Welt; werden geliebt und angebetet von Ihren Unterthanen; haben einen Ueberfluß an Gütern, Geld, schönen Häusern, eine schöne Gemahlin, schöne Maitressen, schöne Kinder, welche heranwachsen; was fehlt Ihnen denn mehr? Oder was hätten Sie noch mehr zu wünschen? Er seufzte darauf und sagte zu mir: Mein Freund, das alles muß ich verlassen u. s. w.

„Man bemerke, sagt L'Etoile, daß man bey dem gewöhnlichen Gold- und Silber-Auswerfen unter das Volk nicht rufen hörte, weder: Es lebe der König, noch: Es lebe die Königinn.... Ich übergehe hier, fährt dieser Schriftsteller fort, die Träume, welche Seine Majestät und auch die Königinn in dieser Nacht gehabt haben sollen, von einem Haus, das in der Straße der Feronnerie auf ihn gestürzt

stürzt sey u. s. w. Gewiß ist es, daß ohngefehr sechs Monate zuvor der König, welcher bey Zamet war, wo er zu Mittag gespeist hatte, sich unter dem Vorwand, ruhen zu wollen, allein in ein Zimmer begab, und Thomassin dahin zu sich rufen lies, den man für einen der berühmtesten Sterndeuter dieser Zeit hält, und von dem man sogar sagt, daß er einen Teufel habe. Hier nachdem ihn der König über verschiedene Sachen, seine Person und seinen Staat betreffend, befragt hatte, sagte Thomassin zu ihm: er habe sich vor dem Monat May des Jahrs 1610. zu hüten und bezeichnete ihm sogar den Tag und die Stunde, da er ermordet werden würde. Der König machte sich aber über ihn und seine Sterndeuterey lustig, nahm ihn bald bey den Haaren, bald bey dem Bart und führte ihn zwey bis dreymahl in dem Zimmer herum, und schickte ihn so zurück. Wobey er zu loben ist. Er wäre es noch mehr gewesen, wenn er ihn ganz und gar nicht angehört und solche verderbliche Gesellen von seinem Hof und aus seinem Reich verbannt hätte." année. 1610. Man sehe auch in der l'histoire de Mezerai, edition in 4to, à Paris année 1667, tom. 3. pag. 1447. die verschiedenen Prognostika von dem Tod dieses Herrn, welche sowohl damals als nachher in dem Publikum im Umlauf waren.

Pierre Matthieu merkt an, die Königin sey des Nachts voll Unruhe und Schrecken aufgewacht und habe zu dem König, welcher die Ursache davon wissen wollte, gesagt: Mir träumte, man gebe Ihnen einen Stich mit dem Messer auf der kleinen Treppe. Gottlob! antwortete Heinrich, daß es nur ein Traum ist. Derselbe Schriftsteller setzt zu allen diesen Voraussagungen mehrere Reden Heinrichs des IV. als so viele Züge von einer geheimen Ahndung, welche das Herz von einem unvermeidlichen Unglück hat. So wenigstens urtheilt man nach dem Erfolg davon: z. B. daß er zu der Königin sagte: Meine Liebe, wenn dies nicht Donnerstags geschieht, so versichere ich Sie, daß Sie mich nach dem Freytag nicht mehr sehen werden: nein am Freytag werde ich Adjeu sagen. Ein andermal: Gehen Sie, gehen Sie zu, Frau Regentin." Zu derselben, als sie sich anschickte, zum Abendmahl zu gehen: „Meine Liebe, beichten Sie für sich und mich." Zu den Hofleuten, indem er ihnen den Dauphin zeigte: „Seht hier euren König." Indem er von dem Einzug

der Königin sprach: „Das rührt mich nicht; ich werde es nicht sehen..., Lachen wir nicht so viel am Freytag, denn wir werden weinen am Sonntag" u. s. w. tom. 2. liv. 4. pag. 810. et suiv.

Morizot bemerkt, daß der Mahler bey der Krönung der Königin statt das Wappenschildlein mit Silber zu emailliren, wie es das Haus Medicis führt, es aus Unwissenheit Kastanienbraun mahlte, was die Farbe der Wittwen ist, und daß er es, statt mit Palmenzweigen, mit verschlungenen Schnüren einfaßte, was abermals die Wittwenschaft anzeigt. Henr. Mag. p. 51.

15. Dieß widerlegt, was Matthieu gegen die Meynung aller Geschichtschreiber versichert, daß die Königinn nicht wünschte, gekrönt zu werden. Ibidem pag. 804.

16. Der Verfasser will von Jaquelie Voyer reden, aus dem Dorfe Orsin zwischen Epernon und Ablis, der Frau Isaks von Varennes, Stallmeisters, Herrn von Coman, Escoman oder Eskouman). Unter diesem ersten Nahmen ist sie sehr bekannt und ihre Geschichte ist zu wichtig in den Prozeß Ravaillacs verflochten, um sie hier mit Stillschweigen übergehen zu können; wir werden mehr als einmal darauf zurückkommen.„ Sie hatte, sagen die memoires pour servir a l'histoire de France. p. 337. ihre Erklärung schriftlich eingereicht, welche eine sehr umständliche Darstellung der Verschwörung und Absichten Ravaillacs enthält, wovon sie den Herzog von Epernon und die Marquisin von Verneuil als Urheber angab. Der König, die Königinn und alle, an die sie sich wendete, um zu entdecken, was sie wußte, wollten sie nicht anhören und behandelten sie als närrisch. Dienstags am 25. Januar 1611. (denn dieser Prozeß wurde erst weit hinein ins folgende Jahr beendigt, wurden die Kammern zusammen berufen wegen der Sache der Coman, wobey einige Verhaftnehmungen und persönliche Vorladungen beschlossen wurden. Die Villiers — Hotman, die Präsidentin Saint-André und die Charlotte Du Tillet ihre Schwester erschienen dabey. Die Coman sprach gut und vernünftig, entschlossen, fest und standhaft in ihren Antworten und Anklagen, mit gültigen Gründen und sehr starken Beweisen versehen, welche ihre Richter ganz in Erstaunen setzten. Sie hatte ehemals der Königin Margare-

the

the angehört, an welche sie sich ebenfalls mit der Endeckung dieser wichtigen Verschwörung und geheimen Anschläge wendete, worüber die regierende Königin, als man es ihr hinterbracht hatte, sagte: dies sey ein böses Weib, welches alle Welt anklage und sie wisse nicht, ob sie nicht am Ende auch noch sie selbst anklagen würde .... Die Vorwürfe, welche sie und die Du Tillet sich bey der Confrontation über ihren schlechten Lebenswandel einander machten, sind drollicht. Wenn die Coman sich mit weiter nichts als diesem Handwerk abgegeben hätte, würde sie wohl nicht sehr in Untersuchung gekommen seyn, allein das andere ist zu gefährlich. Denn sich gegen die Großen aufmachen, hat schon manchen um Gut und Blut gebracht: und deswegen fürchte ich sehr für sie." Auf dem Rand wird von dieser Du Tiller bemerkt: „Charlotte Du Tillet eine listige Vertraute der Marquisin von Verneuil; sie war es, durch welche die Escoman von dem Vorhaben Ravaillacs unterrichtet worden war....

„Sonntags am 30 Jenner wurde die Marquisin von Verneuil über die Aussage der Coman durch den ersten Herrn Präsidenten von ein Uhr bis fünf Uhr Nachmittags verhört und zwar in der Wohnung des gedachten Herrn Präsidenten, wo er sie hatte hinbescheiden lassen, um sie darüber zu vernehmen." Am Rand steht ebenfalls: sie war durch die Demoiselle d'Escoman angegeben worden und wurde doch nur durch ein Assigné zum Verhör vorgefodert, obschon es den Königsmord und das Verbrechen der beleidigten Majestät im ersten Grad betraf.

Sonnabends am 5ten Merz publicirte der wegen der Sache der Coman und anderer durch sie wegen des Königsmords angegebener Gefangenen versammelte Gerichtshof seine Sentenz, die man die Sentenz der Areopagiten nennen möchte, welche das Urtheil in einer Sache, bey der sie zu viel Schwierigkeit fanden, auf hundert Jahre hinaus verschoben; denn eben so verschob der Gerichtshof, indem er diese Sache nicht weniger schwer fand, den Ausspruch darinn auf eine bequemere Zeit; entließ übrigens einstweilen die Beklagten gefänglicher Haft und behielt blos Fräulein von Coman allein darinn zurück, welche doch, wie es scheint, vor allen andern hätte daraus entlassen werden müssen. Allein die Zeitumstände brachten es nicht anders mit sich; und selbst der erste Präsident, welcher dem Gericht beywohnte,

 war

war dieser Meynung, in Hinsicht auf die Ruhe dieses Staats und auf den Stand der Angeschuldigten, welche indessen durch diesen Ausspruch immer noch nicht von der Verantwortung losgesprochen wurden, was sie sehr verdroß." Am Rand heißt es: dieser Bescheid lautet auf ausführlichere Information und unterdessen sollen Stephan Sauvage Kammerdiener des Herrn von Entragues, des Vaters, und Jacob Baudin Beklagte und Gefangene in dem Parlementsgefängniß auf freyen Fuß gestellt werden. Am folgenden 31 July erfolgte ein endlicher Bescheid, welcher die Marquisin von Verneuil, Fräulein du Tillet, Gaudin und Sauvage für rein und unschuldig an dem Königsmord erklärt und Fräulein von Escoman verurtheilt, ihre Tage zwischen vier Mauern zu beschließen, ihr ganzes Vermögen für verfallen erklärt und dem Fiskus zuspricht; alles wegen ihrer freventlichen Anklage. Ferner wird verfügt, daß alle Prozeße darüber niedergeschlagen werden sollen. Diese Strafe ist gelind, wenn die Escoman fälschlich anklagte." Ibid. pag. 361. Man arbeitete an ihrem Urtheil schon am vorhergehenden Sonnabend am 23 und die Richter waren getheilt neun gegen neun. pag. 377.

Der Mercure françois, ann. 1611. pag. 14. et suiv. urtheilt ganz anders als Etoile über die Sache der Escoman, und da sein Urtheil mit Beweisen unterstützt ist, so kann man nicht wohl umhin ihm zu glauben. Es wird also da bewiesen, daß dies Weibsbild in einem übeln Ruf wegen ihres schlechten Lebenswandels, ins Hotel. Dieu und nachher im Chatelet, welches so gar ein Todesurtheil gegen sie erließ, gefänglich eingesetzt, diese Verläumdung erfand, um sich Eingang zu verschaffen und sich damit bey der Königin Margarethe ein Verdienst zu machen. Nachdem sie die Marquisin von Verneuil beschuldigt hatte, den Ravaillac mit einem Brief an sie geschickt zu haben, um ihn mit der Du Tillet sprechen zu lassen; und diese, den Mörder in ihr Zimmer gelassen zu haben, als sie beyde darinn gewesen seyen: so wurde sie blos bey dieser einzigen Thatsache mehrerer Lügen überführt; unter andern, daß sie Ravaillac nie gesehen habe und ihn nicht einmal kenne: daß sie in der That erst da zuerst von ihm habe reden hören, als er nach dem Gefängniß gebracht wurde, wo sie auch war; was er durch die eignen Reden dieser Frau beweißt. Gaudin habe sie bey der Confron-

Confrontation ganz beschämt; endlich unter allen denen, mit welchen sie confrontirt wurde, sey keiner gewesen, der sie nicht ganz deutlich der Falschheit, des Betrugs und der Verleumdung überführt habe.

Der Verfasser der histoire de la mere et du fils rechtfertigt den Parlementsspruch, welcher Etoile so tadelnswürdig scheint, und sagt: dieses Hochansehnliche Kollegium würde ihr den Feuertod Angesichts aller Welt zu erkannt haben, wenn die falsche Anklage von einer andern Art gewesen wäre; allein, wo es auf das Leben der Könige ankömmt, macht die Furcht andere Anzeigen in Zukunft dadurch abzuschrecken, daß man sich von der Strenge der Gesetze dispensirt. Tom. I. pag. 154. M. s. auch eine Schrift, welche in dem vierten Band der neuen Memoires de l'Etoile pag. 256. wieder abgedruckt ist unter dem Titel: Verhör und Aussage der Fräulein von Coman. Es ist daselbst von diesem Brief an Fräulein von Gournai und an den Grafen von Schomberg die Rede. „Sie wußte ihre Reden so gut zu bemänteln und ihre Anklagen auf eine so entschloßene Art zu behaupten, daß man nicht Grund genug an ihr fand, sie zum Tod zu verurtheilen. "Mémoires de la reg. de M. de Médicis, Tom. I. pag. 74.

17. Diese Unterschlagung der Prozeßakten Ravaillacs durch das Pariser Parlement ist eine beynahe allgemein bekannte Thatsache. Zu diesem Vorwurf, den man seinen Richtern macht, fügt man noch den, daß sie gar keine oder doch wenigstens nur sehr wenige und sehr schwache Untersuchungen über den Tod einiger deswegen gefangengeseßner Personen angestellt haben, welcher mehrern Personen nicht natürlich schien; daß sie unterlassen haben viele andere Personen vorzufodern und zu verhören, von denen man wichtige Aufschlüße erhalten konnte; wie die Mutter des Mörders, welche wohl wußte, daß er am Osterfest von Angouleme abgereißt war, ohne seiner Christenpflicht an diesem Fest nachgelebt zu haben, mehrere seiner Anverwandten, die er in seinem Verhör genannt hatte; den Seelsorger von Saint-Severin, den Pater von Saint-Marie-Magdalaine, die Feullantiner, die Capuziner von Angouleme, welche ihm ein Herz von Baumwollenzeug in einer Reliquien Kapsel gegeben hatten nebst Holz von dem Kreuz Christi. Wenigstens hatten sie ihm das so weiß gemacht, und zwar, wie sie sagten, um

um ihn von einem Fieber, das er hatte, zu heilen. Daß sie eben so wenig den Herr Guillebaut, Kanonikus von Angouleme, den Pater Aegidius Osieres, alten Gardian der Franziskaner von Paris, einen andern jungen Franziskaner Le Fevre, mehrere Almosenière des Cardinals von Perron, von welchen Ravaillac sagte, daß er sie wohl von Gesicht kennen würde, ihre Namen aber nicht mehr wisse; ferner noch andere Leute wie Beliard, Breteau, Colletet Du Bois, De Limoges u. s. w. verhört hatten. Man hat sich auch beschwert, daß Ravaillac in seinem Gefängniß so wenig sorgfältig bewacht wurde, daß während der dreyzehn Tage, die er saß, beynahe niemand sich meldete, ihn zu sehen, den man nicht mit ihm hätte reden lassen. Noch eine weit schwerere Beschuldigung, wenn die Sache ihre Richtigkeit hat, ist die, daß, als Ravaillac auf das erste Anziehen der Pferde verlangt hatte, man sollte seine Aussage anhören, der Gerichtschreiber Voisin das Maleficantentestament, das er dictirte, so übel schrieb, daß, obschon diese Schrift noch heut zu Tage vorhanden ist, doch auch die geschicktesten geschwornen Schreiber nicht im Stand sind, nur ein einziges Wort davon herauszubringen.

Alle diese Betrachtungen bewegen eine unendliche Menge Personen zu glauben, das Parlement habe sich bey dem allem nur aus Furcht so benommen, wenn die Wahrheit entdeckt und bekannt würde, möchte es sich selbst in die Nothwendigkeit versetzen, mit aller Strenge eine allzugrose Anzahl und allzumächtige Personen gerichtlich verfolgen zu müssen. Es wäre verlohrne Mühe, wenn man sich darauf einlassen wollte, alle diese Personen von dem Gegentheil überzeugen zu wollen. Da denn aber nun doch einmal wegen Niederschlagung der Proceßakten heut zu Tag nicht mehr Licht genug in der Sache zu erhalten ist, um mit völliger Sachkenntniß über eine Thatsache abzusprechen, welche selbst zu ihrer Zeit nicht aufgeklärt werden konnte, so muß man wenigstens zugeben, daß alle die Urtheile, die man so über die Sache, nach einem Zeitraum von verflossenen hundert und dreißig (achtzig) Jahren fällt, äusserst gewagt sind, und Gott verhüte, daß ich mich selbst dieses Vorwurfs schuldig machen sollte. Wenn ich, um die einem jeden Herausgeber von Memoiren vorgeschriebenen Gesetze zu befolgen, mich dem Geschäft unterzogen habe, hier am Ende dieses Buchs meinem Text alles beyzufügen, was ich über diese sonderbare Begebenheit in den glaubwürdigsten

sten Geschichtschreibern auffinden konnte, so wie ich es in Ansehung aller historischen Punkte in diesem Werk hielt: so rechtfertigt mich, wenn es anders bei einer so einfachen Sache einer Rechtfertigung bedarf, das, daß ich das Für und Wider mit gleicher Unparteilichkeit darlegte. Und, um auf der andern Seite denen zu antworten, welche sich beschweren möchten, daß sie nach allen diesen Beleuchtungen dennoch nicht hell in der Sache zu sehen vermögen, muß ich sagen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn man es in dieser ganzen Sache nicht weiter als auf Muthmaßungen bringt, und zwar auf Muthmaßungen, welche sich sehr oft einander aufheben.

18. Die Salbungs- oder Krönungsfeier geschah zu St. Denis Donnerstags am 13. Maj mit einer Pracht und mit Zurüstungen, wovon man das Ausführliche sehen kann in dem Merc. franc. P. Matthieu, Mss royaux Vol. 9361. und den andern Geschichtschreibern. Die, zu welcher man sich auf den folgenden Sonntag rüstete, war der Einzug der Königinn in Paris, dessen Pracht noch die bei der Krönung übertreffen sollte. „Heinrich IV. sagte: Mittwochs werde ich nach St. Denis schlafen gehen; Donnerstags werde ich zurück kommen. Freytags meine Angelegenheiten in Ordnung bringen. Sonnabends zum Ringelrennen; Sonntag der Einzug meiner Frau; Montags Hochzeit meiner Tochter Vendome; Dienstags das Festin, und Mittwochs zu Roß!" — Matth. ib. p. 804. Dieser Geschichtschreiber sagt, indem er von der Krönungsfeyer zu St. Denis spricht: „Heinrich IV verwunderte sich, daß der Spanische Gesandte in der Kirche den Hut nicht abnahm. Cicogne sagte zu ihm, der vorige König von Spanien habe blos bey der Erhebung der geweihten Hostie den Hut ein wenig abgenommen, aber sogleich wieder aufgesetzt, wie wenn er einen Junker von fünfhundert Livres Einkommen grüßte. Darauf sagte der König: hätten wir Gefühl für Religion wie wir sollten, so würden wir diesen Mysterien weit mehr Ehrfurcht bezeugen als wir thun; denn man muß glauben, daß von dem Augenblick an, da die Worte der Weihung ausgesprochen sind, bis zur Communion Jesus Christus immer auf dem Altar gegenwärtig ist.

19. „Man sprach verschiedentlich von dieser Entfernung. Sehr zuverlässig ist es, daß der König, nachdem

Er ihm wider Willen alles zugestanden hatte, ihm sagen ließ: was Er ihm versprochen habe, werde Er ihm halten; er solle aber auch versichert seyn, daß er keinen Antheil mehr an Seiner Gnade habe, und da er Ihn gezwungen hätte, ihm zuzugestehen, was Er nicht wollte, werde Er ihn nie wieder gerne sehen. Da dieß dem Grafen ausgerichtet worden war, stieg er sogleich zu Pferd, und begab sich mit der Frau Prinzessin, seiner Gemahlin, auf eines seiner Güter. Mém. p. 5. al'hist. de France année 1610.

20. „Da der König endlich sehr in den Nuntius drang, Ihm zu sagen, was man in Rom und Italien von Seinem vorhabenden Krieg denke, antwortete dieser: die bestberichteten wären der Meynung, die Hauptabsicht dabey wäre die Princessin von Condé, welche Er wieder haben wolle. Darauf sagte der König ganz zornig und entrüstet, und mit Fluchen: Ein ......, Ventresaintgris, aber nicht die Prinzessin. Ich muß sie aber doch wieder haben, gewiß und warhaftig, und werde sie auch schon wieder kriegen; und niemand soll mirs wehren, und selbst nicht der Statthalter Gottes auf Erden." Mém. pour l'hist. de France anneé 1610. Dieser Reden ohngeachtet hat man doch das Gerücht als eine blose Verleumdung anzusehen, welches einige Schriftsteller zu leicht geglaubt haben, als ob die Hauptabsicht Heinrichs des IV in welcher er einen so wichtigen Krieg angefangen hätte, keine andere gewesen sey, als sich von Spanien den Prinzen oder vielmehr der Prinzeßin von Condé ausliefern zu lassen. Das bedarf wohl keines Beweises. Eine andere noch ungerechtere und verläumderischere Beschuldigung ist es, wenn man sagt: dieser Herr sey mit Spanien einverstanden gewesen, seinen Entwurf nicht weiter zu treiben, wenn es ihm nur die streitigen Staaten abträte.

21. Heinrich hatte in der That im Sinn, erst am folgenden Tag ins Arsenal zu gehen; er änderte aber unglücklicher Weise Nachmittags sein Vorhaben.

22. Saint Michel war einer von den Hofjunkern des Königs, welcher ihm diesmal nachgefolgt war. Er hatte bereits die Hand an den Degen gelegt, um den Mörder niederzustoßen, als der Herzog von Epernon ihm und den Fußknechten, welche eben dasselbe im Sinn hatten, zurief: Es gelte ihr Leben, wenn sie es thäten. Man solle sich seiner

Person

Person versichern, sich aber wohl hüten, etwas mehr zu thun. Der Herzog erinnerte sich, sagt sein Biograph, des Unmuths, den er empfunden hatte und des Tadels, der mit Recht diejenigen betroffen hatte, welche Jacob Clement umbrachten u. s. w. pag. 238. P. Matthieu setzt hinzu: Saint Michel habe sich begnügt, dem Ravaillac das Messer wegzureissen: der Graf von Curson habe ihn mit seinem Degenknopf auf die Brust gestossen und La Pierre, Gefreyter von der Leibwache, habe sich seiner bemächtigt und ihn in die Hände der Fußknechte übergeben, welche ihn dann an Montigny ablieferten.

23. Man sollte denken bey einer so publiken und frischen Thatsache als die Ermordung Heinrichs des IV müßten die gleichzeitigen Geschichtschreiber und Memoiren vollkommen mit einander übereinstimmen; indessen stimmt doch ein Theil der Geschichtschreiber aus dieser Zeit weder in Ansehung der Anzahl der Personen, welche in dem Wagen des Königs waren, als er erstochen wurde, noch in Ansehung der Anzahl und Beschaffenheit der Stiche, die er bekam, noch in verschiedenen andern minder wesentlichen Umständen überein. Ich finde, daß man, um die Sache gleich treu und vollständig darzustellen, die Herrn Perefixe, Matthieu, L'Etoile, den Fortsetzer des Herrn De Thou und den Mercure françois zusammenstellen und mit einander verbinden muß.

„In der Nacht vor diesem traurigen Tag konnte der König keine Ruhe finden und war in beständiger Unruhe. Früh, als er aufgestanden war, sagte er, er habe nicht geschlafen und es sey ihm gar nicht wohl. Darauf bat der Herr von Vendome Se Majestät, sich wohl in Acht zu nehmen, besonders an diesem Tag, an welchem man sagte, daß er nicht ausgehen sollte, weil es ein Unglückstag für Ihn sey. Ich sehe wohl, sagte der König, Sie haben den Kalender konsulirt, und mein Vetter der Graf von Soissons hat Ihnen von dem Narren dem La Brosse gesagt. Es ist ein alter Narr und Sie sind noch sehr jung und nicht sehr weise. Darauf sagte der Herzog von Vendome der Königin davon, welche den König bat, diesen Tag über nicht aus dem Louvere zu gehen; worauf er eben das antwortete. P. de l'Etoile.

„Seine Majestät giengen alsdann in die Messe zu den Feuillantinern, wo dieser Elende ihm nachfolgte in der Ab-

sicht, ihn zu ermorden. Er hat nachher gestanden, daß, wenn der Herr Herzog von Vendome nicht dazwischen gekommen wäre, welcher ihn verhinderte, er seinen Streich dort ausgeführt haben würde.“ Ebendaselbst.

„Es wurde bemerkt, daß der König weit andächtiger war als gewöhnlich und diesen Tag sich weit länger in Gottes Obhut befohlen habe. In der Nacht, als man dachte, er schlafe, fieng er auf seinem Bett an, auf beyde Knie niedergeworfen, zu beten, und so bald er aufgestanden war und sich in eben dieser Absicht in sein Kabinet begeben hatte, so wurde er dort unterbrochen, weil man merkte, daß er länger als gewöhnlich blieb. Er ärgerte sich drüber und sagte: werden dann diese Leute mich ewig am Guten hindern. Ebendas.

„Nach der Mittagstafel legte sich der König aufs Bett um zu schlafen; allein, da er keinen Schlaf bekommen konnte, stand er traurig, unruhig und nachsinnend auf, gieng Er eine Zeitlang in seinem Zimmer auf und ab und warf sich dann wieder aufs Bett. Allein, da er abermals nicht schlafen konnte, stand er wieder auf und fragte den Gefreyten von der Wache: wie viel Uhr es sey? Der Gefreyte antwortete ihm: es sey vier Uhr, und sagte: Sire, ich sehe Eure Majestät traurig und ganz tiefsinnig; es wäre besser, wenn Sie ein wenig an die frische Luft giengen; es würde Sie wieder aufheitern. — Wohlgesprochen: so laßt denn meinen Wagen vorfahren, ich will ins Zeughaus gehen und den Herzog von Sully besuchen, welcher unpäßlich ist und sich heute badet. Ebendas.

Matthieu erzählt seine Reden vor und nach der Mittagstafel und sagt: er konnte nicht auf einer Stelle bleiben noch weniger seine Unschlüßigkeit verbergen und sagte in der unruhigen Bewegung darüber zur Königin: Er wisse nicht, was Er thun solle; es sey Ihm verdrüßlich ins Arsenal zu gehen, weil er sich da ärgern werde. Die Königin sagte darauf zu ihm: gehen Sie nicht hin, mein Gemahl, sondern schicken Sie jemand. Sie sind jetzt guter Laune und würden Sich nur ärgern.... Er kam ans Fenster, grief mit der Hand an seine Stirn und sagte: Mein Gott, ich habe etwas da drinn, das mich sehr beunruhigt.... Ich weis nicht, was mir ist, ich kann nicht von hier wegkommen.... Als Ravaillac hörte, daß er fragte, ob sein Wagen vorgefahren

fahren wäre, sagte er vor sich hin: Ich habe dich, du bist verlohren. Matthieu.

Als Er einsteigen wollte, kam Herr von Vitry, welcher Ihn fragte: Ob es Seiner Majestät erlaubten, daß er Sie begleite. Nein, antwortete der König, gehen Sie nur hin, wo ich befohlen habe und bringen Sie mir Antwort. Wenigstens, Sire, versetzte Vitry, will ich Ihnen meine Wache lassen. Nein, sagte der König, ich will weder Sie noch ihre Wache; ich will niemand um mich haben. Indem er in den Wagen stieg und vermuthlich an die bösen Prophezeyungen auf diesen Tag dachte, welche man Ihm hatte in den Kopf setzen wollen, fragte er einen von seinen Leuten: der wie vielte es wäre; der dreyzehnte, Sire; nein, sagte ein anderer, der vierzehnte. Freylich, sagte der König, du weißt deinen Kalender besser, als der da; und lachend sagte Er: zwischen dem dreyzehnten und vierzehnten. Und mit diesen Worten ließ er den Wagen fortfahren. L'Etoile.

Er sagte zum Kutscher: Bring mich da hinaus. Als er vor dem Hotel de Longueville war, schickte er alle die zurück, welche ihm gefolgt waren, und fragte ihn noch einmal, wohin er führe: Er sagte: Nach dem Croix du Tiroir: und als er da war, sagte er, nach dem Kirchhof St. Innocent. .... Ravaillac blieb lange im Louvre auf den Steinen am Thor sitzen, wo die Bediente Ihre Herrschaften erwarten. Er dachte seinen Streich zwischen den beyden Thoren auszuführen. Der Ort, wo er war, gab ihm einigen Vortheil. Er fand aber, daß der Herzog von Epernon an der Stelle saß, wo er dachte, daß der König sitzen sollte. Matthieu.

Dieser Herr saß hinten im Wagen, an dem er zu seinem Unglück alle Leder aufrollen ließ, weil es schönes Wetter war und er ein Vergnügen daran fand, im Vorbeyfahren die Zurüstungen mit anzusehen, welche man durch die ganze Stadt auf den Einzug der Königin machte. Ueber ihm zur Rechten saß der Herzog von Epernon: die Marschälle von Lavardin und Roquelaure waren am rechten Schlag, der Herzog von Montbazon und der Marquis de la Force am linken und auf dem Rücksitz der Marquis von Mirabeau und Du Plessis Liancourt sein Oberstallmeister. Vitry, Kapitain seiner Garden, war auf seinem Befehl nach dem Pallast gegangen, um die Zurüstungen zum Einzug der Königin zu beschleu-

beschleunigen, und er hatte seine Wache im Louvre zurückgelassen, so daß ihm nur eine kleine Anzahl von Edelleuten zu Pferd und seine Fußknechte folgten. Peréfixe, Matthieu, l'Etoile. N. Rigaud. Ebendas.

Da der Wagen aus der Strasse Saint Honoré, in die der Feronnerie fuhr, welche damals sehr eng war und durch die an der Kirchhofsmauer zum unschuldigen Kindlein gebaute Buden, noch mehr verengt wurde, nöthigte Ihn eine Sperrung, welche von einem entgegen kommenden Weinkarren zur Rechten und einem hinfahrenden Heuwagen zur Linken verursacht wurde, in dem Winkel dieser Strasse gegenüber von einem Notar, Namens Poutrain, anzuhalten. Die Fußknechte giengen durch den Gottesacker, um am Ende der Straße desto leichter wieder zum Wagen zu kommen. Es blieben nur zween hinter dem Wagen, von denen einer vorangieng, um das Gewirre auseinander zu bringen, und der andere diesen Augenblick dazu benutzte, sein Knieband wieder zu binden. Ebendas.

Ravaillac, welcher dem Wagen vom Louvre an gefolgt war und nun sah, daß er anhielt und niemand um ihn war, trat auf der Seite, wo, er bemerkt hatte, daß der König war, hinzu, den Mantel auf der linken Schulter hängend, unter welchem er das Messer, das er in seiner Hand hielt, verbarg. Er schlich sich zwischen die Buden und den Wagen, so wie die thaten, welche vorbey zu kommen suchten, trat mit einem Fuß auf eine Speiche des Rads mit der andern auf einen Markstein, zog ein zweyschneidiges Messer hervor und brachte damit dem König ein wenig über dem Herzen zwischen der dritten und vierten Ribbe einen Stich bey, als dieser Herr sich eben gegen den Herzog von Epernon gewendet hatte und einen Brief las oder nach andern sich gegen den Marschall von Lavordin neigte, dem er etwas ins Ohr sagte. Als er den Stich fühlte, rief Heinrich: Ich bin verwundet, allein in demselben Augenblick stach der Mörder, welcher gemerkt hatte, daß die Spitze des Messers an der Ribbe abgeprallt war, mit solcher Geschwindigkeit zum zweytenmahl, daß keiner von denen, welche im Wagen saßen, Zeit hatte, sich zu widersetzen, oder auch nur es zu sehen. Indem Heinrich den Arm erhob, erleichterte er dadurch diesen zweyten Stich nur noch mehr, welcher gerade ins Herz gieng, nach Perefixe und L'Etoile, nach Rigaud und dem Mercure

fran-

françois nahe bey dem Herzohr in die Vena cava, welche davon durchschnitten wurde, welches verursachte, daß diesem unglücklichen Fürsten das Blut in grosen Sprudeln durch den Mund und die Oefnung der Wunde drang, so daß er den Geist darüber aufgab, ohne etwas anders thun zu können, als einen tiefen Seufzer auszustossen; oder, wie Matthieu sagt, mit sterbender Stimme die wenigen Worte sagen: Es ist nichts. Der Mörder holte noch sogar zu einem dritten Stich aus, welchen der Herzog von Epernon in seinen Ermel bekam. Ebendas.

Die Meynung des Verfassers des Mercure Francois ist, daß Heinrich der IV schon vom ersten Stich starb." Der erste Stich sagt er, gieng zwischen der fünften und sechsten Ribbe durch, durchschnitt die innere Blutader gegen das Herzohr und drang bis zu der Vena cava und da diese einmal verletzt war, verlohr dieser grose Monarch sogleich Sprache und Leben; was den zweyten betrift, so drang der nicht ein, und ritzte nur die Haut. Merc. françois.

Der Schriftsteller, welcher uns die Lebensbeschreibung des Herzogs von Epernon aufgesetzt hat, hat einen noch weit sonderbaren Gedanken. Er behauptet ohne allen Beweis, der Herzog von Epernon, welcher den zweyten Stoß gesehen habe, habe den Arm vorgehalten, um ihn abzuwenden, und habe ihn sogar zum Theil in den Ermel seines Kleids bekommen, das davon durchstochen worden sey. Er wollte ohne Zweifel seinem Helden durch diesen Zug Ehre machen. Ich weis aber nicht, ob er es wohl überlegte, da er sogleich hinzusetzt, der Mörder habe nach diesem zweyten Stich noch zu einem dritten Zeit gehabt, tödlich wie der zweyte, den der König ganz bekommen habe. Wie, wenn der Herzog von Epernon den ersten dieser zween Stiche hinlänglich gewahr wurde, um ihn zum Theil abzuwenden, konnten er und die andern nicht den folgenden verhindern? Dieser Geschichtschreiber ist also in dem Fall zu viel bewiesen zu haben, und wenn es nicht glücklicher Weise für ihn ganz leicht wäre, ihn eines Irrthums zu überführen, so könnte sein Bericht so gar zu einer Anklage gegen den Herrn von Epernon werden. Vie du duc d'Epernon, 2 part. p. 238.

Sonderbar! Keiner von den Herrn, welche in der Carosse waren, sah den König gestochen werden und wenn dies hölli-

höllische Ungeheuer sein Messer weggeworfen hätte, so hätte man nicht gewußt, an wen man sich zu halten habe; allein er blieb da, wie wenn er sich zeigen und des schrecklichsten Meuchelmords noch rühmen wollte. Perefixe sagt eben dies und diese Meynung ist dem Charakter, den man uns von Ravaillac vorstellt, weit mehr angemessen, als was der Fortsetzer des Herrn De Thou sagt: Bestürzung und Gemüthsaufruhr hätten ihn verhindert zu fliehen, sich zu verbergen oder den Dolch fallen zu lassen. Er gestand, sagt vielmehr Matthieu, er habe in den König gestochen wie in ein Fuder Heu. L'Etoile ebendaß.

Die sechs Herrn, welche in dem Wagen waren, stiegen sogleich aus; die einen eilten, des Mörders sich zu bemächtigen, die andern machten sich, um den König zu thun; allein einer von diesen, als er sah, daß er nicht sprach, und daß ihm das Blut aus dem Mund rann, schrie: der König ist tod. Auf diese Rede entstand ein groses Getümmel, und das Volk, das in den Strassen war, warf sich auf einander in die nächsten Buden mit gleichem Schrecken, als wenn die Stadt von Feinden eingenommen wäre. Einer von diesen Herrn (der Herzog von Epernon) hatte plötzlich den Einfall, zu sagen: der König sey nur verwundet und ohnmächtig. Man foderte Wein, und während daß einige Bürger eilten, welchen zu hohlen, ließ man die Wagenfenster nieder und sagte zum Volk, der König sey nur verwundet, man wolle ihn geschwind nach dem Louvre bringen, um ihn verbinden zu lassen. Mercure Francois. ibidem.

Ich lief damals wie unsinnig und nahm das erste Pferd, das ich fand und sprengte mit verhängtem Zügel nach dem Louvre. Vor dem Hotel De Longueville begegnete ich Herrn von Bellancourt, der aus dem Louvre kam und zu mir sagte: Er ist tod. Ich lief bis zu den Barrieren, welche die französischen Garden und die Schweizergarden mit gefällten Piken besetzt hatten, und kamen, Herr Le Grand und ich, unter die Barrieren. Wir liefen alsdann nach dem Cabinet des Königs, wo wir ihn auf seinem Bett ausgestreckt sahen und Herrn Staatsrath De Vic, auf demselben Bett sitzend, welcher ihm sein Ordenskreuz auf den Mund gelegt hatte und ihm von Gott zusprach. Milon sein erster Arzt stand zwischen der Wand und weinte, und Wundärzte, welche ihn verbinden wollten; allein es war schon vorbey: wir sahen wohl

wohl etwas, daß er einen Seufzer ausstieß, allein es war in der That nur Luft, die sich aus der Brust heraufdrängte. Da schrie der erste Leibarzt: Ach es ist geschehen, er ist hin. Herr Le Grand, der dazu kam, setzte ein Knie neben das Bett, nahm eine Hand von ihm, die er küßte, und ich hatte mich zu seinen Füssen geworfen, die ich umarmt hielt und bitterlich weinte. Der Herr von Guise kam dann auch und umarmte ihn u. s. w. Mém. de Bassompierre, Tom. 1, pag. 297.

Die Königin erhielt diese traurige Nachricht in ihrem Kabinet und ganz bestürzt, kam sie heraus, um den, den sie in dieser Welt am meisten ehrte, des Lebens beraubt noch zu sehen. Allein der Herr Kanzler, welcher damals im Staatsrath war, wohin man eben die Nachricht gebracht hatte, war zu ihr hinaufgegangen, und traf sie im Herausgehen und hielt sie an. So bald sie ihn erblickte, sagte sie zu ihm: ach der König ist todt. Er, ohne sich irgend bewegt zu zeigen, antwortete ihr: Eure Majestät excusiren, die Könige sterben nicht in Frankreich. Er bat sie alsdann, in ihr Cabinet zurückzugehen und sagte zu ihr: man muß sehen, daß unser Weinen nicht unsre Angelegenheiten beweinenswürdig machen, man muß es auf eine andre Zeit aufheben. Es giebt Leute, welche für Sie und für sich weinen. Eurer Majestät kommt es zu, für sie und für sich zu arbeiten: wir brauchen Hülfsmittel und keine Thränen. Mercure françois. ibidem.

Um fünf Uhr Abends wußte man nur im Louvre gewiß, daß der König todt sey. Selbst in dem Viertel der Feronnerie, wo er ermordet worden war, glaubte man, er sey blos verwundet. Dies Gerücht kam bis zu den Augustinern, ehe noch die Audienz geendigt war; der Lerm, das Gemurmel, das mit jedem Augenblick durch die Leute, die in den Hof vor dem Saal der grosen Kammer kamen, zunahm, kam bald bis zu den Ohren des Herrn von Blancmesnil, zweyten Präsidenten der Grand Chambre, der wirklich Audienz darinn hielt. Auf diesen Lerm stand er auf, wie wenn er die Stimmen über die verhandne Rechtssache sammlen wollte; allein statt von der Sache zu reden, stellte er der Kammer die Wichtigkeit dieses Lerms vor, der nicht wohl seyn würde, ohne daß etwas trauriges vorgefallen wäre, und bewog sie, die Sitzung aufzuheben und die Audienz abzubrechen, was auch ge-

geschah. . . Man schickte auf der Stelle nach den königlichen Fiskalen. Sobald sie da waren, wurden sie abgeordnet ins Louvre zu gehen, um sich nach den Befinden des Königs und seinen Befehlen zu erkundigen. . . Von der andern Seite hatten sich die Prinzen, Herzoge und Großen, welche in Paris waren, eilig nach dem Louvre begeben, um dem König zu Hülfe zu kommen. . . . Der Herr von Vitry erhielt Befehl, alle Kinder des Königs in ein Zimmer zu versammeln und besonders den jezt regierenden König, so daß sich niemand ihnen nähern sollte. Die Herzoge von Guise und Epernon bekamen den Auftrag so viel Adel, als sie auftreiben könnten, aufsitzen und durch die ganze Stadt reiten zu lassen, um zu sagen, der König sey nicht todt, sondern nur verwundet. Le Jay, Civillieutenant und Sanguin, Prevot der Handelschaft erhielten Befehl die Stadtthore schließen zu lassen, und die Schlüssel zu sich zu nehmen, und alle ihre Offizirs zu beordern, alle Bewegungen und Zusammenrottirungen zu verhindern. . . Die Garden, welche in den Vorstädten waren, erhielten Befehl sich auf die neue Brücke in der Dauphinstrasse und in die Gegend der Augustiner zu postiren, um auf das Parlement los zu gehen und es im Nothfall zu zwingen, die Königin zur Regentin zu erklären. . . . Die königlichen Fiskale fanden bey ihrer Zurückkunft vom Louvre bey den Augustinern den ersten Herrn Präsidenten, welcher sich dahin hatte tragen lassen. Nachdem sie diesen und den versammelten Kammern die Nachricht von dem Tod seiner Majestät bestätigt hatten, fieng man an, über die durch die königlichen Fiskale geschehene Requisition zu berathschlagen. Dann kamen in die grose Kammer der Herr von Guise und von Epernon von der Königin abgeschickt, um zu sehen, was vorgienge. L'Etoile. Peref. ibidem.

„Gegen neun Uhr Abends an demselben Tag gieng eine große Anzahl von Herrn in der Stadt herum und sagten, im Vorbeygehn: da kömt der König, er befindet sich wohl. Gott sey Dank. Da es Nacht war, fieng das Volk, welches in der Dunkelheit glaubte, der König sey mit dabey, aus Leibeskräften an, zu rufen: Es lebe der König. Da sich dies Geschrey von einem Quartier ins andre fortgepflanzt hatte, so ertönte bald die ganze Stadt von: Es lebe der König; nur in den Vierteln vom Louvre und den Augustinern wußte man die Wahrheit.“ Ebend.

„Am

„Am Abend verband man den Leichnam des Königs, und wusch ihm mit eben der Ceremonie, als wenn er noch am Leben gewesen wäre. Herr Du Maine gab ihm sein Hemd, Herr Le Grand servirte, und man befahl auch mir, zu serviren, und die Stelle des Herrn von Bouillon zu vertreten.“ Bassompierre.

Sonnabends am funfzehnten May wurde die Leiche des Königs geöfnet, in Gegenwart von sechs und zwanzig Aerzten oder Wundärzten, welche alle seine innern Theile so vollkommen gut beschaffen fanden, daß er nach dem Lauf der Natur wohl noch dreyßig Jahr hätte leben können. . . Sein Herz war klein aber dick und fest, und ganz zum Erstaunen gesund.“ L' Etoile. ibidem.

Nach dem Bericht der Aerzte und Wundärzte fand sich der dickste Magen, den man je gesehen hatte. Der linke Lungenflügel war ein wenig an die Ribben angewachsen. Bassompierre. ibidem.

Seine Eingeweide wurden ohne alle Ceremonie auf der Stelle nach Saint-Denis geschickt. Die Jesuiten verlangten das Herz und brachten es nach ihrer Kirche zu La Fleche. Sein Körper einbalsamirt in einem Sarg mit einer hölzernen Bahre bedeckt, und ein Stück Drap D'or darüber wurde in das Zimmer des Königs unter einen Thronhimmel gesetzt mit acht Altären auf beyden Seiten, auf denen man achtzehn Tage lang Messen las, alsdann wurde er nach Saint-Denis gebracht und s. w. Peref. ibidem.

M. s. In denselben Geschichtschreibern mehrere andere intressante Umstände so wohl von dem, was im Parlement und an verschiedenen Orten zu Paris vorgieng als von den dabey beobachteten Trauerceremonien. M. s. auch über diesem letzten Artikel die Mss. royaux, vol. 9261.

Die Memoiren aus dieser Zeit geben uns hier eine unendliche Menge von sonderbaren Bemerkungen und Anekdoten, die Ermordung Heinrichs des IV. betreffend, welche wir uns nicht enthalten können, dem Text unsrer Memoiren beyzufügen. Blos ihre Anzahl und Verschiedenheit setzen mich in Verlegenheit. Denn was die Personen betrift, auf die sie sich beziehen, die Jesuiten, den Herzog

von Epernon und mehrere der vornehmsten Herrn des Königreichs, die Marquisin von Vernuil und den Anhang, an dessen Spitze sie, wie man voraus setzt, stand, die Hausoffiziers der Königin und s. w. so wird man zugeben, daß, dieß alles ihrem Andenken nicht nachtheilig seyn kann, vielmehr ihr Intresse verlangt, keinen von diesen Zügen zu unterschlagen oder zu entstellen. Denn da alle Bemühung und Bosheit ihrer Feinde nicht im Stand war einen einzigen derselben deutlich zu erweisen, so ergiebt sich daraus, daß es eben so viel verläumderische Erfindungen müßiger und schlechter Leute sind.

Eine einzige allgemeine und auf alle anwendbare Bemerkung ist hinreichend, dieß zu beweisen, nemlich die, daß Ravaillac nie jemand anklagte oder auch nur irgend jemand von diesen Personen verdächtig machte, daß er vielmehr jederzeit behauptete: niemand habe um sein Vorhaben gewußt, und er habe es blos deswegen gefaßt, weil er habe sagen hören, der König wolle den Papst mit Krieg überziehen. Von dieser Aussage wich er nie ab. Er sprach auf der Folterbank, wie er im gütlichen Verhör gesprochen hatte. Die heftigsten Schmerzen konnten ihn nicht zu einer Veränderung seiner Aussage bringen. Er betheuerte und wiederholte auf dem Blutgerüst, er habe weder Vertraute noch Mitschuldige gehabt." Er (Ravaillac nahe daran den Geist aufzugeben) wandte sich gegen seinen Beichtvater, und bat ihn, ihm die Absolution zu ertheilen, weil es mit ihm zu Ende gehe. Als ihm der Beichtvater dieß verweigert hatte, weil er das beym Verbrechen der beleidigten Majestät im ersten Grad, so wie das seinige, nicht dürfte, so lange er seine Mitschuldige nicht angezeigt hätte, so sagte Ravaillac zu ihm: ertheilen Sie mir sie unter der Bedingung, daß das, was ich Ihnen betheuert habe, keine Mitschuldigen zu haben, wahr sey. Der Beichtvater antwortete darauf, „ich will es, unter dieser Bedingung wahrhaftig, und daß, im Fall dem nicht so sey, deine Seele beym Ausfahren aus diesem sterblichen Leibe gerade zu allen Teufeln fahre." Ich nehme sie an, und empfange sie, sagte Ravaillac, unter dieser Bedingung: und dies war das letzte Wort, was er zu den Herrn von Fillesac und Gamache sagte, welches beyde rechtschaffene Männer und von den wackersten der

Sor-

Sorbonne waren. Sehr merkwürdige Worte, da sie von allen Schriftstellern derjenige erzählt, der sich als den freyesten und giftigsten gezeigt hat. Mém. pour servir à l'Hist. de France, pag. 323.

Nach dieser entscheidenden Bemerkung fange ich mit dem an, was die Jesuiten betrift. Sie waren diejenige unter allen, welche am wenigsten geschont wurden, und welche unser Verfasser im Anfang des folgenden Buchs zuerst angreifen wird, wie wohl er sie nicht neunt. Und ich glaube, verbunden zu seyn, vor allen andern das Bekenntniß eines Mannes anzuführen, der ein großer Kritiker ist, die Societät bekanntermaßen nicht fürchtet, und niemand schont: „ich hatte die Curiosität, sagt er, zu lesen, was die Jesuiten auf die Beschuldigungen ihrer Feinde geantwortet haben, was man ihnen replicirte, und sie selbst duplicirten, und es schien mir, daß ihnen ihre Ankläger in verschiedenen Punkten im Rest blieben. Dieß läßt mich glauben, daß man ihnen vieles zur Last legt, was man nicht beweisen kann, was man aber auf Eingebung der Vorurtheile leicht glaubt. Man findet in der That nichts Gründliches oder Erwiesenes, in der Deklamation Morizots, und einer Menge anderer anonymer Schriftsteller. Bayle lettres choisies. T. I. lettre 230.

Gehn wir ins Einzelne, und untersuchen die Worte, die einem Jesuiten zugeschrieben werden, welcher zu Ravaillac sagte: Mein Freund, beschuldigt keine rechtschaffene Leute! — „Der Pater Cotton selbst gieng dahin, und sagte zu ihm: er solle sich wohl in Acht nehmen, keine Unschuldige anzugeben. Eine Rede die nicht auf die Erde fiel. Alsdann hätte er ihn auch, wo möglich, gern beredet, daß er ein Hugenot sey, indem er ihm sagte: man würde ihn nie überreden, daß einem Römischcatholischen Christen in den Sinn kommen könnte, eine so böse That zu begehen. Allein dieser machte sich über gedachten Pater Cotton, obschon er ein Jesuit war, nur lustig, so wie auch über die andern, die er scherzhaft heimschickte: ihr würdet euch sehr wundern, sagte er zu jedem, der ihn ausfragen wollte, — wenn ich sagte, daß ihr es wäret, die mich zu der That angestiftet hättten. Er sagte es nicht zum Pater Cotton. Denn so bös er auch war, hatte er doch noch einige Ge-

wissenhaftigkeit, um die Brüder der Societät nicht zu ärgern. Iournal du régne de Henri IV, année 1610.

Pierre Matthieu in seiner besondern Geschichte von dem Tod Heinrichs IV. art. 4. pag. 116. sagt: „Die Königin in der Meynung, daß dieser elende Ravaillac, wenn er dahin gebracht werden könnte, sein Verbrechen zu bereuen, offenherziger bekennen würde, was ihn dahin gebracht habe, es zu begehen, habe für gut befunden, ihn durch Doktoren und Religiosen besuchen zu lassen, welche seine Seele in eine solche Fassung setzen sollten, daß sie mehr die ewige als die zeitliche Quaalen befürchten möchte.“ — Der Pater Cotton kann von der Anzahl dieser Ordensgeistlichen gewesen seyn, der Verfasser nennt ihn aber nicht besonders, und thut keine Erwähnung von den Reden, die man ihm zuschreibt; er sagt nicht, daß dieser Pater bey seiner Anrede an Ravaillac ihn: mein Freund, genannt habe. Der Pater D'Orleans sagt übrigens nicht ein Wort von dieser Thatsache in der Lebensbeschreibung des Pater Cotton, wo es natürlich war davon zu reden, und wo er sich in Ansehung dieses Paters so sehr auf einzelne Umstände einließ, als irgend Matthieu alle Umstände von dem Tod Heinrichs des IV. behandelte.

„Man bemerkte zwey Dinge, sagt Mezerai, woraus der Leser folgern mag, was ihm beliebt: erstlich, daß, als man Ravaillac gefangen genommen hatte, man sieben bis acht Männer mit blosem Degen kommen sah, welche ganz laut sagten, man müsse ihn umbringen; sie verbargen sich aber alsbald wieder in dem Gedränge; zweytens, daß man ihn nicht sogleich ins Gefängniß, sondern unter die Hände Montigni's that und ihn zween Tage lang in dem Hotel de Rois bewachte, mit so wenig Vorsicht, daß jede Art von Leuten mit ihm sprachen, unter andern ein Ordensgeistlicher, der dem König große Verbindlichkeit hatte, und jezt zu ihm trat, ihn, mein Freund! nannte und zu ihm sagte: er sollte sich wohl hüten, rechtschaffne Leute anzugeben. Mezerai hat wahrscheinlich die erste dieser Bemerkungen, von Matthieu, welcher sagt, der Baron von Courtamer habe den Degen gegen diesen Trupp von zehn bis zwölf Männern gezogen, und sie auf diese Art genöthigt, sich im Gedränge zu verlieren. Ich sehe aber nicht, was sich aus der ersten dieser zwo von Mezerai angeführten Thatsachen folgern

ließe

ließe, auser etwa, daß Menschen von Zorn und Schmerz über den Tod des besten Königs durchdrungen, sich hinreissen ließen den Meuchelmörder in Stücke hauen zu wollen. Was die andere Thatsache betrift, so muß sie nach dem, was wir in der vorhergehenden Anmerkung davon gesagt haben, wenigstens sehr gewagt scheinen, vorausgesetzt, daß der Verfasser unter dem Ordensgeistlichen, der dem König große Verbindlichkeiten gehabt habe, auch wirklich den Pater Cotton habe verstanden wissen wollen. Endlich, wenn dieser Pater auch wirklich Ravaillac besucht, wenn er ihm gesagt hat: mein Freund gebt rechtschaffene Leute nicht an! was ließe sich denn aus einem Ausdruck der Sanftmuth und christlichen Liebe schließen, welcher an sich, weder mittelbar noch unmittelbar, etwas gehäßiges darstellt. Abr. Hist. Chron., T. 3, pag. 1450.

Gegen die Jesuiten findet sich noch folgendes an verschiedenen Stellen bey dieser Gelegenheit. Der Pater D'Aubigny, welcher Ravaillac's Beichte gehöret hatte, wurde insbesondere durch den ersten Präsidenten über das Geheimniß der Beichte befragt; er konnte aber nichts anders aus ihm bringen, außer, daß Gott, welcher einigen die Gabe der Sprachen, andern die Gabe der Weisagung, andern die Gabe der Offenbahrung u. s. w. gegeben habe, ihm die, die Beichte zu vergessen, verliehen hätte. Ueberdieß, setzte er hinzu, sind wir Ordensgeistliche, welche nicht wissen, was die Welt ist, und uns nicht darein mischen und nichts von weltlichen Dingen verstehen. Ich finde im Gegentheil, versetzte der erste Präsident, vielmehr daß ihr genug davon wißt und euch nur zu sehr in weltliche Händel mischt und wenn ihr euch nicht mehr, als ihr sagt, damit zu schaffen gemacht hättet, würde alles besser gegangen seyn. Mém. pour l'Hist. de Fr. ibid., p. 320. et 321.

Was man hier, den Pater D'Aubigny betreffend, gelesen hat, ist ohne Zweifel das stärkste von allem, was man gegen die Jesuiten vorgebracht hat. Man weiß, daß Ravaillac, welcher ausgesagt hatte, er kenne diesen Jesuiten, dem er bey der Messe assistirt habe, er habe ihm Visionen seiner zerrütteten Einbildungskraft eröffnet u. s. w, mit diesem Pater confrontirt wurde, welcher ihm aber ins Angesicht behauptete, er habe ihn nie gesehen und alles was er aussage, seyen blose Lügen. Der Mercure françois weit

glaubwürdiger, als alle bisher angeführten Schriftsteller, weil er von dieser ganzen Sache so ausführlich und pünktlich spricht, daß man sagen möchte: er habe alle Proceßakten unter den Händen gehabt, der Mercure françois sage ich, sezt, nachdem er alle Umstände dieser Confrontation angeführt hat, hinzu: " Der Pater D'Aubigny sagte zu Ravaillac, er sey ein sehr schlechter Mensch und nach einer so bösen That sollte er niemand fälschlich anklagen, sondern sich an seinen Sünden begnügen, ohne noch hunderttausend andere verursachen zu wollen. Ravaillac, erinnert, daß wenn er den Pater D'Aubigny verwerfen wolle, er es jezt thun müsse, sagte, nein, und er halte ihn für einen braven Mann, wackern Geistlichen und wolle ihm glauben. Gleicher Gestalt, sagt der gedachte d'Aubigny, als er wegen der Verwerfung erinnert wurde, unter Bedrohung, daß sie nicht mehr angenommen werden würde, wenn er es jezt nicht thäte; er wolle weiter nichts anführen, als daß er ein schlechter Kerl sey, der unverschämt lüge." Mercure Fr., ann. 1610.

Das Stillschweigen Ravaillacs auf solche Reden kann für eine Ueberführung von Verläumdung gelten. Man müßte dieß ganze Stück von dem Prozeß Ravaillacs in dem Buch selbst nachsehen. Matthieu sagt: Servin, Advokat des Königs, sey es gewesen, welcher den Pater D'Aubigny gefragt habe. Nach diesem Geschichtschreiber antwortete der Pater D'Aubigny wirklich darauf: seit er auf Verfügung seiner Obern das Predigen aufgegeben und sich blos mit Beichthören abgegeben habe, habe ihm Gott diese besondere Gnade verliehen, aus seinem Gedächtniß plötzlich alles zu verwischen, was man ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraue. Allein dieß ist auch alles, was dieser Schriftsteller davon erzählt, ohne irgend einer boshaften Gegenantwort von Seiten des Königl. Advokaten zu erwähnen, so sehr er den Jesuiten feind war, und er verdient ohne Zweifel mehr Glauben, als die mémoires pour l'histoire de France, weil er Zeitgenosse war und sich ganz vorzüglich für das Andenken Heinrichs des IV. interessirte, der ihn mit seiner Gnade beehrt hatte. Pasquier, ein großer Feind der Jesuiten, giebt ihnen hierinn gar nichts schuld, und zeigt dadurch hinlänglich, daß er sie für unschuldig hielt. Histoire de Henri IV, ibid. Lettres de Nicolas Pasquier.

„Sonn-

„Sonntag am 23. May beschuldigten der Pater Portugais, Franziskaner, nebst einigen Pfarrern von Paris unter andern die von Saint-Barthelemi und von Saint-Paul in versteckten, aber doch immer sehr verständlichen Worten die Jesuiten, daß sie Mitschuldige des Königsmords wären, indem sie sich aus ihren eignen Schriften und Büchern verdächtig machten, namentlich denen von Mariana und Becanus.... Es wurde auch vorgeschlagen, sagt ferner hierüber derselbe Schriftsteller, den Jesuiten die öffentlichen Kanzeln zu verbieten. Man begnügte sich das Buch Mariana's durch Henkers Hand verbrennen zu lassen, was auch wirklich Dienstags am 8 Jun. vor der Kirche Unsrer Lieben Frauen geschah. Dieß Buch behauptet geradezu die Rechtmäßigkeit der That des Bruder Clement und wurde in doppeltem Format gedruckt; einmal in klein Folio, das anderemal in Octav. Im ersten nennt er diesen Bruder aeternum Galliae decus. welche drey Worte in dem andern, das ich besitze, weggelassen sind. Mém. pour l'histoire de Fr. ibid. p. 325.

Wenn alle Schriftsteller, welche in Grundsätzen eines Mariana und Becanus geschrieben haben, beschuldigt werden sollten, zu dem Tod des Königs beygetragen zu haben, so müßte man Jean Petit, Doktor der Sorbonne, dessen Grundsätze die Kostnitzer Kirchenversammlung verworfen hat, dem berühmten Johann Gerson, Jacob Almain, Richer, Johann Boucher, aus demselben Haus und Orden, den Prozeß machen. Weiß man etwa nicht, daß die Sorbonne sich ausserordentlich versammelte, um zur Seligsprechung Jacob Clements, Mörders Heinrichs des III. zu schreiten, und daß unter so vielen versammleten Doktoren keiner sich diesem Vorhaben widersetzte, außer dem einzigen Poitevin? Ein wütender Haß verfinsterte in diesen unglücklichen Zeiten die richtigsten Einsichten und so empörend auch die Lehre ist, daß es bisweilen erlaubt sey, Könige zu ermorden, so sehr sie auch der Schrift und Vernunft zuwider läuft, so war sie doch zur Schande der Vernunft und Religion die herschende Lehre. Mariana, ein spanischer Jesuit, behauptet in einem Buch unter dem Titel: De rege et regis institutione, wirklich, daß es bisweilen erlaubt sey, Tyrannen zu tödten, wiewohl er übrigens lehrt, daß kein rechtmäßiger Fürst durch einen Privatmann eigenmächtiger Weise getödtet werden könne. Die Feinde der Jesuiten behaupteten, Ravaillac ha-

be daraus seine ersten Grundsätze geschöpft, die er nur zu sehr in Ausübung gebracht habe. Indessen ist doch gewiß, daß er das Buch, das er gar nicht kannte, nie gelesen hatte, und daß er nicht genug Latein verstand um es lesen zu können. Allein die Leidenschaft überlegt das alles nicht. Um zu verhindern, daß die Verwegenheit einiger Schriftsteller in der Folge dem Jesuiten Orden nicht gleiche Händel zuziehen möchte, verbot der Pater Aquaviva unterm 8. July bey Strafe der Excommunication und der Suspension von den geweyhten Aemtern, allen Untergebenen der Societät, nichts zu sagen oder zu schreiben, was auf irgend eine Art und unter irgend einem Vorwand die Ermordung der Könige gut heißen könne, welche das Gesetz des Herrn, sagte er, zu ehren und hoch zu halten befiehlt, als geheiligte Personen, welche die Hand des Herrn auf den Thron gesetzt hat. Mém. Chr. et Dogm. t. 1, p. 115. et suiv.

Was hier von Mariana gesagt wird, paßt eben so gut auf Becanus und ich sehe eigentlich nur eine einzige seiner Beschuldigungen so entschieden, daß sie einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Dies ist die, welche man aus dem Buch dieses Spanischen Jesuiten nimmt, das von dem Parlament, als fähig die Unterthanen gegen ihre Fürsten zu bewaffnen verdammt wurde. Was läßt sich aber überhaupt gegen die Jesuiten in Frankreich und in Ansehung einer Thatsache aus dem Buch eines Fremden schließen, das schon im Jahr 1606. durch die Jesuiten selbst als höchst verderblich verdammt wurde?

Da der Pater Cotton sich mit Genehmigung der Königin, welche ihn mit dem Abt Du Bois, einem erklärtem Feind von ihm und den Jesuiten, auszusöhnen wünschte, in Conferenz eingelassen hatte, und sie fünf ganzer Stunden in der Wohnung des Herrn Civillieutenants bey einander geblieben waren, ohne mit einander einig werden zu können, fragte endlich der gedachte Pater Cotton um ihn zu überraschen: ob er wohl denke, daß die Jesuiten den vorigen König hätten umbringen lassen, und ob er glaube, daß er ihn getödet habe? Nein, antwortete ihm der Abt Du Bois, denn wenn ich es glaubte, so würde ich Ihnen den Augenblick (wobey er einen derben Abtsfluch ausstieß) nach der Gurgel fahren und Sie erdrosseln und zu diesem Fenster hinausstürzen. Alsdann fragte er ihn, ob die Jesuiten keine Katholiken wären? wie der

Teufel

Teufel, sagt er. Journ du régne de Henri IV, par P. l'Etoile, p. 233.

Es war ein Hader an diesem Tag (Dienstags den 25. May) zwischen den Herrn von Lomenie und dem Pater Cotton im vollen Staatsrath, zu welchen Lomenie sagte: er und die Societät der Jesuiten haben warlich den König getödet. Und als darauf die vom Staatsrath zu ihm sagten: Er möchte sich etwas mäßigen, so antwortete er, sein Schmerz über den Tod seines allzuguten Herrn könnte ihn wohl ein wenig hitzig im Reden machen, er rede aber nur in Gegenwart der Königin. Zu gleicher Zeit hatte Beringhen Streit mit De Lorme, erstem Arzt der Königin, welcher die Jesuiten vertheidigte und sagte ihm eben so viel. Ibidem. pag. 260.

Ist es wohl zu verwundern, daß man in der Heftigkeit und im Zorn in Augenblicken, wo man sich durch seine Feindschaften, seine Vorurtheile hinreißen läßt, in Stichelreden und in Beleidigungen ausbricht, die man nicht beweisen könnte? Man behauptet da vieles, was man selbst nicht glaubt und innerlich selbst mißbilligt, wenn man wieder ruhig ist.

Jean Du Bois Abt von Beaulieu war kurz darauf genöthigt worden, aus dem Reich zu weichen, und wurde zu Rom angehalten, und zur Untersuchung gezogen auf Ansuchen der Jesuiten, oder vielleicht auch des Generalprocurators der Cölestiner. Denn er war erst Cölestiner gewesen, und man will wissen, daß er diesen Orden verlassen habe, ohne Rechnung von den Geldern abzulegen, die er unter den Händen gehabt hatte. Nachher hatte er die Waffen geführt und sich im Dienst Heinrichs des III. ausgezeichnet, welcher ihn den Kaiser der Mönche nannte. Hierauf nahm er den geistlichen Habit wieder, und machte sich durch seine Predigten berühmt. Wie dem auch sey, er wurde bis ins Jahr 1626 im Gefängniß gehalten, in welchem Jahr er starb, wenige Tage, nachdem ihm der Pabst Gregor XV. die Freyheit wiedergegeben hatte. Mém. pour l'hist. de Fr. Mercure Fr. et Moreri.

L'Etoile läßt La Varenne den Jesuiten etwas sehr sonderbares sagen, bey seiner Rückkunft von La Fleche, wohin er sie bey der Ceremonie der Ueberbringung des Herzens

Heinrichs IV. in die Kirche dieser Väter, begleitet hatte. Nachdem er sie alle, an der Zahl vier und zwanzig, zu Mittag gespeißt hatte, sagt er ihnen, nach andern schon sehr starken Reden noch folgendes: Uebrigens will ich Ihnen nicht verbergen, daß hier ein sehr böses und heimliches Gerücht geht, das mir zu Ohren gekommen ist, und daß man mich wollte glauben machen, es wären unter Ihnen einige Begünstiger und Mitschuldige des unglücklichen Streichs und Meuchelmords am hochseligen König. Ich habe nichts davon geglaubt; findet sichs aber, daß ich etwas davon entdecke, so erkläre ich Ihnen, daß ich Sie alle nach einander auffangen und in meinem Pferdestall erdrosseln lassen werde. Das war die Rede La Varennes zu den Jesuiten, aber es ist wohl Zeit sagte man, den Stall zuzumachen, wenn die Kuh hinaus ist." Ibidem pag. 176.

Da diese Rede La Varennes sich nicht in den guten Schriftstellern seiner Zeit findet, so hat man sie als eines jener aus der Luft gegriffenen Mährchen anzusehen, welche nur den Pöbel belustigen, und seine Vorurtheile gegen einen Feind befriedigen können, welchem alles, was seiner Leidenschaft schmeichelt, für Vernunft und Wahrheit gilt.

Derselbe Verfasser, indem er von dem Prevot der Marechaussee von Pluviers redet, sagt, er habe zween Söhne unter den Jesuiten gehabt, und will dabey, daß man gegen diese Väter daraus so viel folgern soll, als wären sie Mitschuldige gewesen. Allein es ist in die Augen fallend, daß man weder schlechter raisonniren noch schlechter schliessen kann, als dieser Schriftsteller in Ansehung des Prevot von Pluviers. Hätten sich auch die Jesuiten mit ihm verstanden, weil er zween Söhne zu Jesuiten hatte, so würde daraus doch noch nicht folgen, daß sie zu dem Verbrechen Ravaillacs mit gewirkt hätten, wenn man nicht bewiese, was ohnmöglich bewiesen werden kann, daß jener sich aus Furcht gehängt habe, deswegen der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, weil er vereint mit den Jesuiten daran gearbeitet hätte, Ravaillac zu seinem abscheulichen Unternehmen zu verleiten. Allein diese schreckliche Verläumdung wird durch den Mercure François gründlich widerlegt. Nach der vorangeschickten Bemerkung, daß alles, was gegen sie hierüber vorgebracht wird, aus dem Anti-Cotton, dem remerciment

des beurrières und andern dergleichen Flugschriften genommen ist, sagte er, „sie sollten in ihren Satyren besser mit einander übereinstimmen, da sie doch alle aus einer Bude kommen.“ Von diesen zwey Büchern wurde das erste in der Mitte des Septembers und das andere zu Ende des Octobers gedruckt, und doch hat man jederzeit dafür gehalten, dieser Prevot habe sich gehängt, weil man bey ihm Stempel gefunden habe, und er ein Falschmünzer gewesen sey, und wegen anderer peinlichen Verbrechen, wegen deren er dem Tod nicht entgehen konnte; nicht aber wegen der obgedachten Beschuldigung, von der man weis, daß sie ihm durch seine Feinde zugezogen worden war u. s. w. Merc. Franç. ann. 1610.

Diese Bemerkung, daß man zu der Zeit nichts gegen die Jesuiten anführte, was nicht aus ganz verächtlichen Pasquillen genommen gewesen wäre, könnte schon allein eine vortrefliche Antwort auf alle andere Verläumdungen dieser Art abgeben, und man wird daran nicht zweifeln, wenn man vollends gesehen hat, was einem der wütendsten Gegner dieser Societät vielleicht nur aus Uebereilung entfiel. „Der Anti-Jesuit, sagt er, erschien damals, und ausser Injurien darf man nichts darinn suchen. Der Verfasser ist Bonestat, ein junger Mensch: der Faktor von La Guillemot wurde darüber in Verhaft genommen. Es erschien auch das Catholicon von Saumur. Etwas mittelmäßiges! Lettre ibid.

La Barilliere, der ein wenig frey im Reden ist, begegnete zween Jesuiten: meine Herren, sagte er zu Ihnen, ich glaube Sie sind Jesuiten, es ist ein Kaufmann von Chatellerant da, der gute Messer führt, und von allen Sorten, ich weis nicht, ob nicht etwa eins für Sie darunter seyn möchte.“ Das ist aber kein Beweis, sondern ein Bonmot, das gefallen kann, nicht sowohl weil es wahr ist, als wegen der boshaften und scherzhaften Wendung, die es gefällig machen kann.“ Mém. pour l' hist. de France ibid. p. 353.

Divray, Hofgreffier, sagte am folgenden Tag zu einem meiner Freunde, als man dieses Frauenzimmer (La Coman, von welcher oben die Rede gewesen ist) von den Herrn wieder zurück führte, habe sie zu ihm gesagt: Ich habe

habe in der Beichte den Jesuiten alles entdeckt, was ich von diesem Anschlage wußte, sie haben mich aber beschworen, nichts davon zu sagen.„ Warum hatte diese Rede der Coman keine Folge in Ansehung der Jesuiten? warum reden die guten Schriftsteller, welche doch ganz ausführlich sind, nichts davon? Ibid. p. 358.

Nicht schwerer ist es, folgendes, was gegen verschiedene andere obengedachte Personen angeführt wird, zu widerlegen. Es führt sogar seine Widerlegung mit sich, indem es Personen, die nicht nur in keiner Verbindung aus Freundschaft oder Interesse mit einander standen, sondern auch erklärte, und dafür allgemein bekannte Feinde in Einer Anklage mit einander betreffen, nemlich die Königin, die Marquisin von Verneuil und ihre Anhänger. Wir glauben daher uns füglich aller Anmerkungen bey diesen Angaben enthalten zu können, welche nur unnützer Weise diese Noten vergrößern würden, und welche jeder einsichtsvolle Leser von selbst machen wird.

„Sonntags vor dem Freytag, an welchem der König ermordet wurde, welches der 9. May war, begegnete dieser Soldat (ein nichtswürdiger Kerl, welcher Priester gewesen war, sagt der Verfasser einige Zeilen zuvor,) vor dem Sanct Antons Thor auf dem Weg von Charenton der Wittwe des Kapitains Saint Matthieu eines Hugenotten. Da er sie erkannt hatte, und sie ihn, trat er zu ihr und fragte sie nach einigen Reden: ob sie noch immer zu Paris wäre. Sie sagte zu ihm: ja. Und was machen Sie denn da alles? fragte der andere. Was ich da mache? sagte sie, o! ich habe da ein Last Geschäfte. . . Meiner Treu, sagte er, es giebt weder Prozeß noch Geschäfte, die ich nicht stehn und liegen ließe, wenn ich wäre, wie Sie; ich wollte, um des Guten willen, das ich Ihnen wünsche, daß Sie weit davon wären. Warum? sagte sie. Darum sagte er, weil, ehe acht Tage ins Land kommen, zu fürchten steht, daß es so tolles Zeug in Paris setzen wird, daß der glücklich zu schätzen ist, wer sich weit davon befindet; und was mich betrift, so rathe ich Ihnen als Freund sich je eher je lieber davon zu machen; glauben Sie mir es nur aufs Wort.“ Da sie bis zum Eingang der Kirche gekommen waren, wo die Predigt noch nicht angegangen war, fängt der Soldat an, zu ihr zu sagen,

er wolle ihre Predigt nicht hören, wohl aber, setzte er mit Lachen hinzu, die Verfassung ihrer Garden betrachten, welche eine Menge Arme sind, die in zwo Reihen auf beyden Seiten am Eingang der Kirche stehen. Nachdem er sie betrachtet hatte, sagte er zu dieser Frau, das sind die großen Schlingel und Lumpenhunde, die wir zu Paris an unsern Kirchthüren zu sehen gewohnt sind. Sehen Sie nicht, sagte er, diese Soldaten unter ihnen? es ist kein einziger darunter, den ich nicht kennte: es sind alle Räuber, aber unter den andern bemerke ich vier dort, welche für vier schlimme Streiche bestimmt sind: allein den ärgsten und frechsten von allen sehe ich nicht hier, das wundert mich; damit nahm er Abschied von dieser Frau. Als der Freytag herangekommen war, an welchem der König ermordet wurde, fielen dieser Frau die Reden dieses Soldaten wieder ein, und am Sonntag darauf, da sie unschlüßig war, ob sie nach Charenton gehen sollte, faßte sie sich doch ein Herz, als sie hörte, daß andre schon Bahn dahin gemacht hätten. Unterwegs begegnete sie abermals ihrem Soldaten, zu dem sie ganz erstaunt sagte: ich glaube, Er ist ein Prophet, ich werde Jhm ein andermal glauben: allein dießmal sind wir Gottlob noch mit der Furcht davon gekommen. O das ist noch nichts, sagte der Soldat zu ihr, das Stückchen ist noch nicht zu Ende, es sind noch andere Streiche zurück,* die auf diesen folgen, eben so schlimm und noch gefährlicher, und doch, wenn Sie mir glauben wollen, wie Sie sagen, so werden Sie nicht anders, als sehr weislich handeln, wenn Sie sich je eher je lieber davon machen. . . Sie benachrichtigte unverzüglich die Minister davon, unter andern Herrn Durand, welcher ihr sogleich durch Hülfe eines seiner Freunde bey Herrn Defunctis Zutritt verschafte. Nachdem sie dieser angehört, und von ihr den Aufenthalt des Gesellen und die Stunde, da er zutreffen wäre, vernommen hatte, begab er sich um zehn Uhr Abends so zur rechten Zeit dahin, daß er weiter nichts brauchte als ihn mitgehen zu heißen, was er auch that, worauf er ihn in Sicherheit brachte. Da diese Geschichte wahr ist, so hofte man von ihr gar viel für die endliche Entdeckung einer so unglücklichen und abscheulichen Unternehmung, wenn das schlechte Betragen, das man dabey zum großen Verdruß aller rechtschaffenen Leute beobachtet, nicht alle Früchte und Wir-

kungen

kungen davon vereitelt. Denn, nachdem was man davon hört, scheint es, als ob wir befürchteten, uns all zu genau und streng bey der Untersuchung eines Verbrechens zu zeigen, des schändlichsten und unmenschlichsten, das für diesen Staat wichtiger ist, als kein anderes, das seit mehr als tausend Jahren in Europa begangen wurde. Journal de l' Etoile, page 150. et suiv.

Dienstag am 18. berathschlagte der versammelte Gerichtshof über die bey dem Prozeß und der Verurtheilung dieses verabscheuungswürdigen Majestätsverbrechers und Königsmörders Franz Ravaillac zu beobachtende Formalien und Proceduren, und besonders über die ausserordentlichsten und grausamsten Quaalen und Torturen für diesen Elenden. . . Es wurde bey dieser Versammlung beschlossen, sich bey diesem ausserordentlichen Vorfall auch ausserordentlicher und selbst fremder Foltern zu bedienen. . . Es wurde unter andern die von Genf vorgeschlagen, die Barathe oder das Butterfaß genannt, was eine so quälende und grausame Folter ist, daß man sagt, es hätte sie noch niemand ausgehalten ohne dadurch zum Geständniß gezwungen zu werden. Die Meynungen darüber fanden sich sehr getheilt, die einen, welche die besten und ältesten waren, waren dafür, die andern schwammen zwischen zwey Wassern, waren wankend in ihren Meynungen und thaten nichts brauchbares. . . . Da also die meisten von diesen, welche sich auf nichts verstanden, als nach dem Sack und dem Geld zu trachten, in mitiorem gestimmt hatten, so gieng ihre Meynung dießmal durch Stimmenmehrheit durch. Ibid. pag. 154.

„Nach besagtem Parlementsschluß wurde er wegen Entdeckung seiner Mitschuldigen mit den Spanischen Stiefeln gefoltert. Was dabey vorgieng, blieb Geheimniß des Hofes." Merc. Fr. ann. 1610. fol. 454.

„Da ein schlechter Kerl den Ravaillaç ganz laut gelobt, und den Seligen König öffentlich verlästert und gesagt hatte: dies sey ein erwünschter Todesfall, so wurde er ergriffen und nach Paris gebracht. Das Verhör, so wie auch das des Maçon, wurde vor dem Herrn Kanzler angestellt und blieb im Sack. Man hörte nachher weder von dem einen noch dem andern mehr reden, um die Sache

den

den Gang Rechtens gehen zu lassen." Mém. pour l'hist. de Fr. tom. 2, pag. 324.

Da dieser Mörder zur Richtstatt gekommen war, und sich auf dem Punkt sah, zerrissen zu werden, und ein gewisser Mensch, welcher bey dem Schaffot war, von seinem Pferd stieg, um es für ein anderes, abgemergeltes herzugeben, damit es besser ziehen möchte, sagte er: man hat mich sehr betrogen, als man mich beredete, meine That würde von dem Volk wohl aufgenommen werden, denn es giebt ja selbst noch die Pferde dazu her, um mich zu zerreissen. — Ein Beweis, setzt der Verfasser am Rand hinzu, daß er zu dieser verruchten That angestiftet worden war, und Mitschuldige hatte. Ib. p. 223.

Hier noch etwas dem Prevot von Pluviers betreffend. Der Prevot von Pluviers oder Petiviers einer Stadt in Beauce zwo Tagreisen von Paris, wurde angegeben, daß er an dem Tag, an welchen der König getödet wurde, gesagt habe: Heute wird der König getödtet oder verwundet, und als man ihn gefangen nach Paris gebracht hatte, fand man ihn in dem Gefängniß todt und erdrosselt mit seinen Hosennesteln. Er wurde am 19 Juny auf dem Greveplatz an den Beinen aufgehängt. Merc. Fr. ann. 1610. fol. 493.

L' Etoile, nachdem er eben dieß erzählt hatte, setzt noch folgendes hinzu: „Dieser übel berüchtigte und überall verrufene Mensch (welcher zween Söhne unter den Jesuiten hatte) allgemein als ein sehr schlechter Diener des Königs bekannt (allein als ein sehr guter des Hauses Entragues und der Marquisin von Verneuil) übrigens im Land für einen Jauner und Leuteschinder gehalten, wurde angegeben und angeklagt, durch gute Bewahrheitung von Zeugen, daß er in Pluviers, als er in einem Garten Kegel spielte, oder dem Kegelspiel zusah, genau zur Stunde, da der König ermordet wurde, gesagt habe: „der König ist umgebracht worden, und in dieser Stunde gestorben, ihr könnt mirs glauben." Und einige Tage zuvor hatte er eben diese oder eine ähnlige Sprache geführt: worauf man übrigens nicht groß achtete, bis der Erfolg des Unglücks glauben machte, der Hurenjäger habe wirklich um die Unternehmung gewußt, und sey einer der

Mit-

Mitschuldigen des elenden Meuchelmörders; so daß er, nachdem man ihm aufgepaßt, und in aller Geschwindigkeit nach ihm ausgeschickt hatte, endlich erwischt und gefangen nach Paris in das Gefängniß des Palasts gebracht wurde, wo man mit Schrecken ihn kurz darauf todt fand. Man sagte, er habe sich mit seinen Hosennesteln erdrosselt. Seines Todes ungeachtet, machte ihm doch das Parlement seinen doppelten Criminalprozeß, auch als Majestätsverbrecher: allein . . . am Ende . . . ein todter Mensch spricht nicht mehr (und das wars was man wollte). Denn wenn er gesprochen hätte, hätte er für die Ehre und den Vortheil mancher Personen, die man nicht böse machen wollte, leicht zu viel sagen mögen. Daher war man der Meynung jener Plattfüße von Beauceron, welche überall zu Pluviers und in der Gegend umhergehen, und sagen: du lieber Gott! wie kömmt der Tod dieses bösen Menschen so recht für den Herrn D'Entragues, seine Tochter die Marquisin von Verneuil, und sein ganzes Haus! — Man fand bey diesem Elenden einen Handwerkszeug zum Falschmünzen, und ein eben dazu dienendes Instrument, das sie die Stute (eine Münzpresse) nennen, deren sich dieser Mensch, der im Ruf stand sich damit abzugeben, bediente, wie man glaubte: man fand aber, daß es ein Ding war, mit dem man die stärksten eisernen Riegel und Gitter, wie die der Bastille erbrechen konnte, um den Grafen von Auvergne daraus zu befreyen." Journal du regne de Henri IV. p. 183.

„Die Königinn schickte nach dem Arzt Duret, dem Mann, den der König unter allen Menschen am wenigsten leiden konnte, den er nicht einmal sehen wollte, und auch der Königinn sogar verboten hatte, ihn zu brauchen; diesen behielt sie zu ihrem Leibarzt und Rath, mit gutem Gehalt; alles Concini zu lieb, von dem man sagte, er ertrage den Tod des Königs sehr gefaßt." Und auf dem Rand steht: „man war überzeugt, daß er und seine Frau sehr viel zu dem Tod des Königs beygetragen hatten." Mem. pour l'hist. du Fr. T. III. p. 309.

„Sonntags am 30. Jänner wurde die Marquisin von Verneuil über die Aussagen der Coman von dem ersten Präsidenten von 1. bis 5. Uhr nach Mittag vernommen, in dessen Behausung, wohin er sie zum Verhör vorgeladen hatte."

hatte." Am Rand steht: „Henriette de Balzac D' Entragues, Maitresse des Königs, Heinrichs IV. Sie wurde von der Demoiselle D' Escoman angegeben, und darauf doch nur durch ein bloßes Assigné ins Verhör beschieden, wiewohl es Königsmord und Verbrechen der beleidigten Majestät im ersten Grad betraf. Ib. p. 358.

„Am folgenden Tag schickte die Königinn einen Hofjunker an ihn (den ersten Präsidenten) um ihn zu bitten, sie wissen zu lassen, was er von diesem Prozeß halte; worauf der gute Mann antwortete: Sagen Sie der Königinn, Gott habe mich für dieß Jahrhundert aufgespart, um da noch so erstaunende Dinge zu sehen und zu hören, als ich mein Lebetage noch nicht gehört und gesehen habe." — Als einer seiner und meiner Freunde zu ihm sagte, viele wären der Meynung: diese Demoiselle rede bey ihren Beschuldigungen so vieler und selbst der vornehmsten Leute im Reich, unbedachtsam und ohne Beweise, richtete dieser gute Mann Augen und Arme gen Himmel, und sagte: Ach nur zu viel, nur zu viel! Ibid.

„Der Herr von Epernon, welcher am stärksten bey dieser Sache interessirt war, hitzig gegen dieß Frauenzimmer rechtete, um sie zum Tod verurtheilen zu lassen, und gewöhnlich in dieser Absicht ins Conseil zu Herrn Seguier gieng, besuchte einst den ersten Präsidenten, um Nachrichten deswegen von ihm einzuziehen. Allein dieser Mann wies ihn mit seiner gewöhnlichen Gravität und seinem zurückstossenden Wesen, kurz ab, indem er sagte: ich bin nicht Ihr Referent, sondern Ihr Richter. Und als gedachter Herr ihm erklärt hatte: er frage ihn blos als Freund; sagte er: ich weiß von keinen Freunden; ich werde Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen; begnügen Sie sich damit. — Der Herr Herzog von Epernon gieng sehr mißvergnügt weg, und beklagte sich darüber bey der Königinn, worauf sie sogleich jemand an den Präsidenten schickte, und ihm sagen ließ: Sie hätte vernommen, daß er dem Herrn von Epernon übel begegne, und bäte ihn, denselben künftig freundlicher zu behandeln, wie es einem Herrn von dessen Stand und Verdienst zukomme. Darauf gab der Präsident zur Antwort: seit funfzig Jahren bin ich Richter, und seit dreyßig habe ich die Ehre an der Spitze des hohen Pairgerichts dieses Reichs zu stehen;

 aber

aber noch nie habe ich einen Herrn Herzog, Pair oder von welchem hohem Rang er seyn mochte, gesehen, der des Majestätsverbrechens wegen, wie der Herr von Epernon, angeklagt, seine Richter ganz gestiefelt und gespornt mit einem Degen an der Seite, besucht hätte. Ermangeln Sie nicht, dieß der Königinn zu melden." — Dies hieß als erster Präsident gesprochen, und ich würde es nicht hier aufgezeichnet haben, wenn ich es nicht mit Zuverlässigkeit wüßte.

„Fragt man mich, welches die Teufel und Furien waren, welche ihm einen so verdammlichen Gedanken eingaben, und ihn zur Ausführung seines schändlichen Vorhabens trieben: so antwortet die Geschichte, sie wisse nichts davon. Und in einer so wichtigen Sache ist es nichtig, Argwohn und Muthmasungen für ausgemachte Wahrheiten auszugeben. Die Richter selbst, welche ihn verhörten, wagtens nicht, den Mund davon zu öffnen, und sprachen nie anders als blos mit den Achseln davon." Péréfixe Histoire de Henri le Grand, III. P. p. 410.

Der Fortsetzer der lateinischen Geschichte des Herrn de Thou sagt: es seyen hierüber zwo verschiedene Meynungen vorhanden gewesen. Nach ihm waren die einen überzeugt, daß die Ermordung Heinrichs das Werk einiger Großen im Reich gewesen sey, die er nicht namhaft macht, und die diesen Herrn ihrer alten Rache aufopferten. Die andern glaubten: Spanien habe diesen Streich ausführen lassen, durch seine Anhänger im Reich. Eben dieser Schriftsteller setzt hinzu, diese letztere Meynung sey auch die des Präsidenten de Thou, und der klügsten Köpfe im Parlement. Er spricht noch nebst vielen andern, von Briefen von Brüssel, Antwerpen, Mecheln, Herzogenbusch, noch vor dem 15. May geschrieben, welche anzeigten, daß es das allgemeine Gerücht in diesen Provinzen sey: Heinrich sey ermordet. Nic. Rigault ann. 1610. T. VI. p. 492.

Die so eben angeführte Stelle bey l'Etoile p. 150. gesetzt, daß man sich irgend auf diese Autorität verlassen kann, würde eine dritte Meynung zulassen, daß nämlich das Complot oder vielmehr alle diese verschiedenen Complots auf eine Empörung, und selbst auf eine Art von

Bar-

Bartholomäusnacht in Paris hinauslaufen sollten, und daß die Ausführung blos darum unterblieb, weil die Verschwornen, sobald sie ihren Hauptzweck erreicht hatten, und den König tod sahen, es für unnütz hielten, die Sachen noch weiter zu treiben.

Ich kann nicht umhin, hier von einigen Piecen zu reden, die man in dem Tome IV. des Journal de l'Etoile, der neuen Auflage unter dem Titel piéces justificatives findet. Einige betreffen die Sache und den Proceß der Coman und enthalten nichts oder doch sehr wenig mehr, als wir schon angeführt haben. Hier die andern.

Die erste ist eine Handschrift, welche der Verfasser in dem Kabinet des ungefehr im Jahr 1631. in den Niederlanden verstorbenen Herzogs von Aumale (Karl von Lothringen, zweyter Sohn des Claudius) gefunden zu haben behauptet. Diese Handschrift, welche den Jesuiten und dem, obschon damals gefangen sitzenden, Grafen von Auvergne sehr viel zur Last legt, sagt: daß der Herzog von Epernon, der in dem Wagen des Königs saß, „als er den König tödlich verwundet sah, ihm, das sind seine eignen Worte, einen Messerstich in die Seite gab, um sein Leben desto geschwinder abzukürzen. Der Herzog von Montbazon sah zwar diesen Stich, wie ihn Epernon that: allein er hütete sich wohl, etwas davon zu sagen, als Theilhaber an diesem Meuchelmord."

Die andere dieser Piecen führt den Titel: Rencontre du duc d'Epernon et de François Ravaillac. Es wird darinn behauptet, dieser Herzog habe sich zu Angouleme den Ravaillac und zween andre von dessen Mitschuldigen vorstellen lassen. Er und der Pater Cotton haben ihn zugeredet, Heinrich zu ermorden, und zwar deswegen, weil er ein Feind des Papsts, des Königs von Spanien und der katholischen Religion sey, welche er in Europa abzuschaffen vorhabe. Nachdem sie sich hierauf eidlich dazu verbindlich gemacht, und das heil. Abendmahl aus den Händen des Pater Cotton empfangen hatten, gab man jedem zwey hundert Thaler. Alsdann wären sie nach Paris gezogen, und weil sie da lange Zeit zugebracht, ohne eine bequeme Gelegenheit zur Ausführung ihrer Unternehmung finden zu können, hätten sie sich jeder noch hundert Thaler

ler von Epernon geben lassen. „Endlich im Augenblick des Mords, fieng der Herzog von Epernon, wie er gedachtem Ravaillac gesagt hatte, an, den König mit Reden zu unterhalten, und nun fiel der niederträchtige Ravaillac den König an, und versetzte ihm einen Stich mit dem Messer; allein, da der Herzog sah, daß es nichts that, und der König ausrief, er sey verwundet, gab er ihm ein Zeichen noch einmal zu stossen. Hierauf tödete dieser Elende den König, durch einen zweyten Stich ins Herz.“ — Alle diese Beschuldigungen, welche nur von verächtlichen Schandschriften herkommen, brauchen es noch weniger als die vorhergehenden, daß man sich mit einem Beweis ihrer Falschheit aufhält. M. s. den Brief von Basquier an Monac, wo der Herzog von Epernon gerechtfertigt wird. pag. 436.

Die andern Piecen betreffen die Sache des Pierre du Jardin, unter den Namen Kapitain de la Garde bekannt, von dem wir noch nicht Gelegenheit hatten zu reden. Sie berichten uns von ihm folgendes. Du Jardin war von Rouen. Er diente erst in dem Regiment Garde; nachher unter der leichten Reuterey. Von da gieng er nach Provence, wo er von dem Herzog von Guise im Dienst des Königs gebraucht wurde. Der Marschall von Biron kannte ihn, als er noch leichter Reuter unter dem Herrn von Les Diguieres war, und zog ihn wegen seiner Herzhaftigkeit an sich. Nach dem Frieden mit Savoien gieng er in Venetianische Dienste, bis zur Ausgleichung der Republik mit dem Papst; nachher gieng er nach Teutschland und diente unter dem Herzog von Mercoeur. Er kam wieder nach Venedig, von wo er, nach einem kurzen Aufenthalt zu Florenz und Rom, nach Neapel gieng. Hier hatte er Gelegenheit mit einem flüchtigen Liguisten, Namens la Bruyere, bekannt zu werden, durch den er einem Jesuiten, Pater-Alagon, vorgestellt wurde, einem Onkel des Herzogs von Lermo, Günstlings des Königs von Spanien. Dieser Jesuite wollte sich eines so braven Mannes zu dem vorhabenden Projekt, Heinrich dem IV. das Leben zu nehmen, bedienen, und brachte ihn in Verbindung mit Hebert, dem oben gedachten Sekretair des Marschalls von Biron, mit Louis d' Aix, dessen ebenfalls oben bei der Bezwingung von Marseille gedacht worden ist, und mit einem

andern

andern Provencalen, Namens Roux; alle drey geflüchtete Franzosen.

Bey einer ihrer Lustbarkeiten stellte man ihnen Ravaillac vor, der seine Absichten gar nicht vor ihnen verborgen hielt, und sagte, er bringe einen Brief von dem Herzog von Epernon, an den Vicekönig von Neapel. Als la Garde hinlänglich Erkundigung eingezogen hatte, gieng er zu dem französischen Gesandten zu Venedig, Zamet, und erösnete ihm alles, was er entdeckt hatte. Dieser schrieb es sogleich dem Herrn von Breves, unsern Gesandten zu Rom, und seinem Bruder Zamet zu Paris. Breves gab des la Garde Briefe an Herrn von Villeroy, mit denen er in dem Gefolge des Herzogs von Nevers nach Paris zurückkam, welcher ihn Sr. Majestät zu Fontainebleau vorstellte. Heinrich befahl diesem Officier, den Herrn Kron Grosmarschall von Polen seines Interesses wegen nach Teutschland zu begleiten, und sagte ihm: er habe Maasregeln genommen, welche das Vorhaben Seiner Feinde gegen Seine Person vereiteln würden. Als La Garde mit sehr wichtigen Aufträgen vom Kron-Grosmarschall von Polen nach Frankreich zurück wollte, erfuhr er zu Frankfurt den Tod des Königs, und begab sich krank nach Metz, von wo er dem Marschall de la Chatre zu der Jutchischen Expedition folgte. Als er nach dem Frieden nach Frankreich zurück kam, wurde er bey dem Dorfe Fize von bewafneten Leuten angefallen, welche ihn niederstachen und für tod in einem Graben liegen ließen. Er erreichte kümmerlich Mezieres, wo der Herzog von Nevers war, der ihn nach Paris führen ließ, wo er auf eine dem König überreichte Bittschrift die Stelle eines Biergeneralcontroleurs zu Paris, erhielt. Allein als er sichs am wenigsten versah, ergriff man ihn und warf ihn ins Gefängniß. Ehe sein Urtheil erfolgte, das nicht anders als günstig für ihn ausfallen konnte, weil die Richter nichts an ihm fanden, das ihn gravirt hätte, holte ihn ein Gefreiter aus dem Gefängniß, und stellte ihm ein Dekret auf sechshundert Pfund Pension, und seine Provisionen als Biercontroleur von Paris zu. Er begab sich, wie es scheint, nach Rouen, und starb daselbst.

Ein andrer noch neuerer Schriftsteller, der die fünf Verhöre Ravaillacs aus dem 192 Band der königlichen

Handschriften wieder ergänzte (denn der Mercure François hat nur die vorletzten, im Auszug und ganz historisch, und sagt nichts von dem ersten) glaubte darinn Beweise zu finden, daß der Malefikant seinen Richter zu betrügen suchte, und nicht alles sagte, und daß seine Richter ihrer Seits sich davor zu fürchten schienen, ihn zu fragen, wie er den Herzog von Epernon gekannt habe. Er zweifelt ferner nicht, daß Ravaillac würklich in Italien gewesen sey, wiewohl er es standhaft leugnete. Die Proceßakten der Coman und des Capitain la Garde scheinen ihm hinreichend, um daraus zu behaupten, das mörderische Complot sey im Jahr 1608. zu Neapel geschmiedet worden, und man habe zu gleicher Zeit in Italien, Spanien, Flandern und Frankreich daran gearbeitet. Dazu setzt er noch, der Herzog von Epernon und die Marquisin von Verneuil haben in dieser Absicht verschiedene Zusammenkünfte zu Saint Jean De Greve gehalten. Man habe aus ihrem eignen Mund etwas von ihrem Projekt gehört, und es Heinrich IV. selbst hinterbracht; er habe aber, aus Verblendung oder übertriebener Güte, diese Warnung in den Wind geschlagen.

Die, welche bemerkt haben, daß der Herzog von Sully irgendwo gesteht: er sage nicht alles was er von der Sache wisse, werden in diesen Worten Stoff zu mancherley Argwohn finden. Allein die Wahrheit zu sagen, ist nichts hell oder bestimmt genug, um auf solche Anzeigen hin, diese oder jene Person namentlich zu beschuldigen. Und noch einmal, man kann heut zu Tage nichts bessers thun, als durchaus den Vorhang über dieß Geheimniß der Bosheit zu ziehen, und wo möglich diesen ganzen Punkt unsrer Geschichte auf ewig der Vergessenheit zu überliefern. Dieß sollte man sogar, wenn es auch wahr wäre, wie sich einige Personen versichert halten, daß eine kleine Anzahl von Kabineten in Paris sey, welche neues Licht über diese dunkle Materie verbreiten könnten. Die welche allenfalls dergleichen Urkunden besitzen möchten, werden sehr zu loben seyn, wenn sie solche mit der größten Sorgfalt verborgen halten, und sollten sich sogar entschliessen, sie zu verbrennen.

Zu diesem allem habe ich Vittorio Siri nicht angeführt. Nicht, als ob er nicht auch von der Ermordung Hein-

Heinrichs und dem Proceß Ravaillacs spräche, (s. Memorie recondite T. II. p 246. 276.) sondern weil er es so nachlässig thut, und sich dabey so schlecht berichtet, oder selbst so parteyisch gegen die Regierungsgrundsätze und die Person Heinrichs des Großen zeigt, daß sein Zeugniß von keinem großen Gewicht seyn kann. Ich bemerke blos, daß er der Meynung ist, Ravaillac habe durchaus keinen Mitschuldigen gehabt.

Acht und zwanzigstes Buch.

1. Franz Ravaillac war gebürtig von Angouleme, wo er Schulmeisterdienste that, und war damals 31 — 32. Jahre alt. Matthieu hält ihn für ein wenig verrückt. In dem Sinn, den man gewöhnlich mit diesem Wort verbindet, finde ich in allen seinen Reden im Gefängniß und bey der Hinrichtung nichts, wodurch er zu dieser Vermuthung berechtigt hätte, sondern blos Frechheit, Wuth und Verirrung des Verstandes. Donnerstags d. 27. May wurde er vor die Kirche zu U. L. Frauen geführt, wo er (im Hemde eine brennende Fackel in der Hand, und einen Strick um den Hals) Kirchenbuße that, von da auf den Sandplatz, wo er an Brust, Armen, Beinen ꝛc. mit glühenden Zangen gezwickt wurde, und dabey das Messer in der rechten Hand halten mußte; seine Wunden wurden mit geschmolzenem Bley, Oel und kochendem Pechharz beträufelt; er endlich mit Pferden zerrissen, die Stücken verbrannt, und die Asche in die Luft gestreut. Das Volk wollte alle Augenblicke wütend über ihn herstürzen, um ihn zu zerreissen, und weigerte sich, das Salve zu singen. Er war ziemlich groß und beleibt, und von einem so starken Bau, daß die Pferde nicht im Stand waren ihn ganz zu zerreissen, und daher der Nachrichter ihn erst in Stücke zerhauen mußte, welche der Pöbel durch die Stadt schleifte u. s. w. — M. s. die oben angeführte Geschichtschreiber. — Pasquier sagt, er sey weiblicher Seits mit Poltrot verwandt gewesen, der den Herzog von Guise ermordete. a. a. O. p. 32. — Ich sehe nicht, daß das einige Wahrscheinlichkeit hätte, was Gut Potie im 122. Brief erzählt;

erzählt: Ravaillac habe nämlich einen Bruder gehabt, der in Holland gestorben sey, und auf dem Todbett ausgesagt habe, wenn es seinem Bruder nicht gelungen wäre, so würde er dasselbe unternommen haben, um, wie er sagte, einen Schimpf zu rächen, den ihnen Heinrich dadurch zugefügt hätte, daß Er ihre Schwester verführt und nachher verstossen habe.

2. In dem Hotel de Rez. Etoile sagt, er sey am folgenden Tag aus den Epernonschen Palast in das Gefängniß geführt worden.

3. „Heinrich IV. — sagt le Grain — war mittelmäßiger Statur, jedoch immer eher groß als klein, hatte eine große Stirne, eine königliche Adlernase, einen schönen Mund, rothe Lippen ꝛc. Decade de Henri le Grand, L. I. Morizot, schlechter unterrichtet, sagt dagegen, er sey kurz und vierschrötig gewesen. Derselbe versichert auch: Er habe sich Sommer und Winter beynahe gleich gekleidet. Chapitre. 46.

4. D'Aubigné sagt uns: Er habe ein ausserordentlich scharfes Gesicht und ungeheures Gehör, — um mich seines Ausdrucks zu bedienen — gehabt, und führt eine auffallende Probe davon an. „Der König — sagt er, — lag zu Garnache in einem großen königlichen Gemach und sein Bett hatte ausser den gewöhnlichen Vorhängen noch einen Umhang von dickem Zeug, und Frontenac und ich lagen in der andern Ecke des Gemachs in einem eben so beschaffenen Bett. Wir hielten uns über unsern Herrn auf; ich hatte meinen Mund an Frontenacs Ohr gehalten, und sprach ganz leise; er verstund es aber nicht, und fragte einigemal: was sagst du? Da rief der König endlich: Taubohr! hörst du denn nicht; er sagt, ich wolle meine Schwester mehr als Einem versprechen. — Wir kamen damit weg, daß wir sagten, er sollte nur ruhig fortschlafen, denn wir hätten wohl andre Dinge über Ihn zu sagen." — T. III. l. 3. chap. 21. — Eine ziemliche ähnliche Antwort gab Ihm der Herzog von Bellegard, als sie beyde kurz nach dem Tod Heinrichs III. in Einem Zimmer schliefen. Heinrich wekte Bellegarde die Nacht drey bis viermal auf, um ihm die Abgebung einiger seiner Stellen zum Vortheil von Personen, die Er ihm nannte, vorzuschlagen. „Ich wills ja, Sire, aber

um

um Gotteswillen wachen Sie nur nicht wieder auf!" antwortete endlich der Großstallmeister. — Dieser kurzweilige scherzhafte Ton hatte sich, wie es immer geht, vom Herrn auf die Höflinge fortgepflanzt, und Siri wirft ihn, mit gutem Grund, Heinrich dem IV. als einen Fehler an einem König vor, so wohl wegen der Händel, die immer die gewöhnliche Folge des Scherzens unter den Großen sind, als weil darunter immer der Respekt leidet, welchen man dem Herrn schuldig ist. Er führt Beyspiele davon an. Memoire recondite T. I. p. 590.

5. Die Geschichte Heinrichs IV. liefert eine Menge Beyspiele von diesen Zügen von froher Laune, und gesprächigem gemeinem Wesen, was vielleicht mehr als seine großen Eigenschaften dazu beygetragen hat, Ihn bey dem Volk beliebt zu machen. „Der König — heißt es in den Mem. p. s. à l'hist. de France T. II. p. 277. — gieng dem Louvre zu, und begegnete unterwegs einer armen Frau, die eine Kuh führte. Er stand still, und fragte sie, wie theuer die Kuh? — Die Frau sagte den Preis. — Ventre saint gris! sagte der König, das ist sie nicht werth. Ich geb Euch zehn Thaler dafür. — Ihr mögt mir auch der rechte Kuhhändler seyn, antwortete die Frau, das seh ich wohl. — Hy! warum denn nicht, Gevatterin, seht Ihr denn nicht die Kälber alle hinter mir drein?" —

Sein Gärtner zu Fontainebleau beklagte sich einst darüber bey Ihm, daß in dem Boden nichts anzufangen sey. „Mein Freund — sagte Heinrich zu ihm, indem Er den Herzog von Epernon dabey ansah — säet Gascogner drein, die kommen überall fort." — Als man Ihm einen Menschen vorstellet, der ein ausserordentlich starker Fresser war, sagte Er zu ihm: „Ventre saint gris, wüßt ich sechs Kerl wie du in meinem Reich, ich ließ euch alle aufknüpfen; denn ihr Schlingel könntet eine Hungersnoth machen!" —

Man erzählt auch noch, da Er sich einst gegen den Spanischen Abgesandten gerühmt hatte: Er wollte zu Mailand frühstücken, zu Rom Messe hören, und in Neapel zu Mittag essen, habe ihm der Gesandte zur Antwort gegeben: „Sire, wenn es mit Ew. Majestät so geschwind geht, so können Sie noch füglich in Sicilien zur Vesper seyn." — Antworten in diesem Geschmak nahm Er nicht übel. Mat-

thieu sagt, keiner seiner Hofleute hätten sich so gut darauf verstanden, als Er, eine Erzählung auf eine gefällige Art vorzubringen.

6. „Von Seinen Feinden hat Er jederzeit mit Achtung gesprochen, so jung und aufgebracht Er auch seyn mochte. Er nannte keinen von ihnen, ohne dazu zu setzen der Herr" — Decade de le Graie l. 8. — „Ich würde nicht Förste genug in meinem Reich zu Galgenholz haben — sagte Er — wenn ich alle die sollte aufknüpfen lassen, welche wider mich geschrieben und gepredigt haben. Als man Ihm die Verläumdungen gegen die hochseelige Königinn, Seine Mutter, zu lesen gegeben hatte, zuckte Er die Achseln, und sagte: Der schlechte Kerl! — — — Doch er ist im Vertrauen auf mein sichres Gebiete ins Reich zurück gekommen; ich will also nicht, daß ihm übel begegnet werde." — Mercure françois année 1610. p. 482.

Nicht gleich nachsichtig war Er in Ansehung der Beleidigungen, die nicht Seine Person betrafen. — „Als sich der König am drey Königstag auf den Weg machte, zur Communion zu gehen, trat Herr von Roquelaure, der lange auf diese Gelegenheit gelauert hatte, zu Ihm, um Ihn um Begnadigung für seinen Vetter, Saint - Chamand, (Franz von Hautefort) zu bitten, welcher den Lieutenant General von Tullos (Pierre de Fenis, Sieur du Teil) ohne Ursache hatte peitschen lassen, wofür Seine Majestät eine exemplarische Gerechtigkeit an ihm auszuüben befohlen hatten. Roquelaure bat Ihn, Saint — Chamand um der Liebe dessen willen zu vergeben, den Er itzt zu empfangen hingehe und der nur denen ihre Sünden vergebe, welche auch ihren Schuldigern vergäben. Darauf sah ihn der König an, und sagte: gehen Sie, und lassen Sie mich im Frieden. Ich wundre mich sehr, wie Sie diese Bitte an mich wagen können, in dem Augenblick, da ich hingehen will Gott Gerechtigkeit zu geloben, und ihn um Vergebung zu bitten, wenn ich sie nicht geübt habe." — Mem. p. l. l'hist. de France T. II. p. 262. — Er antwortete Herrn le Grand, der ihm für den wegen Ermordung seiner Schwester zum Tod verdammten Sohn des Grafen de la Martiniere anlag: so bald ihm Arm und Beine abgeschlagen seyn würden, soll er die Asche von ihm haben. Und einem andern Herrn: und wenn Er Vater dieses Elenden gewesen wäre, hätte Er nicht

für

für ihn bitten wollen. — Noch einem andern gab Er eine drollige aber christliche und merkwürdige Antwort: „Ventre saint gris! — sagte Er, und fieng an sich im Kopf zu kratzen, — ich habe so schon Sünden genug auf meinem Haupt, und brauche diese nicht noch dazu.“ Etoile P. II. p. 115. — Jemand wollte Ihn bereden, den Verfasser der Isle des Hermaphrodites zu bestrafen; Er sagte aber: ich würde mir ein Gewissen draus machten, einen Menschen zu betrüben, weil er die Wahrheit gesagt hat.“ —

7. Man spricht sagte er, ich sey knickerich; allein ich thue drey Dinge, die sehr weit vom Geiz entfernt sind. Ich führe Kriege, ich liebe und baue. Le Grain. L. 8. Einige haben ihn für etwas sparsam gehalten, allein dies sind Leute, welche die große Noth nicht kennen, in der er steckte, so daß er bey der Belagerung von Dieppe sagen konnte: er sey König ohne Reich, Mann ohne Frau, und führe Krieg ohne Geld. Merc. fr. ann. 1610. p. 185.

8. Bey den Festins und Carousels wollte er sich als ein eben so guter Geselle und so geschickt, als kein anderer sehen lassen. Er war wohl aufgeräumt, wenn er das Glas in der Hand hatte, wiewohl er sehr nüchtern war; seine Munterkeit und seine Scherze machten das beste Gericht an seiner Tafel. Er zeigte nicht weniger Geschicklichkeit und Stärke beym Wettkampf in den Schranken, bey Ringelrennen und allen Galanterien, als die jüngsten Herrn. Er gefiel sich sogar bey Bällen und tanzte bisweilen; allein die Wahrheit zu sagen, mehr aufgeräumt als mit gutem Anstand. Perefixe pag. 380.

9. Ich bitte, sagte dieser Herr, Gott täglich um eine dreyfache Gnade: erstlich, daß er meinen Feinden vergeben wolle, zweytens, daß er mir Sieg über meine Leidenschaften, und namentlich über die Sinnlichkeit verleihen möchte, drittens daß ich einen guten Gebrauch von der Gewalt, die er mir gegeben hat, machen, und sie nie mißbrauchen möge. — Ich wollte wohl thun was sie sagen — setzte er hinzu, indem er von den Vorstellungen sprach, welche ihm bisweilen seine Prälaten und andre Geistliche machten; allein sie bedenken nicht, daß ich alles weiß, was sie thun. Matthieu, Tom. 2., pag. 838.

10. Ich

10. Ich habe nur zwey Augen und zween Füße — sagte ein andermal dieser gute Fürst — worinn bin ich denn also verschieden von dem Rest meiner Unterthanen, als darinn, daß ich die Gewalt der Gerechtigkeit in meiner Macht habe. Ebend.

11. Die Beschreibung, welche Perefixe S. 415. davon macht, ist rührend. Als sich das Gerücht von diesem traurigen Vorfall durch ganz Paris verbreitet, hatte und man mit Gewißheit erfuhr, daß der König, den man nur verwundet glaubte, wirklich todt sey, brach das Gemisch von Hoffnung und Furcht das diese große Stadt bisher noch hingehalten hatte, plötzlich in lautes Geschrey und fürchterliches Aechzen aus; einige wurden unbeweglich und unmächtig für Schmerz, andere liefen ganz auser sich auf den Straßen hin und her, mehrere umarmten ihre Freunde ohne ihnen etwas anders zu sagen, als: Ach welch ein Unglück! einige verschlossen sich in ihre Häuser, andere warfen sich zur Erde nieder. Man sahe Weiber mit fliegenden Haaren, welche heulten und wehklagten. Die Väter sagten zu ihren Kindern: Was wird aus euch werden meine Kinder, ihr habt euren Vater verlohren! Die welche mehr Besorgniß wegen der Zukunft hegten, und sich des schrecklichen Elends in den verflossenen Kriegen erinnerten, beklagten das Unglück Frankreichs und sagten, dieser traurige Stich, der durch das Herz des Königs gegangen sey, treffe das Leben aller guten Franzosen. Man erzählt, daß verschiedene so lebhaft davon gerührt wurden, daß sie daran starben, einige gleich auf der Stelle, andere wenige Tage hernach; kurz es schien nicht, als wenn es die Trauer über einen einzigen Mann, sondern die über die Hälfte aller Menschen gewesen wäre. Man hätte sagen mögen, jeder habe seine ganze Familie, alle seine Haabe und alle seine Hoffnungen durch den Tod dieses großen Königs verlohren. — Alle Könige und Fürsten, setzt der Geschichtschreiber Matthieu hinzu, beweinten seinen Tod. Im Gefühl der Wahrheit und des Schmerzens sagte der König von Spanien: der größte Feldherr in der Welt sey gestorben. Die Venetianer sagten: unser König ist tod. Ebend. 834.

12. Man fühlt an der Art, womit sich hier durchgängig der Herr Herzog von Sully ausdrückt, daß er sich verbunden hält, sich wegen eines Fehlers zu entschuldigen, dessen man ihn bey dieser Gelegenheit beschuldigte. Man

sehe

sehe, wie der Marschall Bassompierre davon spricht: „Indem wir herauskamen, gegen die Strasse Sanct Antoine, begegneten wir dem Herrn von Sully mit etlichen vierzig Pferden. Da er nahe bey uns war, fieng er auf eine sehr weinerliche Art an, zu uns zu sagen: Meine Herren, wenn der Dienst, den Sie dem König, welchen wir zu unsern grosen Unglück so eben verlohren, gelobt haben, Ihnen eben so sehr am Herzen liegt, als er allen rechtschaffenen Franzosen liegen muß, so schwören Sie alle hier, dem König seinem Sohn und Nachfolger, eben die Treue zu beweisen, und Ihr Blut und Leben daran zu setzen, um seinen Tod zu rächen. Monsieur, antwortete ich ihm, wir sind es welche diesen Eyd den andern abnehmen, und wir haben keine Ermahner nöthig, zu einer Sache, zu der wir uns so sehr verbunden fühlen. Ich weiß nicht, ob meine Antwort ihn befremdete, oder ob es ihn reute, so weit aus seiner Festung hervorgekommen zu seyn; er ritt gleich fort, wendete uns den Rücken, und gieng hin, um sich in die Bastille zu verschließen, indem er zugleich alles Brod wegnehmen ließ, das er in den Hallen und bey den Beckern auftreiben konnte. Er schickte auch eiligst an den Herrn von Rohan seinen Tochtermann, um ihn mit seinen sechs tausend Schweizern, mit denen er in Champagne stand, und über die er General war, umkehren und gerade auf Paris zu marschiren zu lassen; was nachher unter andern einen Vorwand abgab, ihn von den Geschäften zu entfernen, wozu noch das kam, daß er durch die Herrn von Praslin und Crequy, welche gekommen waren, ihn zu erinnern, daß er sich, wie alle andern Großen, dem König präsentiren sollte, nicht dahin gebracht werden konnte, und auch wirklich nicht hinkam, bis den andern Tag, da ihn der Herr von Guise mit Mühe dahin führte, worauf er seinen Tochtermann mit seinen Schweizern, welche bereits auf eine Tagreise von Paris, angerückt waren, Gegenbefehl zuschickte. Tom. I. pag. 300. L'Etoile begnügt sich zu sagen: der Herr von Sully, mehr todt als lebendig, kam, der Königin aufzuwarten, welche ihn gut aufnahm, in allen seinen Stellen bestätigte und ins Zeughaus zurückschickte, um daselbst seinen Posten vorzustehen. Mém. Hist. de Fr., pag. 309. Allein sein Commentator scheint gleicher Meynung mit Bassopmierre zu seyn, auf dessen so eben angeführte Stelle er sich am Rande beruft. Der Verfasser der Histoire de la Mére et du fils zieht bey dieser

ser Gelegenheit sehr auf Herrn von Sully los, ohne jedoch weder der Wegnahme des Brods, noch der Sendung an die Schweizer zu gedenken. Er beschuldigt diesen Minister blos, daß er sich mit allzugroßer Schwachheit der Furcht überlassen habe, welche ihm die Feinde verursachen konnten, die er bey der Königin hatte. Einige von seinen Freunden, sagt er, unterließen nichts, was sie thun konnten, ihn zu beschwören, daß er sich über seine Bedenklichkeiten und Besorgniße hinwegsetzen sollte, um seiner Pflicht Genüge zu leisten; allein, da die kühnsten Geister oft am wenigsten keck und entschlossen sind, so war es anfangs unmöglich, ihm hiezu die nöthige Entschlossenheit beyzubringen. . . Lange Zeit konnte er sich nicht beruhigen, da gegen Abend Saint-Geran, welcher mit ihm Verbindlichkeiten hatte, und sich sehr als seinen Freund zeigte, ihn besucht hatte, brachte er ihn endlich dahin, daß er sich entschloß, sein Arsenal zu verlassen und ins Louvre zu gehen. Beym Croix du Trahoir befielen ihn seine Besorgnisse aufs neue, und so dringend, auf einige Nachrichten, die er auf diesem Platz erhielt, daß er mit funfzig bis sechzig Pferden, die ihn begleiteten nach der Bastille, wovon er Schloßhauptmann war, umkehrte, und den Herrn von Saint-Geran bat, ihn bey der Königin zu entschuldigen und sie seiner Treue und seines Diensteifers zu versichern. Tom. I. pag. 49.

Nach dieser Erzählung, so ungünstig sie auch für den Herzog von Sully ist, wäre er höchstens darüber zu tadeln, daß er die Vorsicht gegen eine Unternehmung auf seine Person, die man als blos eingebildet voraussetzt, ein wenig zu weit getrieben habe. Allein der Geschichtschreiber Matthieu, der unter allen diesen Schriftstellern am besten unterrichtet ist, wird uns lehren, daß diese Furcht des Ministers nicht so ganz ungegründet war, als seine Feinde gern glaublich machen wollten. Er spricht folgendermaßen davon: Man hatte der Königin einigen Verdacht gegen den Herzog von Sully beygebracht, und rieth ihr, sich seiner zu versichern, weil er die Bastille, die Artillerie und das Geld des Königs unter der Hand habe. Er hatte sich diesen Tag gebadet, und da er von diesem unglücklichen Vorfall Nachricht erhielt, stieg er zu Pferd, um ins Louvre zu gehen. Als er nun mit einem Gefolge von vierzig Edelleuten bey La Croix du Trohoir war, erhielt er eine Warnung, die ihn umzukehren bewog.

Die

Die Königin schickte den Herzog von Guise nach ihm, der ihn an der großen Allee des Gartens an der Bastille fand, und ihm den Befehl der Königin meldete. Er bat, ihn zu entschuldigen, weil er Nachricht habe, daß man ihm einen Streich zu spielen gedenke. . . Der Entschluß, den er mit dem Herzog von Guise, dem Grafen von Bethune und einigen andern Freunden faßte, war, daß er diesen Tag noch abwarten und den folgenden zur Königin gehen sollte; und der Herzog von Guise versprach ihm, ihn abzuholen und versicherte ihn, daß er sein und aller seiner Freunde Leben lieber für ihn lassen als zugeben werde, daß man ihm auf irgend eine unangenehme Art begegne. Er kehrte zu der Königin um, und machte, daß sie die Rücksichten genehmigte, welche den Herzog von Sully zurückhielten, wogegen er ihr sein Wort gab, daß er ihr Morgen aufwarten werde. Unverzüglich darauf ritt der Herzog von Sully mit einer guten Anzahl von Adelichen in die Bastille ein, wohin er alles Brod hatte bringen lassen, das bey den Beckern von Paris aufzutreiben gewesen war u. s. w. Hist. de Louis. XIII. pag. 2. und 3. Man denke sich zu dem allem das, was der Herzog von Sully von den Warnungen sagt, die er von allen Seiten erhielt, daß dieser Streich fürchterliche Folgen haben könnte, deren man sich nicht versähe; und man wird vielleicht finden, daß es weiter nichts als Klugheit von diesem Minister war, sich so zu benehmen, sowohl für die öffentliche Ruhe, als zu seiner besondern Sicherheit.

13. Man sehe die Ordnung, und eine ausführliche Nachricht von dieser Ceremonie in dem Mercure de France und den Geschichtschreibern vom Jahr 1610. In dem Staatsrath, welcher zusammenberufen wurde, um zu berathschlagen, ob die Königin ins Parlement gehen sollte, begnügte sich der Herzog von Sully blos zu sagen: da kein Gesetz vorhanden wäre, das der Königin verbiete ins Parlement zu gehen, so sey es gleichgültig, ob sie hingehen oder wegbleiben wolle. Matthieu, ibid. pag. 4.

14. Die Ordnung dieser Ceremonie sehe man bey den oben angeführten Schriftstellern.

15. Dominicus de Vice, Viceadmiral u. s. w. von dem oben die Rede war. Er starb in diesem Jahr zu Paris, bey seiner Rückkunft von einer Reise nach Calais, wovon

er

er Befehlshaber war, und man versichert, daß dieß eine Wirkung von dem Schmerz war, von dem er ergriffen wurde, indem er den Ort wieder erblickte, wo er den Leichnam Heinrichs IV. nach seinem Meuchelmord bringen gesehen hatte. Mercure de France, année 1610, pag. 529.

16. Pierre von Castille war Generalkontroleur und Intendant der Finanzen.

17. Es war die Rede von der Robe der Frau Herzogin von Vendome. Der König wünschte sehnlich, daß sie eine tragen möchte, wie die andern Prinzessinnen vom Geblüt, mit Lilien besäet, und der Herr Graf von Soissons wollte dieß durchaus nicht zugeben.

18. Der Herr von Sully war keiner von den letzten, welcher die Gunst dieses Prinzen, den er beleidigt zu haben sich bewußt war, suchte, so daß er, um sich mit ihm auszusöhnen, unverzüglich hingieng, ihm aufzuwarten, und nach verschiedenen Entschuldigungen und niedrigen Unterwerfungen, die er zu Lebzeiten seines Herrn nicht gemacht haben würde, bat er Seine Excellenz, ihm seinen Fehler hierinn zu verzeihen, welcher eigentlich nicht sein, sondern des Hochseligen Königs sey, auf dessen Befehl er alles gethan hätte, was er gethan habe. Mit dieser Genugthuung war der Graf zufrieden, oder wenigstens stellte er sich, es zu seyn. Nachdem er ihn ermahnt hatte, sein Freund zu seyn wie zuvor, protestirte Sully, sein Diener zu seyn (wie er es jeder Zeit gewesen sey.) Memoires hist. de France. pag. 317.

19. Die Zänkerey kam daher, daß die Wagen dieser zweyen Prinzen im Vorbeyfahren an einander angestossen und ihre Kutscher sich geprügelt hatten. Da der Herr Herzog von Guise den folgenden Tag auf Befehl der Königin zu dem Herrn Prinzen von Conty mußte, um zu suchen, diesen Zwist beyzulegen, ritt er mit fünf und zwanzig bis dreyßig Pferden vor dem Hotel de Soissons vorbey. Mehr bedurfte es nicht, um ihn selbst ebenfalls mit den Herrn Grafen zusammenzubringen, und diese doppelte Uneinigkeit verursachte einen solchen Lärm in Paris, daß die Königin, welche einen allgemeinen Aufstand befürchtete, Befehl gab, daß alle Bürger sich bereit halten sollten, auf den ersten

Befehl

Befehl durch die ganze Stadt die Ketten aufzuziehen und zu den Waffen zu greifen, und daß sie zu jedem von diesen zween Prinzen einen Capitain von der Garde postirte. Alle besondern Umstände von dieser Streitigkeit kann man in den Memoires de Bassompierre Tom. I. pag. 308. et ff. sehen, weil er selbst viel zu ihrer Beylegung beytrug. Man sehe auch die Histoire de la Mere et du Fils. Tom. I. pag. 123. und den Mercure françois année 1611, wo eine Unterredung erzählt wird, welche Herr von Sully mit der Königin zu Gunsten des Herzogs von Guise hatte.

20. Der Verfasser der Lebensbeschreibung des Herzogs von Epernon berichtet uns: der Haß des Herrn Grafen von Soissons gegen Herrn von Sully sey so weit gegangen, daß jener dem Herzog um die Erlaubniß anlag, den Minister im Louvre selbst ermorden lassen zu dürfen, und daß er es ihm sehr übel nahm, da der Herzog ihm zu Ausführung dieses Streichs die Hülfe seiner Garden, wovon er Commandant war, verweigert hatte. pag. 249.

21. Stephan Galigai, Bruder der Leonore Galigai. Er war bereits Abt von Marmoutiers. „Er lernte, sagt Etoile, seit vier Jahren Lesen, und konnte noch immer nicht damit zu recht kommen; man nannte ihn den Hofpavian wegen seiner Häßlichkeit und seiner schlimmen Mine. Die Mönche wollten ihn nicht als Abt haben, indem sie sagten, sie wären gewohnt, von Prinzen und nicht von Tischlern, wie dieser, den man den Hobel habe führen sehen, regiert zu werden." Es ist aber gewiß, sagt Amelot, daß die Familie Galigai aus dem Florentinischen Adel ist. Nach dem Tod des Marschalls von Ancre und seiner Frau zog er sich nach Italien zurück.

22. Durch den Traktat von Brussel, der am 25. April geschlossen wurde. Man kann ihn sehen in den Mem. de Nevers. Tom. II. pag. 880. Der Herr Herzog von Savoyen, verlassen von dem neuen französischen Staatsrath, entgieng der Ahndung Spaniens nur durch einen der erniedrigendsten Schritte, zu denen ein gekröntes Haupt gebracht werden kann. Sein Sohn warf sich dem König von Spanien zu Füßen, und bat ihn, den Herzog seinen Vater und sein ganzes Haus unter seinen königlichen Schutz zu nehmen. Er sagte ihm: er umarme seine Knie, nehme

seine Zuflucht zu seiner Gnade, und bitte ihn aufs unterwürfigste um Verzeihung der Fehler, die er gegen ihn begangen habe u. s. w. Siri betrügt sich sicher, wenn er uns durch solche Züge Bewunderung für die Politik des neuen Staatsraths beybringen will. Man muß so sehr, wie dieser Schriftsteller gegen die Person Heinrichs IV. und gegen den Herzog von Sully eingenommen und ein so groser Anhänger der Spanier seyn, um Schritte zu billigen, die so weit von der Rechtschaffenheit und dem Edelmuth entfernt sind, welche Frankreich stets ausgeübt hat.

23. Concino Concini, ein Italiener von niedriger Herkunft, nach andern ein Florentiner von Adel, besser bekannt unter dem Namen des Marschall d'Ancre, den er nachher führte. Er war der vorzüglichste Günstling der Königin Regentin, und wurde von ihr mit Gütern und Würden überhäuft. Man sagte, er habe bey seiner Abreise von Florenz, einem Seiner Freunde, der ihn fragte, was er in Frankreich machen wolle, geantwortet: Glück oder Umkommen, beydes traf ein. Er wurde im Louvre ermordet durch Vitry am 24 August 1617. auf Befehl Königs Ludwig XIII. und auf Anhalten der Großen. Der Haß wider ihn machte, daß man ihn mit den schwärzesten Farben schilderte; wenige haben den guten Eigenschaften, die er wirklich hatte, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Vielleicht hatte aber die göttliche Gerechtigkeit beschlossen, den entsetzlichen Meuchelmord Heinrichs des Großen in der Person dieses Italieners zu rächen, eines von denen, welche am schwersten davon rein zu sprechen sind, vorausgesetzt, daß der Mörder durch einen fremden Beweggrund dazu angetrieben worden war. Man ließ auch seine Frau umbringen, eben diese Leonore Galigai, von welcher in diesen Denkwürdigkeiten oft genug die Rede war. Man wußte ihr keine andern Verbrechen vorzuwerfen, als daß sie die Königin, ihre Frau, behext habe. Ich habe mich, antwortete sie ihren Richtern, nie einer andern Zauberey bedient, als meines Geistes. Ist es denn so befremdend, daß ich die Königin damit beherrscht habe, welche gar keinen besitzt? — Der Cardinal von Richelieu, setzt Amelot hinzu, verdankt den Anfang seines Glücks diesem Weib. Sie besaßen beyde den Zauber der Rede. In den Geschichten der Regentschaft Mariens von Medicis und Ludwigs des XIII. muß man das suchen, was diesen

Artikel

Artikel betrift. Man findet auch sehr sonderbare Anekdoten davon in den Denkwürdigkeiten von Bassompierre.

24. Der Herr von Sully krazte sich im Kopf, wenn man ihn ärgerte oder in Verlegenheit sezte.

25. Der Herr Prinz, sagt der Geschichtschreiber Matthieu, war auf seinem Landhaus von Chateauroux. Er hatte den Herzog von Sully gesprochen, der ihm gerathen hatte, wieder an den Hof zu gehen, indem er durch seine blose Gegenwart dem Dienst des Königs nüzlicher werden könnte u. s. w. S. 28.

26. Der Herr Prinz kam nach Paris am 15. July mit einer Begleitung von funfzehnhundert Edelleuten, was die Königinn einigermaßen beunruhigte, welche bedachte, daß er, wenn das Volk und das Parlement ihr nicht getreu wären, Dinge von äuserst gefährlichen Folgen für den Dienst des Königs unternehmen könnte, indem er durch den Herzog von Sully die Kanonen, die Bastillie und das Geld des vorigen Königs in seiner Gewalt habe. Der Herr Prinz hatte seiner Seits nicht weniger Argwohn als man gegen ihn hegte. Er erhielt bey seiner Ankunft drey bis vier Warnungen, daß die Königinn auf Anstiften des Grafen von Soissons im Sinn habe, sich seiner und des Herzogs von Bouillon zu bemächtigen, daher er denn, ohnerachtet der guten Aufnahme, die er bey Ihren Majestäten fand, drey Nächte munter und gefaßt war, auf den ersten Wink, den er von einer Unternehmung gegen sich hören würde, aus Paris zu weichen. Hist. de la Mere et du Fils. Tom. I. p. 101.

27. Der Verfasser der Lebensbeschreibung des Herzogs von Bouillon sagt, indem er die Anschläge erzählt, welche dieser Herzog dem Prinzen von Condé gab: er rieth ihm, der Königin die Eigenschaft als Regentin zu lassen, sie aber auf einen leeren Titel herab zu setzen, der ihre Eitelkeit befriedigen würde, in der That aber das ganze Ansehen an sich zu reißen. Er sagte ihm: er wüßte dazu ein unfehlbares Mittel, und wenn er sich dessen bedienen wolle, verbürge er ihm den Erfolg. Dieß Mittel bestünde darinn, daß er wieder zu der Calvinistischen Religion zurückkehrte, wovon ihn der vorige König abgebracht habe, und sich zum Protector der Protestanten in Frankreich erklärte. Denn alsdann würde er den ganzen Calvinistischen Adel an sich haben, und

dadurch

dadurch Meister von allen, dieser Religions-Partey zugestandnen Sicherheitsplätzen (das heißt von hundert und drey Städten oder wohlbefestigten Plätzen) werden, könnte auf den Beystand der gesamten unter dem Commando des Herzogs von Rohan in Frankreich stehenden Schweizer rechnen und durch den mit der Regentschaft unzufriedenen Herzog von Sully sich aller Schätze des vorigen Königs in der Bastille versichert halten; und so könnte man denn nicht wohl zweifeln, daß ein erster Prinz von Geblüt, wie er, mit so großen Vortheilen während einer Minderjährigkeit nicht im Stand seyn sollte, sich des ganzen Ansehens zu bemächtigen, und sich in und auser dem Königreich gleich furchtbar zu machen... Gott ließ nicht zu, daß er den Rath des Herzogs von Bouillon befolgte. Hätte er es gethan, so hätten die Calvinisten alle die Vortheile wieder bekommen, welche sie durch die Bekehrung des Hochseligen Königs verlohren hatten. Wahrscheinlich wäre das Reich unter sie und die Katholiken getheilt worden, und ihre Republik, die man für ein Hirngespinst ansah, hätte man endlich als etwas wirkliches befunden. Tom. II. pag. 307. Allein, — und dieser Geschichtsschreiber gesteht es in der Folge selbst ein — viele Personen blieben überzeugt, daß der Herzog von Bouillon diesen Vorschlag dem Prinzen von Condé nicht im Ernst gemacht habe; daß er der erste gewesen sey, es ihm wieder auszureden und daß er keinen andern Zweck dabey gehabt habe, als die Regentin fühlen zu lassen, daß er selbst alles das Uebel, das er ihr zufügen könnte, abwenden wolle.

28. Er hätte gern, sagt der eben angeführte Schriftsteller, die Regentschaft streitig gemacht, wenn er sich dies getraut hätte. Er wurde aber durch die gute Behandlung, die ihm wiederfuhr, wieder davon abgebracht. Man gab ihm zweymal hunderttausend Pfund Gehalt, das Hotel Condé in der Vorstadt Saint-Germain, das für zweymal hundert tausend Franken erkauft wurde, die Grafschaft Clermont, und viele andere Gratificationen.

29. Alle diese Intriguen zwischen den Prinzen, den Hofleuten und den Ministern, um den Herzog von Sully zu entfernen, werden erzählt in den besondern Memoiren, besonders in der Histoire de la Mere et du Fils. Tome I. pag. 111. et suiv. 122. 127. ff. in der Histoire du duc

duc de Bouillon. II. pag. 313. in der des Herzogs von Epernon u. s. w.

30. Man sehe die ausführliche Erzählung von der Einnahme von Jülich und von dieser ganzen Expedition in dem Mercure françois und andern Geschichtschreibern unter dem Jahr 1610.

Die Einnahme von Jülich nöthigte den Kaiser, die vorgehabte Sequestration der streitigen Länder durch den Erzherzog Leopold von Oesterreich, aufzugeben, und die Fürsten von Brandenburg und Neuenburg theilten ohne alle Schwierigkeit, die ganze Erbschaft unter sich. Der Churfürst von Brandenburg erhielt Cleve, die Mark und Ravensberg, und der Herzog von Neuburg Jülich und Berg. Philipp Ludwig, der Sohn dieses Herzogs von Neuburg, hatte zween Söhne, wovon der eine die Linie von Neuburg fortsetzte und der Nachgebohrne die der Grafen von Sulzbach anfieng, welche gegenwärtig beyde vereinigen wird, weil die Linie von Neuburg mit dem jetzigen Churfürsten von der Pfalz erlöscht. Dieß erweckt nach hundert und dreysig Jahren seit dem Tod des Herzogs Wilhelm von Jülich dieselben Schwierigkeiten wieder, wegen dieser bevorstehenden Erbschaft, da der König von Preussen aus dem Hause Brandenburg zum Grund seiner Widersetzung gegen diese Wiedervereinigung anführen kann, daß die Linien abgesondert waren, als der Vergleich von 1669 geschloßen wurde, der nur auf die Descendenten zu gehen scheint und der Kaiser seiner Seits sein Interesse dabey findet, den Fürsten von Sulzbach zu unterstützen, weil, wenn dieser junge Fürst ohne männliche Erben sterben sollte, er um sich in Besitz von Berg und Jülich zu setzen, seinen alten Grund von Mannslehn anführen könnte, auser einem noch andern Grund, den er dabey haben könnte, sich für die mit ihm verbundene Fürsten von Sachsen zu interessiren. Es ist 1738. ein Werk in zween Bänden erschienen, worinn diese Materie untersucht und sehr gut auseinander gesetzt ist.

Neun und zwanzigstes Buch.

1. Der Marquis D'Ancre (denn so fieng man an, Concini zu nennen), hatte einen Streit mit den Herrn Oberstallmei-

ster, den man in der Geschichte der Regentschaft der Marie von Medicis sehen kann.

2. Ein Comptant war eine Anweisung auf eine Bezahlung oder die Quittung einer auf Befehl Seiner Majestät bezahlten Summe, ohne anzugeben, wozu diese Gelder verwendet worden waren. Heinrich IV. und Ludwig der XIII. oder ihre Minister haben den Misbrauch wohl gefühlt, der damit gemacht werden könnte; allein eine unendliche Menge von Ausgaben, welche um des Interesse des Staats willen geheim gehalten werden mußten, verhinderten sie, solche abzuschaffen. Der Cardinal von Richelieu beschloß, dieß zu thun, zugleich aber dem König eine Million Gold zu lassen, in Rücksicht auf diese Ausgaben, um darüber nach Gefallen disponiren zu können. Testam. polit., 2. part., page. 143.

3. Die nähern Umstände von diesem Allen sehe man bey Siri T. II. p. 327. und in den nämlichen Geschichtschreibern.

4. Diese Ceremonie ist sehr ausführlich beschrieben in dem Mercure françois, den königlichen Handschriften, P. Matthieu ꝛc. ann. 1610. Sie geschah den 17. Oktober.

5. Beyde stehen in den Memoires de Sully gegen das Ende des T. I. pag. 469.

6. „Boullion erhielt Befehl, vorauszugehen, um ihn (H. v. Sully) bey seiner Rückkunft vom Land in Paris zu besuchen, und ihm die gute Absicht der Königinn zu vernehmen zu geben, welche gleiches Vertrauen wie der hochselige König, in ihn setzen wollte. Er nahm das Erbieten der Königinn an ꝛc." Hist. de la Mere et du Fils. T. I. p. 112.

7. Dieser Prinz starb am 16. oder 17. November des folgenden Jahrs, vier und ein halbes Jahr alt. Man fand bey ihm Wasser in seinem Hirn, indem die allzugroße Dichtigkeit der Hirnschale die Ausdünstung an diesem Theil gehemmt hatte. Dieß bewies die Unschuld le Maitre's, des Arztes der königlichen Kinder, der beschuldigt worden war, diesen jungen Prinzen vergiftet zu haben. Merc. fr. ann. 1611. p. 158.

8. In den Actes de Rymer, année 1518. wird bey der Beschreibung der Depeschen oder Instruktionen der feierlichen

lichen Gesandschaft Heinrichs VIII. an Franz I. Nicolaus von Neufville, Urgroßvater des Staatssekretärs, und einer der ausserordentlichen Gesandten, betitelt: Ritter, Herr von Villeroy ꝛc. — Sauval, Antiqq. de Paris T. III. p. 612. führt das Patent an, das Cognac im Februar 1519. erhielt, worinn Franz I. ihn nennt: unser lieber Getreuer, Nicolaus von Neufville, Ritter, Herr von Villeroy ꝛc. Dies ist der Titel, der auch in der Zueignungsschrift des Clement Marot, vor dessen Gedicht: Der Tempel Cupido's, steht; dedicirt dem Herrn Nicolaus von Neufville, Ritter ꝛc. Diese Epistel oder Dedication, welche in den meisten, selbst alten Ausgaben der Werke dieses Dichters weggelassen und unterdrückt worden ist, wurde in der zu Haag 1713. wieder abgedruckt. Hebert, Vie de Henri VIII. erwähnt eben dieses Nicolaus von Neufville ehrenvoll. Baluz in seinen Rechnungen, No. 175. und 176. setzt da, wo er von den Rechnungen des Herrn von Villeroy, englischen Gesandten spricht, noch die Eigenschaft eines grand audiencier de France hinzu. Auf dem etat des officiers des ducs de Bourgogne steht p. 233. ein Nicolas de Neufvillé, écyer de cuisine, und ein Amblard de Neufville ecuyer tranchant — In den Ducatianis p. 197. kommt ein Nicolas de Neufville vor, der als Gesandter 1500 nach Rom geschickt wurde, woben sich auf Vie d'Alexandre VI. T. I. p. 192. berufen wird. — Diese Nachrichten entgiengen Moreri und den meisten unsrer Geschichtschreiber und Genealogisten, welche übrigens den erlauchten Hause Villeroy die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm der Verfasser unsrer Memoiren versagt.

9. Diese ganze Erzählung stimmt mit dem überein, was man davon in der hist. de la Mére et du Fils ließt: „Der Herzog von Sully fuhr nach der Krönung, noch ungefähr vierzehn Tage oder drey Wochen fort, sein Amt zu verwalten, bis die obengedachte Streitigkeit wegen der Schweizer zu Lyon sich erneuerte, indem Villeroy deren Bezahlung auf die Generaleinnahmen gedachter Stadt versichern wollte. Der Herzog von Sully erbitterte sich so heftig über diese Sache, daß er, nicht zufrieden mit der Behauptung: es sey nicht vernünftig, den König mit einem neuen Aufwand zu belästigen, da die Bürger von Lyon die Wache thun könnten, wie gewöhnlich, auch noch mit dem Kanzler, der Villeroy begünstigte, anband, und ihm sagte: sie verstünden sich zusammen

zum Verderben der Angelegenheiten des Königs. Da diese Beleidigung alle Minister zugleich betraf, kamen sie mit einander überein, diesen Mann zu stürzen, dessen üble Laune nicht zu mildern wäre." — Dieser Schriftsteller erzählt hierauf die Schritte, welche gethan wurden, die Minister mit dem Herrn Grafen von Soissons, dem Marquis d'Ancre, Marquis de Coeuvres und andern gegen den Herzog von Sully zu verbinden. Ich führe mit Fleiß diesen Verfasser an, als einen der Feinde des Herrn von Sully, um die Wahrheit von dem Vorgeben dieses letztern desto einleuchtender zu machen, daß er sich hätte in seinem Posten erhalten können, wenn er hätte zu allen Operationen des neuen Conseils die Hände bieten wollen, und daß blos seine Beharrlichkeit, über Recht, Staatswohl und die Regierungsart des vorigen Königs zu halten, seinen Fall verursachte. Uebrigens haben alle einsichtsvolle Männer eben so über diese Rechtschaffenheit geurtheilt, wie der angeführte Geschichtschreiber, dessen Ausspruch alle Feinde dieses Ministers bestimmten. Man findet im Mercure françois, adjonction à l'année 1610. p. 9. eine ganze Abhandlung über diesen Gegenstand, die ihn auf eine für ihn sehr ruhmvolle Art rechtfertigt. Man sehe auch die Stelle in den Memoires de Villeroy T. III. pag. 259." Dieß ganz veränderte Ansehen, das der gedachte Herr von Sully dem verarmten Frankreich gab, indem er es durch seine kluge Haushaltung und seinen Eifer wolhabend machte, bezeugt hinlänglich seine Tüchtigkeit. Diese Vorstellungen, die er gegen den Willen des Königs machte, und sein Widerstand gegen alle Großen beweißt seine Tugend, und indem er sich unter so vielen Feinden behauptete, ohne der Furcht und ihren Drohungen nach zu geben, zeigte er die Stärke seiner Klugheit und seines Muths. Seine Neider selbst sagen, er allein sey dem Staat nützlicher und fördre die Geschäfte besser, als all die andern zusammen; und wenn er nur ein wenig von der Strenge seines Verfahrens nachlassen wollte, so wird es ein würdiger Diener Ew. Majestät seyn. Wenn man ihn gleich von den Geschäften zu entfernen sucht, kann ers doch nicht übers Herz bringen, nicht frey heraus zu sagen, was er von der geringen Achtung denkt, die man gegen das Andenken des hochseeligen Königs hegt, und von der wenigen Rücksicht, die man auf unsern jungen Fürsten nimmt ꝛc." Man sehe auch das in unsrer Vorrede angeführte Manuscript.

Hier

10. „Hier sind die Titel, die Herr von Sully damals führte: Maximilian von Bethune, Ritter, Herzog von Sully, Pair von Frankreich, Souverainer Fürst von Henrichemont und Boisbelle, Marquis von Rosny, Graf von Dourdan, Herr von Orval, Montrond und Saint-amand, Baron d'Espineuil, Bruyeres-le-Chastel, Villebon, la Chapelle, Novion, Baugy und Boutin, Rath des Königs in allen seinen Conseils, Capitain-Lieutenant der zweyhundert Ordonnanz-Gensd'armes des Königs, unter dem Namen der Königinn, Generalfeldzeugmeister und General der Artillerie, Oberstrasseninspektor von Frankreich, Oberintendant der Finanzen, Festungswerke und des Bauwesens; Befehlshaber und Generalstatthalter Sr Majestät in Poitou, Chatelleraudois und Laudunois, Befehlshaber in Mantes und Gergeaux, und Schloßhauptmann in der Bastille."

11. Hier einige sehr von einander abweichende Urtheile, welche über diese Begebenheit gefällt wurden:

„Das Jahr 1611. begann mit der Entfernung des Herrn von Sully, welcher durch das Anhalten und die Kabalen zweyer Prinzen vom Geblüt von den Geschäften weggesetzt wurde. Man nahm ihm die Finanzoberaufsicht, und die über den königlichen Schatz. Die Bastille nahm die Königin und übergab sie dem Herrn von Chateauneuf (muß Chateauvieux heissen.) Man stellte drey Direktoren zur Führung der Finanzgeschäfte auf; die Herrn von Chateauneuf, Präsident de Thou, und Jeannin; diesem leztern aber gab man noch dazu die Stelle eines Finanz-General-Controleurs, was ihm die ganze Führung der Geschäfte verschafte, mit Ausschuß der andern, welche nur der Direktion assistirten." Mem. de Bassompierre T. I. pag. 308.

„Den 24. d. M. (Jänner) Herr von Sully, aus dem Arsenal Gericht: er habe das Dekret auf Marschallsrang, mit .... tausend Thalern Belohnung. Begiebt sich freywillig der Finanzverwaltung, tanquam e speculo praevidens tempestatem futuram. Journal de l'Etoile pag 256.

„Der Herr Prinz und der Herr Graf von Soissons sprachen in den ersten Tagen mit der Königinn davon; die Minister eröffneten sich, und der Marquis d'Ancre gab ihm den letzten Stoß. Also sah er sich genöthigt, sich zu An-

 fang

fang des Februars zu entfernen ꝛc. Hist. de la Mère et du Fils T. I. pag. 235.

„Einige haben geschrieben, der Herzog von Sully, habe sich kurz nach der Aussöhnung des Herrn Grafen von Soissons und des Herrn Herzogs von Guise freywillig in die Hände der Königinn, sowohl der Bastille als seiner Finanzoberintendantenstelle begeben. Andre sagen: da er alles, was er hätte, der Königinn angeboten habe, sey er beym Wort genommen worden. Noch andre haben verschieden davon gesprochen: und er selbst sagt das Gegentheil in diesem Brief an die Königinn, der damals gedruckt wurde." Merc. fr. an. 1611. Hierauf folgt ein Brief des Herrn von Sully an die Königinn, welcher sich nicht in den Memoiren Sullys befindet. Die Memoires de la régence de Marie de Medicis T. I. pag. 57. sagen ebenfalls, daß Sully selbst um seine Entlassung angesucht, und daß ihm die Königin solche sehr ungern gegeben habe.

Wahrscheinlich liegt etwas Wahres bey beyden dieser Meynungen zum Grund; nämlich, daß Herr von Sully ohne Zweifel seine Stelle sehr gerne länger behalten hätte, wenn es noch mit demselben Ansehen hätte seyn können, wiewol es nie mit eben dem Vergnügen, wie unter dem vorigen König gewesen seyn würde; daß aber die Bemühungen, die er deswegen anwendete, die Königinn, die Großen und Minister ihm abgeneigt machten, und es endlich auch ihm selbst entleideten, als er sah, daß er sich umsonst darum bemühte. Die Erzählung Matthieu's stimmt ganz mit dieser Verstellung überein, und paßt auch zugleich zu der Aussage unsrer Memoiren. „Der Herzog von Sully — sagt er — sah nach dem Tod Heinrichs des Großen wohl ein, daß er unter dieser neuen Regierung nicht das würde seyn können, was er unter der vorigen gewesen war, und daß die Feindschaft des Herrn Grafen von Soissons zu seinem Verderben ausschlagen würde. Da man ihm bereits das Finanzfach entzogen hatte, rieth man der Königin auch noch, ihm die Bastille zu nehmen. Man fand dieß so gewagt, daß man sagte: Heinrich der Große würde es nicht gethan haben, aus Furcht, die von seiner Religion möchten darüber empfindlich werden. Indessen fand sie doch nichts als bereitwilligen Gehorsam auf den Befehl, den sie ihm ertheilte, diesen Platz, ihrem Chevalier d'Honneur, Chateauneuf, zu übergeben.

Hätte

Hätte er einige Schwierigkeiten deßwegen gemacht, so würden einige Große vom Hof, welche das Beyspiel von Standhaftigkeit fürchteten, diese Uebergabe schwieriger gemacht haben. Als er dieses Platzes beraubt war, erkannte er den Nachtheil, den er von dieser Nachgiebigkeit hatte, und bat die Königinn um Urlaub, um nach Rosny zu gehen, wo er nur drey Tage bleiben zu wollen vorgab. Als er daselbst war, sagten die von seiner Religion zu ihm: er dürfe nicht wieder an den Hof gehen, wo er so mißhandelt worden sey. Seine Gemahlin und sein Bruder beschworen ihn aber das Gegentheil zu thun, und er kehrte zurück. Allein diejenigen, welche nicht dieser Meynung gewesen waren, entfernten sich von ihm, indem sie dafür hielten, es sey ein Beweis von wenig Edelmuth, daß er nicht mehr Empfindlichkeit über eine solche Behandlung zeige. Die Königinn empfieng ihn mit günstigen Augen; allein der Herr Graf von Soissons ließ ihn von allen Geschäften entfernen, von denen er so viel Wissenschaft unter Heinrichs des Großen Regierung gehabt hatte. Da er sich solchergestalt um Amt und Einfluß gebracht sahe, gieng er ab nach Sully, und weil er sich da nicht für sicher genug hielt, nach Bourbonnois." — Dieser Schriftsteller setzt hinzu: einer der hauptsächlichsten Beweggründe der Protestanten, alles aufzubieten, um ihn mißvergnügt zu machen, sey ihr Verlangen gewesen, sein großes Vermögen für ihre gemeinschaftliche Sache zu nutzen, er sey aber dem weisen Rath des gedachten Generallieutenants der Artillerie la Vollée gefolgt, sich ganz eingezogen zu halten, ohne sich in irgend eine der bald darauf erfolgten Verwirrungen zu mischen. ibid. p. 22.

12. Noel von Sillery, Bruder des Kanzlers.

13. „Obgleich der Streich ihn nicht unerwartet traf, und er ihn von Ferne schon kommen sah, konnte er sich doch nicht fassen, so daß er ihn mit Schwachheit empfieng. Er wich, weil er gehorchen mußte; und als ihm die Königinn sagen ließ, er habe sich öfters gegen sie erboten, seine Stelle niederzulegen, antwortete er: er habe es gethan, weil er nicht geglaubt hätte, daß man ihn beym Wort nehmen würde." rc. Hist. de la Mère et du Fils. ib. p. 131. Dieser Schriftsteller setzt noch verschiedene andere Züge hinzu, mit eben der Verächtlichkeit gegen Herrn von Sully; allein ausser den Gründen, die wir bereits gegen

die Glaubwürdigkeit seines Zeugnisses angeführt haben, ist er auch noch der einzige, der in solchen Ausdrücken davon spricht.

„Sonnabends am 5ten Febr. Herr von Sully reißt aus Paris, giebt das Dekret auf hundert tausend Thaler zurück. Frau von Sully verweist ihm seinen Hochmuth und seinen Trotz.“ ꝛc. Journal de l'Etoile ib. p. 257.

14. „Kaum war sein Rückzug erfolgt, als mehrere sich aufmachten, den Sieg gegen ihn zu verfolgen, um sich durch seine Beute zu bereichern. . . . . Allein endlich änderte die Königinn ihre Meynung, und das sehr mit Recht, indem es nicht billig war, einen Mann, dessen Dienste Frankreich nützlich gewesen waren, ohne einen andern Vorwand zu mißhandeln, als weil er, während er dem Staat nützte, zugleich sich selbst genutzt hatte.“ Hist. de la Mère et du Fils ib. p. 128.

15. „Er zog sich zurück, beladen mit Gütern, welche ihm die Zeit seines Dienstes verschaft hatte. . . . . Man kann mit Wahrheit sagen, daß die ersten Jahre seiner Dienste vortreflich waren, und wenn jemand hinzusetzt, die letzten seyen weniger streng gewesen, so wird er nicht behaupten können, daß sie für ihn nützlich gewesen seyen, ohne es zugleich gar sehr für den Staat zu seyn.“ Histoire de la Mère et du Fils ib. p. 128. Ein einziges Zeugniß von einem Feind, wie dieser Verfasser ist, wiegt tausend andere auf.

16. Die folgende Darstellung ist eine unwiderlegbare Antwort auf eine gegen den Herzog von Sully verbreitete Verläumdung, die man auch in der Hist. de la Mère et du Fils p. 130. in folgenden Ausdrücken findet: „Uebrigens, wenn er die Geschäfte des Königs gut machte, vergaß er seine eignen auch nicht dabey; dieß zeigte sich um so deutlicher darinn, daß er mit sechstausend Pfund Einkommen an seinen Posten kam, und mit mehr als hundert und funfzigtausend ihn verließ; dies hatte ihn genöthigt, von der Rechnungskammer die schriftliche Angabe seines Vermögens, die er beim Antritt der Finanzverwaltung in die Registratur niedergelegt hatte, zurückzunehmen, damit man nicht durch seine eigne Handschrift beweisen könnte, daß er so viel von den königlichen Geldern profitirt habe.“

17.

17. Franz von Bethune, der die Linie der Grafen von Orval stiftete, war Ritter der königlichen Orden, erster Stallmeister der Königinn Anna von Oestreich, Oberweginspektor von Frankreich, Oberaufseher über das Bauwesen, Befehlshaber von Saint Maixent, Mestre-de-Camp des Regiments Picardie, Lieutenant-General der Armeen des Königs. Nach dem Tod seines leiblichen Bruders, Cäsars von Bethune, welcher unvermählt starb, wurden die Güter und Herrschaften, worüber der Herzog von Sully zu Gunsten seiner Kinder zweyter Ehe verfügt hatte, wie wir bald hören werden, in ihm vereinigt, zu einem Herzogthum und einer Pairie erhoben, unter dem Namen Bethune, und das in Betracht der großen Dienste, welche er den Staat geleistet hatte, besonders durch Aufstellung einer beträchtlichen Anzahl Kriegsleute zu Fuß und zu Roß, auf seine eigne Kosten in der dringenden Noth Sr Majestät, damals im Krieg mit den Spaniern, dem Herzog von Lothringen, dem Prinzen von Condé und andern rebellischen Unterthanen. In diesen Ausdrücken wird davon in dem Stiftungsbrief gesprochen, datirt Melun im Jun. 1652. Das Herzogthum Sully fiel an diese Linie 1630. (?) beim Tod Maximilians, fünften Herzogs von Sully, in der Person Ludwig Peter Maximilians von Bethune, Enkels dieses Franz, Herzogs von Orval, dem es durch eine Sentenz des Depeschenraths zugesprochen wurde, gegen Erlegung des Werths an Armand von Bethune, seinen Grosonkel, Abt, nachher Grafen von Orval.

18. Louise von Bethune; sie heurathete am 19. May 1620, Alexandern von Levis, Marquis von Mirepoix.

19 Unter den Papieren, welche die Beweise von dem enthalten, was Herr von Sully von seinen Streitigkeiten mit dem Herrn Prinzen von Condé erzählt, und die der jetzige Herr Herzog von Sully mir mitzutheilen die Gnade hatte, finde ich zwey Briefe, die man nicht ungern hier lesen wird; einer ist von dem Herrn Prinzen von Condé an den ersten Herzog von Sully; der andre von den Herrn Prinzen von Conty an den Herrn Marquis von Bethune, (Maximilian Alpin) Großvater des jetztlebenden Herrn von Sully.

Schreiben des Herrn Prinzen von Condé an den Herrn Herzog von Sully.

Monsieur!

„Ich hoffe die Ehre zu haben, Sie bald zu sehen. Durch den Ueberbringer werden Sie den Preis und die Bedingungen des Bewußten erfahren. Sie werden auch aus allen meinen Schritten erkennen, wie sehr ich den Dienst des Königs und das allgemeine Beste wünsche, und die besondre Freundschaft von Ihnen, den ich leidenschaftlich liebe; ich bitte Sie, sich ganz hierauf zu verlassen. Ich mache mich, nach meinem und Ihrem Versprechen gefaßt, unsern Kauf über Villebon abzuschliessen, und werde Ihnen (mit inständiger Bitte, sich dazu daselbst einzufinden) den Ort zu wissen zu thun, wo ich werde die Ehre haben können, Sie zu sprechen.

Ich bin,

Monsieur

Ihr unterthäniger Vetter
und Diener.

Heinrich von Bourbon.

Schreiben des Herrn Prinzen von Conty an den Herrn Marquis von Bethune.

Monsieur!

Der Herr Graf von Orval dringt ausserordentlich in mich, in den Vergleich zu willigen, den er mit dem Herrn Vicomte de Meaux über das Gut Chanrond treffen will. Er bietet mir sogar Sicherheitsleistungen an, um mich der Garantie zu entbinden, welche mein hochseliger Herr Vater übernommen hatte. Nichts desto weniger wollte ich ihm keine Erklärung geben, weil ich Ihrer Frau Schwiegermutter versprochen habe, nichts in dieser Sache vorzunehmen, ohne erst Ihnen Nachricht davon zu geben. Und, da es immerhin für beyde Theile zuträglich ist, daß diese Angelegenheit in Ordnung gebracht werde, und man bald möglichst damit zu Stande komme, so habe ich die Wahrung meines Interesses Ihrem Vetter dem Herrn Grafen von Bethune übertragen, so wie ich Sie bitte, es eben so zu halten, und sich dem zu unterwerfen, was er darinn verfügen wird. Der Herr Graf von Orval und der Vicomte

comte von Meaux sind es zufrieden, ganz dasselbe zu thun. Ich zweifle nicht, daß Sie sich hiezu entschliessen werden, denn sonst würde ich nicht umhin können, den Weg einzuschlagen, den man mir vorschlagen würde, und auf meine Sicherstellung dabey bedacht zu seyn. Ich ermahne Sie von ganzem Herzen, keine Schwierigkeit gegen diese Auskunft zu machen. Indessen bin ich mit vieler Neigung

Monsieur

Tolose am 19. Okt.
1656.

Ihr

bestaffectionirter und
bereitwilliger
Armand von Bourbon.

Dreyßigstes Buch.

1. Die allgemeinste Meynung heut zu Tag ist die Varonische, weiche die Zeit der Begründung Roms ungefehr zweyhundert Jahr später setzt.

2. Diese drey Epochen sind nicht ganz richtig. Die erste ist 410. nicht 414. die andre 455. oder 456. und die dritte 552. unter Tejas, Totila's Nachfolger, und letzten König der Gothen. Die Plünderung währte vierzig Tage.

3. Es wäre unbillig, Valentinian III. Honorius ꝛc. den Namen eines Kaisers vom Occident zu verweigern. Man muß den Ausdruck, deren sich hier dieser Verfasser bedient, nicht so genau nehmen, sondern nur in dem Sinn „eines geschwächten Reichs, am Rand seines Untergangs.“

4. Diese ganze Kritik ist sehr richtig. Lange vor dem Jahr 445. da, nach den P. P. Peteau und Sirmond, Clodwig sich durch Wegnahme von Cambray ꝛc. zuerst diesseits des Rheins niederließ, und sich der Regierung Valentinians II. entzog, führten die Häupter der Franken den königlichen Titel. Die Niederlassung dieses Volks jenseits des Rheins fieng gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts an, und erstreckt sich ungefehr vom Texel bis Frankfurt. Die Empörung eines Theils von Gallien gegen die Römer geschah 434. im zwölften Jahr der Regierung Valentinians III. und die Meinung des Verfassers von der Niederlassung der Franken in Gallien wird durch

einen gelehrten Akademiker bestärkt, der alles mögliche Licht über diesen Punkt der Kritik verbreitet hat (den verstorbenen Herrn Abt du Bos, Histoire critique de l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules T. I. L. I. chap. 17. l. 2. ch. 7. 8

5. Dieß ist eine von den Stellen, welche mich zu der in meiner Vorrede geäußerten Bemerkung veranlaßten, daß die Kompilatoren der alten Mémoires de Sully sich die Freyheit genommen haben, ihre eigne Meynung über Regierung, der des Verfassers beyzumischen, und zwar so, daß sich der Uebersetzer, weil er sie nicht leicht aussondern, noch selbst itzt mehr genau unterscheiden kann, genöthigt sieht, wider seinen Willen widersprechende Behauptungen über denselben Gegenstand zu übertragen. Nach allen dem, was man den Herzog von Sully von der Volksgewalt und der Anarchie, und besonders gegen die Mißbräuche der Ständeversammlung behaupten sah, würde der Widerspruch zu grob seyn, wenn alle diese Stellen von einer Hand mit der gegenwärtigen seyn sollten. Es sind noch zwo bis drey andre ähnliche, im ganzen Werk, welche ich mit Anmerkungen bezeichnet habe.

Der Herr Abt du Bos gieng von demselben Grundsatz mit unserm Verfasser aus, zog aber ganz entgegengesetzte Folgerungen daraus, welche so gründlich sind, als diese nicht. a. a. O. Man kann nicht besser thun, als auf dieß vortreffliche Werk zu verweisen, dessen Zweck ist, den Irrthum zu widerlegen, worein der Verfasser dieses Stücks unsrer Memoiren gefallen ist. „Dieser Irrthum," sagt er, discours prelim. p. 57. — „führt auf den Gedanken, daß alles, was „die Nachfolger Hugo Capets für das königl. Ansehn gethan „haben, es sey nun, durch Befreyung der Unterthanen von „den Seigneurs, oder durch Anstellung königlicher Beamten „in allen Lehen von einiger Bedeutung, oder durch Aufhebung „des Rechts der Seigneurs, ihre Mannen aufzubieten, um „andre zu befehden, oder durch Vorkehrung andrer einem „Souverain erlaubten Mittel, ein Attentat auf die erste Konstitution der Monarchie gewesen sey. Man betrachtet „demnach Ludwig den Dicken, Philipp August, und die großen „Könige des dritten Stamms, als Tyrannen, wiewohl sie „nichts weiter thaten, als die unverjährbaren Rechte der Krone und die Rechte des Volks von Usurpatoren zurückfordern, „die sich beider im neunten und zehnten Jahrhundert bemächtigt hatten. In der That thaten diese Fürsten, weit ent-

„fernt,

„fernt, der alten Reichsverfassung zu nahe zu treten, indem „sie einen Theil ihrer Rechte wieder herbeyschafften, weiter „nichts, als daß sie, so gut sie konnten, die alte Ordnung wie„der herstellten." Dieß beweist er denn methodisch im ganzen sechsten Buch s. Werks. M. s. auch die oben angeführten Aufsätze des Herrn Foucemagne sowohl über das Salische Gesetz, als über die Thronfolge.

6. Die Memoires de Sully sind die das einzige Denkmal, das der Nachkommenschaft die nähern Angaben von dem großen Entwurf Heinrichs IV. aufbewahrt hat. Man findet es in keinem der Geschichtschreiber, Memoirenschreiber und Schriftsteller aus den Zeiten dieses Herrn. Der größte Theil derselben hat diese Materie nicht einmal berührt, weil sie ohne Zweifel nicht genug wußten, um davon reden zu können. Erst seit Erscheinung der Denkwürdigkeiten Sully's, wo es so gut enthüllt ist, hat man angefangen davon zu reden, und unter allen denen, die es ungefehr seit der zwoten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gethan haben, finde ich beynahe keinen, der die Möglichkeit dieses großen Projekts in Anspruch genommen hätte, weil man wahrscheinlich noch der Zeit, da es entworfen wurde. noch nahe genug war, um sich sowohl durch die mündliche Aussage derer, welche Zeugen der Vorkehrungen und Zurüstungen seyn konnten, daß alle Maaßregeln genau so genommen worden waren, wie der Herzog von Sully erzählt, als durch Schlüsse zu überzeugen, daß es bey weitem nicht so viel Schwierigkeit gefunden hätte, als man nachher dabey zu bemerken glaubte.

Der Verfasser der handschriftlichen Abhandlung in der königl. Bibliothek, die ich in der Vorrede angeführt haben, und die mir der älteste Aufsatz scheint, den wir aus dieser Zeit haben, zweifelt nicht, daß dieß Projekt nicht völlig zur Ausführung gekommen seyn würde. Nach ihm sagt Herr von Perefixe, der uns im dritten Theil seiner Geschichte Heinrichs des Großen S. 333 ff. einen sehr guten Abriß davon giebt, ganz bestimmt: es würde geglückt seyn, und führt die Beweise für diese Behauptung an. Der Fortsetzer des Herrn de Thou ist in dem Wenigen, was er davon sagt, an. 1609. 1610. eben dieser Meynung. Der Marschall von Bassompierre, journal T. I. sagt ebenfalls etwas davon, ohne es zu mißbilligen. Mit diesen Autoritäten kann man noch die des Verfassers der Lebensbeschreibung des Herzogs von Epernon verbinden, und einiger andern Schriftsteller, welche alle gleicher

cher Meynung zu seyn scheinen. Kurz, bis zum Anfang dieses Jahrhunderts scheint über diese Sache nur eine Stimme gewesen zu seyn, der auch noch verschiedene unsrer neuern Geschichtschreiber beystimmten.

Vittorio Siri memorie recondite T. I. p. 29. 514. T. II. p. 45. etc. ist meines Wissens der erste, der diese große Unternehmung für ungereimt und unmöglich ausschrie. Allein die Unwissenheit, die er in dieser ganzen Sache, selbst bey den unbestrittensten Punkten zeigt, seine Anhänglichkeit an die spanische Politik, die durch sein ganzes Werk hervorstechende Abneigung gegen Heinrich IV. und dessen Minister, machen sein Zeugniß billig hierinn ganz verwerflich. Diese Meynung wurde nach ihm von dem Verfasser der Hist. de la Mère et du Fils T. I. p. 44. angenommen und zwar aus demselben Grund einer Anhänglichkeit an die Königinn Mutter Ludwigs XIII. Uebrigens scheint dieser Schriftsteller, wer er auch sey, der für seine Meynung keinen andern Beweis anführt, als das Alter Heinrichs von beynahe sechzig Jahren, so schlecht unterrichtet, daß man sagen möchte, er habe nicht einmal die Vorsicht gekannt, die man gebraucht haben würde, dieß Werk in drey Jahren zu endigen, und er bestreite die Meynung des Herzogs von Sully ohne sie zu kennen.

Weit mehr würde ich dem Ansehen einiger andern Politiker einräumen, die es als unmöglich ansehen, daß die Gestalt von ganz Europa so sehr hätte verändert werden können, als Heinrich im Sinne hatte, und die übrigens finden, daß man in diesen Tagen ein weit glücklicheres Mittel erfunden habe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, als das, wodurch man den alten Rath der Amphiktyonen wieder aufleben lassen wollte, nämlich die Vorsicht alle vorzüglichen Mächte den Traktaten; selbst den besondern beytreten und solche garantiren zu lassen. Alle die Unfälle, welche der Krieg über uns gebracht hat, zeigen hinlänglich, daß diese Vorsicht nichts weniger als hinreichend ist. Und was den Grund der Frage betrifft, so stimme ich darinn mit ihnen überein, daß Europa nur äußerst schwer heut zu Tage in den Zustand gesetzt werden kann, worein Heinrich der Große es setzen wollte. Darum glaube ich aber doch, ohne übrigens jemand zu meiner Meynung nöthigen zu wollen, daß die, welche das Projekt dieses Herrn als ein Luftschloß behandeln, nicht gehörig auf die Zeitumstände sehen, wo Europa so oft in Gefahr, die Beute des Hauses Oestreich zu werden, und von blutigen Kriegen zerstört, welche Religions-

ligionsverschiedenheit erregt hatte und noch täglich erregt, beynahe gezwungen war, seine Zuflucht zu einem gewagten Mittel zu nehmen, um all seinem Elend endlich ein Ende zu machen.

Ich kann diese Anmerkung nicht besser schliessen, als mit den Worten des Abbts St. Pierre in seiner Abhandlung über den großen Mann: „Hieraus sieht man, daß wenn Heinrich „IV. König von Frankreich sein so berühmtes und weises Projekt eines ewigen und allgemeinen Friedens unter allen europäischen Mächten, ausgeführt hätte, er die größte mögliche „Wohlthat nicht nur seinen Unterthanen, sondern auch allen „christlichen Nationen, und, nach einer nothwendigen Folge „selbst dem ganzen Erdkreis erwiesen haben würde; eine Wohlthat, an der alle Generationen itzt und künftig durch alle „Jahrhunderte hindurch Antheil gehabt hätten; eine Wohlthat, welche die Befreyung von unzähligen und unermeßlichen Uebeln in sich begreift, die fremde und einheimische „Kriege verursachen; eine Wohlthat, welche all das Gute bewirkt haben würde, das nothwendig aus einem allgemeinen „unwandelbaren Frieden entspringt; hätte er es ausgeführt, „sage ich, dieß wundervolle Projekt, so wäre er ohne Vergleich der größte Mann gewesen, der je war und seyn wird." Nach einigen andern Betrachtungen über die Mittel dieß Projekt noch leichter zu machen, setzt dieser sinnreiche Schriftsteller hinzu: „Uebrigens hat dieser Herr immer die Ehre der „wichtigsten Erfindung und nützlichsten Entdeckung gehabt, die „je auf Erden zum Wohl des Menschengeschlechts gemacht „wurde. Die Ausführung dieser großen Unternehmung ist „vielleicht von der Vorsicht dem größten Mann von seiner „Nachkommenschaft vorbehalten."

7. Der gegenwärtige Herzog von Sully besitzt das Original eines sehr schönen Briefs von Heinrich dem Großen, vermuthlich an die Königin Elisabeth, wie wohl diese Königin weder in Zusammenhang des Briefs noch auf der Aufschrift genannt ist, auf welcher nur die Worte stehen: „der, die unsterblichen Ruhms würdig ist." Die Ausdrücke, worin Heinrich von einem gewissen politischen Projekt spricht, das er, „die vortrefflichste und herrlichste Unternehmung, die ein erschaffnes Wesen denken uud ersinnen kann; eine mehr himmlische als menschliche Sache" — nennt; die Lobeserhebungen die er diesem so wohl zusammenhängenden Aufsatz, so voll von Angaben dessen, was zu Regierung der Reiche und Monarchien erfor-

erforderlich ist, „diesen Gedanken und Entschlüssen" macht, von welchen man nichts als, „höchst merkwürdige Erfolge von Ehr und Ruhm" erwarten dürfe, daß alles kann nur auf die Königin Elisabeth, und das große Projekt gehen, von dem hier die Rede ist, und über das sich die Königin wahrscheinlich izt schriftlich zu eröffnen angefangen hatte. Dieser Brief ist vom 15 Jul. datirt, aber ohne Jahrzahl.

8. Man begreift leicht, nach dieses ganzen Auseinandersetzung, welchen Glauben das Zeugniß von Siri a. a. O. verdient, wenn er zu verstehen giebt: Heinrich der Große sey einzig von der Leidenschaft, aufzuhäufen besessen gewesen, sein Minister habe ihn zwingen müssen, gleichsam wider seinen Willen in das Projekt einzugehen, und der Herzog von Sully, den er für den einzigen Urheber davon hielt, habe blos aus Eigensinn und vielleicht auch aus Eigennutz so sehr darüber gehalten.

9. Was will also Siri sagen, wenn er uns von dem Vorhaben sagt, welches, wie er fälschlich behauptet, Heinrich der Große gehabt habe, bald, Lothringen mit Frankreich zu verbinden, T. I. p. 555. bald, sich Savoien abtreten zu lassen T. II. p. 62. Eben so wenig wahr ist, was er von den Gesinnungen des Papsts, der Venetianer ꝛc. sagt T. II. p. 180. Dieser Mann scheint in Oestreichischem Sold zu stehen.

10. Es sind einige Abweichungen in unsern Memoiren sowohl in Ansehung dieser Anzahl der Kriegsleute des großen königl. Heers, welches bald dreyßig bald zwey und dreyßig und sechs und dreyßigtausend Mann Infanterie, vier fünf sechs und achttausend Cavallerie, dreyßig und funfzig Kanonen angegeben wird und in Ansehung der verbundenen teutschen Fürsten, die bisweilen auf vierzigtausend Mann zu Fuß und zwölftausend zu Roß getrieben wird, als der Italienischen und andrer konföderirten Mächte. Die Geldrechnungen sind eben so wenig immer dieselben und ganz richtig.

11. M. s. diese drey Rechnungen in den alten Memoiren, T. IV. p. 94.

12. Diese andre Rechnung von fünf und siebenzig Millionen kann man ebenfalls ausführlich sehen in den Memoires de Sully T. III. p. 469.

